

Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 84

SCHOTTLAND

Die Geschichte hinter den Mythen



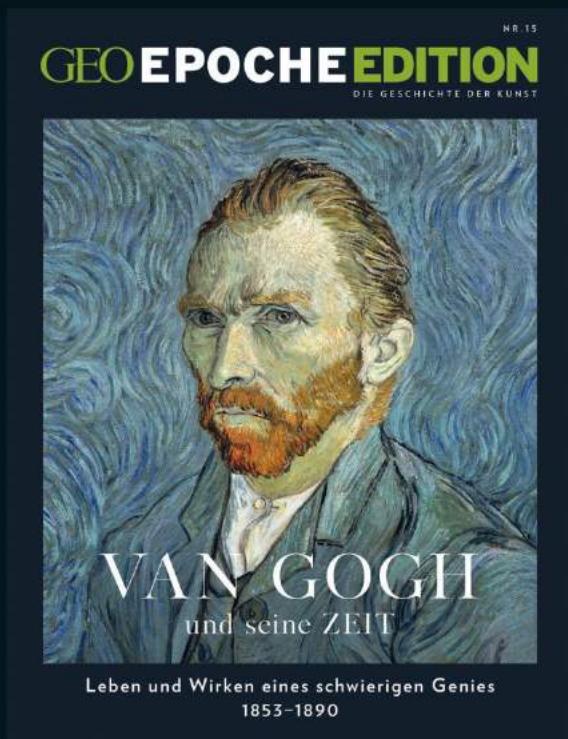
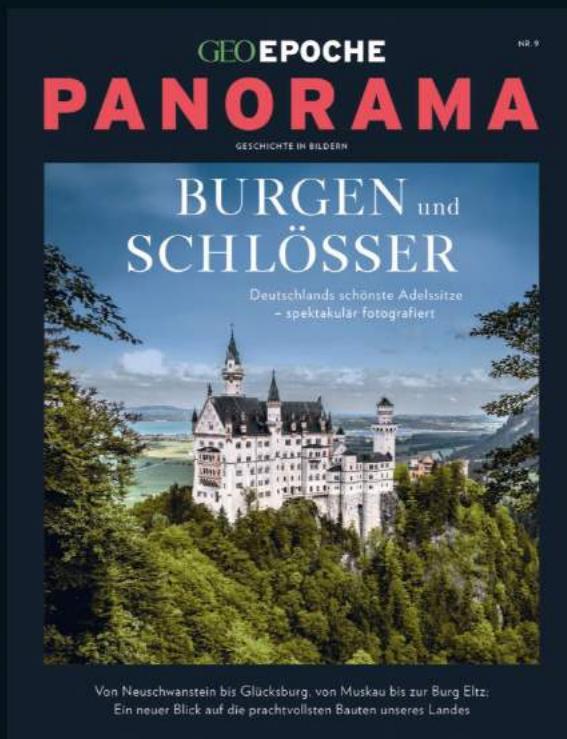
ISBN 978-3-652-00643-9
4 1194875 510002

KRIEGER, CLANS UND KÖNIGE: 900-1900

Macbeth: Der vermeintliche Schurke / William Wallace: Tod für die Freiheit / Maria Stuart: Die glücklose Königin
Rob Roy: Rebell des Hochlands / Whisky: Das Wasser des Lebens / Balmoral: Viktorias Leidenschaft

Deutschland € 10,00 · Schweiz 18,60 sfr · Österreich € 11,40
Belux € 11,80 · Dänemark dkr 110,- · Frankreich € 13,50 · Italien € 13,50

MAGAZINE, DIE GESCHICHTE SCHREIBEN



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEO EPOCHE

Liebe Leserin, lieber Leser

Es ist bemerkenswert, dass einige der bekanntesten Schotten erst durch die Darstellung von Nicht-Schotten so richtig berühmt geworden sind. Und weil die Dramatiker, Dichter und Filmemacher, die sich über das kleine Land am Nordwestrand Europas ausließen, dabei oft ihre ganz eigene Agenda verfolgten, ist das Bild, das die Welt von den Schotten hat, nicht selten eine grobe Verfälschung der Wirklichkeit.

So bei König Macbeth, den der Engländer William Shakespeare zum Protagonisten eines der bedeutendsten Dramen der Weltgeschichte machte – und als blutrünstigen Mörder denunzierte, obwohl der historische Macbeth, der im Jahr 1040 den Thron bestieg, ein starker und vergleichsweise friedlicher Herrscher war.

Oder William Wallace, den der amerikanisch-australische Schauspieler Mel Gibson 1995 als „Braveheart“ in seinem gleichnamigen Film zum schottischen Freiheitshelden stilisierte: Eine Historikerin aus Schottland urteilte, weder die geschilderten Ereignisse noch die Daten noch die auftretenden Personen oder deren Namen waren korrekt. Nicht einmal die Kleidung stimmte: Die von Gibsons Kämpfern in der Darstellung einer Schlacht im Jahr 1297 getragenen Kostüme hat es so niemals gegeben.

Oder Maria Stuart, Königin von Schottland und Titelheldin der Tragödie von Friedrich Schiller. Deren Handlung setzt drei Tage vor der Hinrichtung Marias in englischer Gefangenschaft im Februar 1587 ein. Da die Herrscherin den Deutschen fast ausschließlich als Figur aus Schillers Theaterstück vertraut ist, blieben wesentliche Teile ihrer Vita hierzulande weitgehend unbekannt.

In diesem Heft erzählen wir Marias ganze Geschichte: Es ist das Porträt einer Regentin, die gegen geradezu unglaubliche Widerstände ankämpfen musste und daran scheiterte. Und natürlich zeigen wir auch, wie der echte Macbeth tatsächlich an die Macht kam – und wer der Rebell William Wallace in Wirklichkeit war.



Und wir gehen den zahlreichen Mythen des kleinen Landes in Nordbritannien auf den Grund: wann etwa der Kilt zum typisch schottischen Kleidungsstück wurde – und wie der Whisky zum Nationalgetränk.

Freuen Sie sich auf die wahre Geschichte Schottlands!

Ein schottischer Mythos (und natürlich Thema in dieser Ausgabe) ist auch Balmoral, das 1856 vollendete Schloss der britischen Royals in den Highlands. Schon oft haben wir von den Bauten mächtiger Aristokraten berichtet – etwa vom Istanbuler Topkapi des einflussreichen Sultan Süleyman oder von Versailles, der riesigen Barockanlage des Sonnenkönigs. Nun aber liegt ein ganzes Heft vor, das sich ausschließlich mit solchen Herrensitzen beschäftigt, diesmal in Deutschland: Die neue Ausgabe von **GEO EPOCHE PANORAMA** präsentiert die 20 schönsten Burgen und Schlösser zwischen Flensburg und dem Allgäu, zwischen Moyland im Westen und Muskau im Osten.

Im Auftrag der Redaktion ist der Fotograf Heiner Müller-Elsner kreuz und quer durch die Republik gereist, immer auf der Suche nach den imposantesten Bastionen und Herrenhäusern. Er hat unter anderem eine Kameradrohne eingesetzt, um jene Perspektiven ausfindig zu machen, die die Prachtbauten in ganz neuem Licht erscheinen lassen.

Genau 78256 Fotos sind so entstanden. Die eindrucksvollsten 113 präsentiert **GEO EPOCHE PANORAMA**, viele im Großformat. Und erzählt zudem von den Rittern und Fürsten, die die Herrschaftssitze einst errichteten und deren Familien manchmal noch immer dort wohnen. Mehr über dieses Projekt erfahren Sie auf Seite 158.



Kernteam dieser Produktion

Dr. Frank Otto (Stellvertretender Chefredakteur), Jutta Janßen (Layout), Joachim Telgenbüscher (Heftkonzept)

Herzlich Ihr

Michael Schaper

MACBETH Der berühmteste schottische König ist Opfer einer genialen Verleumdung: Erst Shakespeares Drama macht ihn zum Sinnbild eines Despoten



HIGHLANDER

Die Clans im schottischen Hochland sind als räuberisch verrufen. Aber niemand ist so berüchtigt wie Rob Roy MacGregor



NATIONALSTOLZ

Bilder aus der Frühzeit der Fotografie spiegeln die Mythen und Sehnsüchte, die Schottland bis heute umgeben



FREIHEITSKÄMPFER

Im Jahr 1297 triumphiert der Rebellenführer William Wallace mit seinen Kriegern über die Engländer, doch die Rache seiner Feinde wird furchterlich sein



URSPRÜNGE

Mit dem Untergang der rätselhaften Pikten (o.) beginnt um 900 die Geschichte eines neuen Reiches: Schottland



GEO EPOCHE Schottland

132

MARIA STUART
Sie ist schön, klug
und gebildet:
Dennoch entgleitet
der Monarchin in
den 1560er Jahren
die Macht – weil sie
den falschen
Männern vertraut



INHALT # 84

FRÜHE FOTOGRAFIE MAGISCHER NORDEN Schottland ist das Land der Burgen, stolzer Clans – und einer überwältigend schönen Natur	6	AUFLÄRUNG HAUPTSTADT DER GENIES Im 18. Jahrhundert verwandelt sich das mittelalterliche Edinburgh in eine Kapitale kühner Denker	104
ANFÄNGE SIEG ÜBER DIE PIKTEN Im 9. Jahrhundert unterwirft der legendäre Kriegerfürst Kenneth MacAlpin den Norden Britanniens	26	WHISKY SCHMUGGLER GEGEN DIE KRONE Um das schottische Nationalgetränk entbrennt im frühen 19. Jahrhundert ein blutiger Streit	118
MACBETH DER KÖNIG UND SEIN DICHTER Wer war jener mittelalterliche Monarch wirklich, den William Shakespeare als Schurken verewigte?	36	DAVID DALE FABRIKANT UND WOHLTÄTER Der Unternehmer ist ein Pionier der Industriellen Revolution – und zugleich ein Menschenfreund	128
WILLIAM WALLACE FÜR DIE FREIHEIT 1297 steigt ein Unbekannter zum schottischen Nationalhelden auf. Doch er findet ein schreckliches Ende	38	BALMORAL VIKTORIAS GEHEIMNIS In ihrer schottischen Sommerresidenz erlebt die Monarchin ihre privatesten Momente	132
MARIA STUART DIE GLÜCKLOSE Zu Beginn ihrer Regentschaft wird die Königin bejubelt, später ist sie als vermeintliche Mörderin verhasst	54	INTERVIEW AUFBRUCH IN DIE AUTONOMIE? Der Historiker Sir Thomas Devine über Schottlands Ursprünge – und Zukunft	146
JAKOB I. TRIUMPH IN LONDON Im Jahr 1603 wird der schottische König auch zum Herrscher über die Engländer	72	ZEITLEISTE DATEN UND FAKTEN	150
PANAMA PLEITE IM PARADIES Der geplatzte Traum von einem Kolonialreich kostet die Schotten 1707 ihre Unabhängigkeit	74	Bildquellen	156
ROB ROY REBELL DES HOCHLANDS Ein Highlander beginnt einen jahrelangen Privatkrieg, nachdem ein Adeliger 1713 sein Haus zerstören ließ	86	Impressum	157
JAKOBITEN BONNIE PRINCE CHARLIE Unter der Führung eines jungen Prinzen wagen die schottischen Clans 1745 einen letzten Aufstand	102	Die Welt von GEO	158
VORSCHAU DAS FLORENZ DER MEDICI			

Sie erreichen die GEOEPOCHE-Redaktion
online auf Facebook oder unter
www.geo-epoch.de. Auf unserer Website finden
Sie auch ein Verzeichnis aller
bisher erschienenen Ausgaben

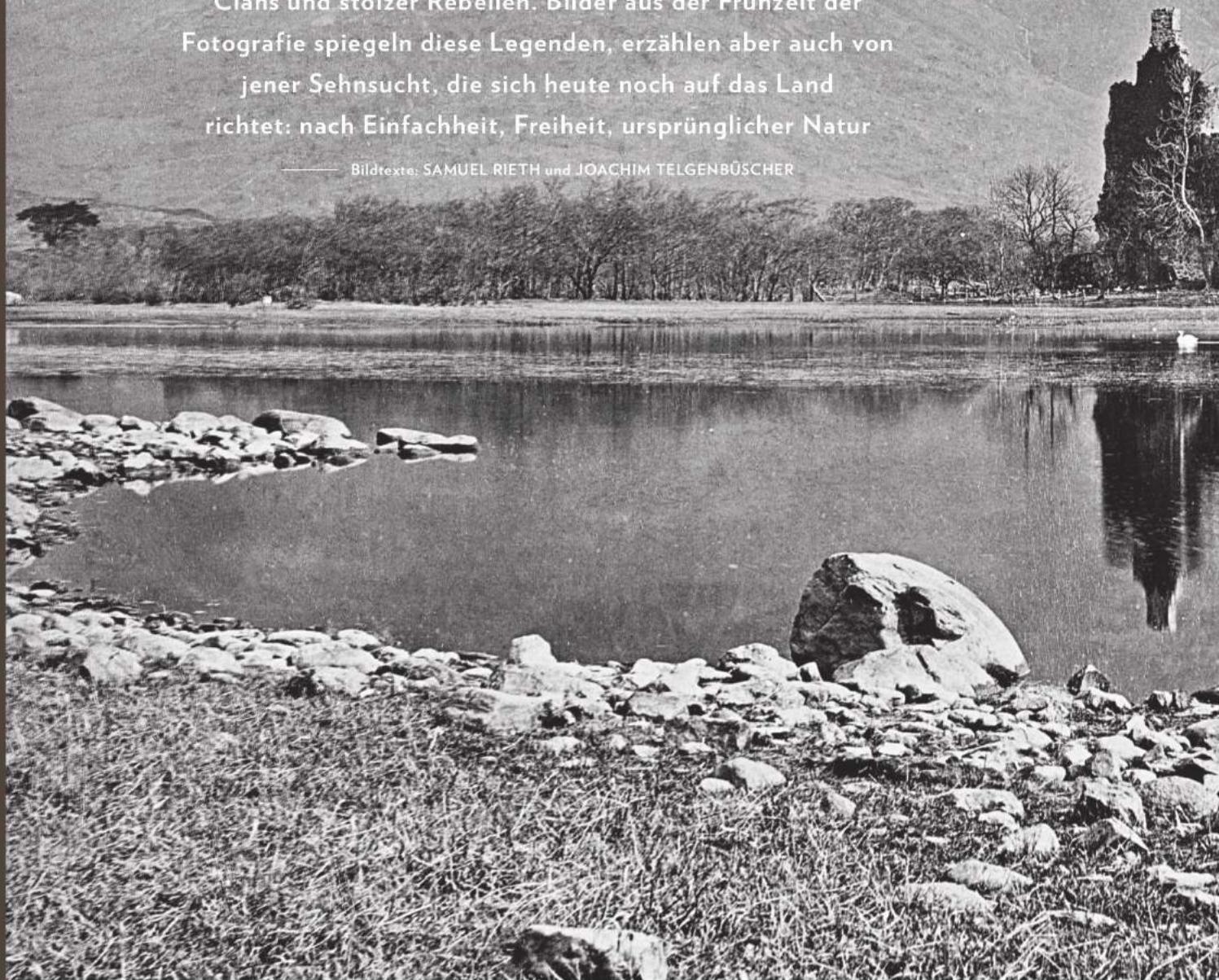
BALMORAL
Königin Viktoria
begeistert sich
für alles Schottische
und lässt sich in
den Highlands ab
1853 eine Sommer-
residenz errichten

Titelbild: Digital bearbeitete Aufnahme des in den westlichen Highlands gelegenen Eilean Donan Castle. Alle Fakten, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in Zitaten sind nicht kenntlich gemacht. **Redaktionsschluss:** 24. März 2017

MAGISCHER

Um das Jahr 900 entsteht am äußersten Rand Europas ein kleines, spärlich besiedeltes Königreich, das einen gewaltigen Mythos gebiert: Schottland – die Heimat kriegerischer Clans und stolzer Rebellen. Bilder aus der Frühzeit der Fotografie spiegeln diese Legenden, erzählen aber auch von jener Sehnsucht, die sich heute noch auf das Land richtet: nach Einfachheit, Freiheit, ursprünglicher Natur

— Bildtexte: SAMUEL RIETH und JOACHIM TELGENBÜSCHER



NORDEN



Im 15. Jahrhundert errichtet ein Spross des mächtigen Campbell-Clans die Burg von Kilchurn, deren wuchtige Mauern sich im Loch Awe spiegeln. Die Festung, eine der berühmtesten im ganzen Königreich, erfüllt ihren Zweck: Nur ein einziges Mal versucht ein feindliches Heer einen Angriff – vergeblich. Erst nach einem schweren Brand im 18. Jahrhundert wird der Bau aufgegeben

DIE SÖHNE DES HOCHLANDS

Jahrhundertelang ist Schottland ein Reich zweier Welten: Während die Bewohner der Ebenen fremde Einflüsse aufnehmen, halten die Menschen im Hochland an ihren alten Bräuchen fest. Sie sprechen Gälisch und gehorchen nicht dem König im fernen Edinburgh, sondern den Chefs ihrer Clans. Erst im 18. Jahrhundert bricht die Krone deren Macht





Schottland

So urtümlich der karierte Schottenrock, den diese Jagdhelfer der Königin Viktoria 1856 auf Schloss Balmoral tragen, auch wirken mag, er ist eine Erfindung des 18. Jahrhunderts. Ausgerechnet ein englischer Industrieller kommt auf die Idee, aus der traditionellen langen Wolldecke, mit der sich die Bewohner der Highlands vor der Kälte schützen, einen kurzen Kilt zu schneidern



Für die Anhänger der Reformation ist die 1450 geweihte, prächtig verzierte Rosslyn Chapel unweit Edinburghs ein »Monument des Götzendienstes«. 1592 befehlen sie dem Besitzer des Gotteshauses, den Altar der Kapelle zu zerstören. Fortan verfällt der Bau. Während des Bürgerkriegs Mitte des 17. Jahrhunderts dient er als Pferdestall. Erst um 1860 wird die Kirche restauriert



DIENER EINES STRENGEN GOTTES

Ab 1560 triumphiert in Schottland eine besonders strikte Form des Protestantismus: Beeinflusst von dem Schweizer Johannes Calvin, werden alle Bilder aus den Kirchen verbannt und Vergnügungen wie Tanz, Musik und Theater verboten. Die Gläubigen schließen sogar einen eigenen Bund mit Gott – und sehen sich als auserwähltes Volk

Schottland



Nach der Befriedung des schottischen Hochlands im 18. Jahrhundert rekrutiert die britische Armee bald besonders tapfere Truppen unter den einstigen Rebellen. Die Highland-Regimenter marschieren im Schottenkaro in die Schlacht und kämpfen an allen Fronten des Empire. Diese drei Soldaten lassen sich 1856 nach siegreicher Rückkehr aus dem Krimkrieg fotografieren

ARM, ZÄH UND STOLZ



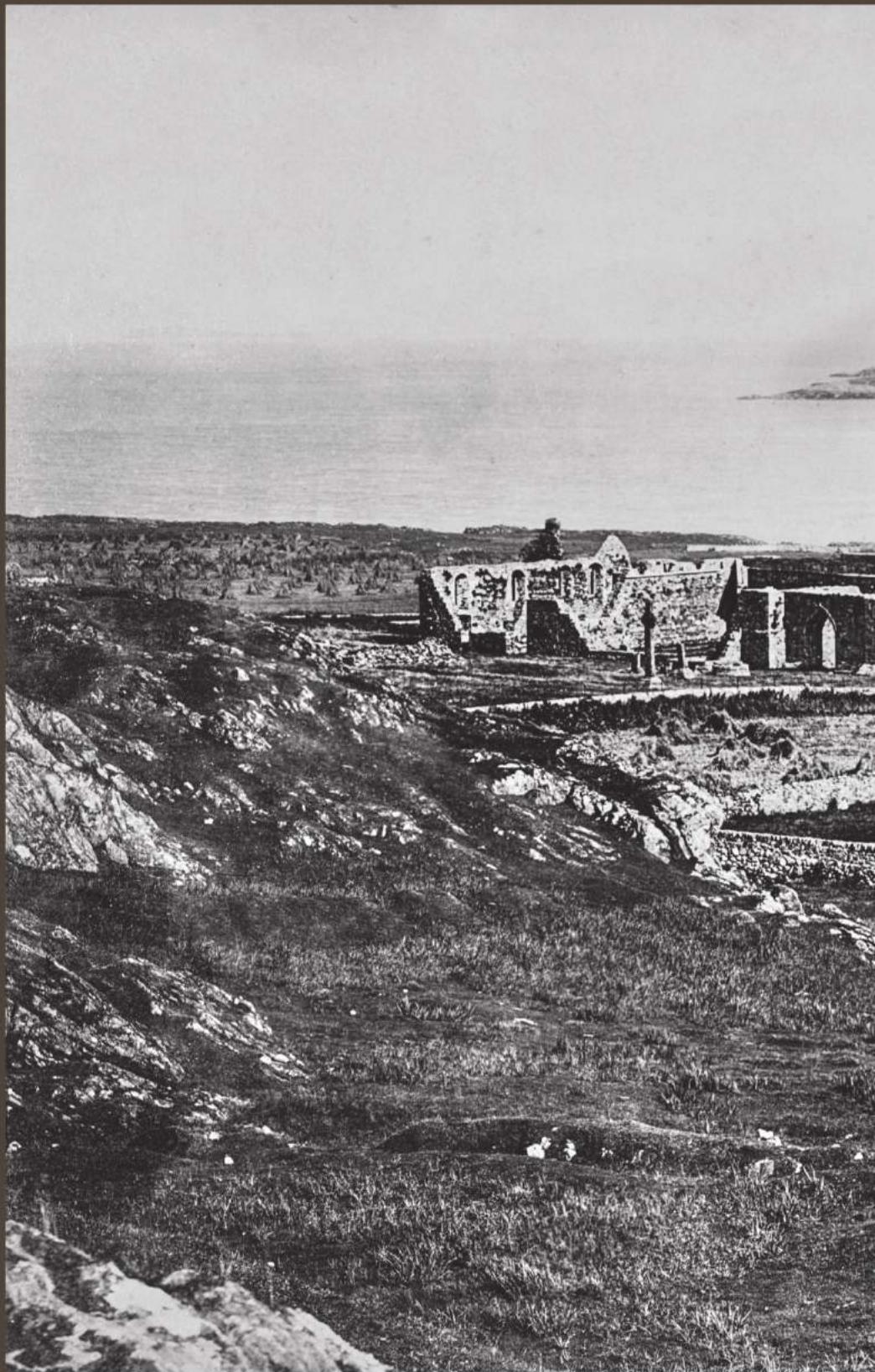
Viele Schotten müssen alle ihre Kräfte aufbieten, um der Natur eine karge Existenz abzuringen. Der Fang dieser Krabbenfischerin scheint kaum zum Leben zu reichen. Ihre Kleidung ist schmutzig, die Schuhe sind abgetragen, die Gesichtszüge verhärtet

Der Alltag in Schottland verlangt den Menschen viel ab. Das Klima ist rau, die Ernte oft mager. Immer wieder erschüttern Hungersnöte das Land, zuletzt verfaulen 1846 die Kartoffeln auf den Äckern. Doch gerade weil sie an Härten gewöhnt sind, erweisen sich die Schotten als exzellente Soldaten und Pioniere, die mithelfen, das Britische Empire aufzubauen

Schottland

AUF DEM HEILIGEN EILAND

Das religiöse Zentrum der Schotten liegt lange am Rand der bekannten Welt. Auf Iona, einer felsigen Insel der Inneren Hebriden, errichtet der irische Mönch Columba im Jahr 563 das erste Kloster Schottlands. Von dort bricht er zu mehreren Missionsreisen auf und verbreitet mit Erfolg die Lehre Christi unter den heidnischen Einheimischen





Als der Missionar Columba 597 stirbt, werden seine Gebeine in der Abtei von Iona bestattet. Bald schon suchen die Mächtigen im Tod die Nähe des Heiligen. 25 gekrönte Häupter finden im Laufe der Zeit in dem Kloster ihre letzte Ruhe. Darunter Kenneth MacAlpin, der Gründer des Reiches. Sowie der wohl berühmteste schottische Monarch von allen: Macbeth



Kein anderer Ort in Schottland liegt so abgelegen wie St. Kilda, eine Gruppe von Vulkaninseln im Atlantik. Die wenigen Menschen dort, es sind nie mehr als 200, haben nur selten Kontakt zur Außenwelt und bewahren daher ihre gälischen Traditionen länger als der Rest des Landes. Diese Männer bilden den Ältestenrat des Hauptelands. 1930 stimmen sie für die Umsiedlung aller Bewohner



DIE HERREN DER INSELN

Schottland, das sind auch mehr als 790 Eilande. Im 12. Jahrhundert erobert ein Vorfahr des Clans der MacDonald die Inneren und Äußenen Hebriden und errichtet dort ein de facto autonomes Reich – zum wachsenden Missfallen der Krone. Erst im Jahr 1493 kann der König die Macht des Clans endgültig brechen und dessen Gebiet konfiszieren

Schottland

DAS LOB DER EINÖDE

Je stärker die Industrialisierung das Vereinigte Königreich im 19. Jahrhundert prägt, desto idyllischer erscheint vielen Briten die schottische Landschaft. Dichter, Maler und sogar Königin Viktoria romantisieren die Highlands als eine unberührte, vermeintlich bessere Welt. Die Queen lässt sich dort ab 1853 ihr Lieblingsschloss errichten: Balmoral





Schottland

Die Schmiede von Kinlochewe liegt im Schatten eines mehr als 1000 Meter hohen Bergmassivs – und wirkt so abgeschieden, als stünde sie am Ende der Welt. Doch die Einsamkeit der Highlands ist vor allem menschengemacht. Sie entsteht erst im frühen 19. Jahrhundert, als Großgrundbesitzer Tausende Bauern vertreiben, um Platz für die profitablere Schafzucht zu schaffen

DER TRAUM VON DER FREMDE

Hungersnöte, hohe Pachten und ein harter Alltag treiben im 19. Jahrhundert immer mehr Schotten dazu, ihre Heimat zu verlassen. Ganze Dörfer brechen mitunter gemeinsam nach Übersee auf. Schottische Bräuche verbreiten sich bis nach Kanada und Australien. Heute stammen bis zu 100 Millionen Menschen weltweit von den Auswanderern ab





Schottland

Auch die Insel Skye, auf der diese Waschfrauen leben, ist im 19. Jahrhundert von einer Hungersnot betroffen. Zudem verlangen die Großgrundbesitzer immer höhere Pachten von den Bauern. So machen sich die Bewohner zu Tausenden auf nach Nordamerika. Eine Hilfsorganisation kümmert sich um die Finanzierung der Überfahrt

EIN LAND DER BURGEN

Rund 1400 Festungen gibt es heute noch in Schottland, viele sind Ruinen. Ab dem 11. Jahrhundert erbauen die Schotten Wehranlagen nach normannischem Vorbild, später entstehen bevorzugt Steintürme. In Friedenszeiten werden dort Urteile gesprochen und Steuern gesammelt. Stets aber bekunden sie die Macht der adeligen Besitzer über die Umgebung





Wer Schottland erobern will, muss Stirling Castle nehmen. Denn die Festung auf einem Sockel aus Vulkangestein beherrscht einen strategisch entscheidenden Übergang über den Fluss Forth – und damit die wichtigste Nord-Süd-Route durch das Königreich. Einige der bedeutendsten Schlachten in der schottischen Geschichte wurden im Schatten der Burg ausgefochten

MONUMENT EINER NEUEN ÄRA

Ausgerechnet das ärmliche Schottland steigt ab dem 18. Jahrhundert auf zu einem der Wirtschaftszentren Europas. Kaufleute profitieren vom Britischen Empire, werden reich durch den Handel mit Tabak aus Amerika. Zunächst erblüht die Textil-, ab etwa 1830 die Schwerindustrie: Arbeiter bauen Schiffe, Lokomotiven – und eine riesige Brücke





Die größte Brücke ihrer Art: Tausende Arbeiter errichten 1889 ein Geflecht aus Stahlröhren über den Fluss Forth nahe Edinburgh, 58 000 Tonnen schwer. Der mittlere Pfeiler der 2,5 Kilometer langen Konstruktion ruht auf einer Felseninsel im Wasser. Als die Forth Bridge im Jahr darauf vollendet wird, gilt sie als eines der modernsten Bauwerke ihrer Zeit. ●



Seit rund 5000 Jahren steht der Steinkreis von Callanish auf der Insel Lewis vor der schottischen Westküste – vermutlich für religiöse Rituale von Vorfahren jener Pikten errichtet, die um 800 n. Chr. im Norden Britanniens leben. Die Skoten im Südwesten der Highlands sind Jahrhunderte zuvor wohl aus Irland eingewandert. Sie werden ihre Nachbarn schon bald unterwerfen



DER TRIUMPH ÜBER DIE PIKTEN

Eine neue Ära beginnt in Nordbritannien, als der Krieger Kenneth MacAlpin um 840 dort König wird. Zunächst gebietet er nur über die Gälisch sprechenden Skoten. Doch das benachbarte Volk der Pikten, deren Kämpfer ihre Körper blau tätowiert haben sollen, ist durch einen Wikinger-Angriff entscheidend geschwächt: Kenneth ergreift die Chance, seine Macht zu vergrößern – und legt so das Fundament für die Entstehung Schottlands

— Text: REYMER KLÜVER; Fotos: SIMON MARSDEN; Illustrationen: JOHN WHITE



Den Namen *picti*,
wohl »die Bemalten«,
geben römische
Gelehrte jenem
britannischen Volk,
das sich der
Legende nach blau
tätowiert

J

Jahrhundertelang sind die Zeiten hoch im Norden Britanniens dunkel, blutig und gewalttätig. Es sind Zeiten, in denen ein Königsohn den anderen erschlägt oder ein Regent sein Leben auf dem Schlachtfeld lässt, von einem Usurpator in den Tod getrieben. Zeiten, aus denen wenig mehr überliefert ist als ein paar Chroniken und Herrscherlisten.

Und selbst diese Annalen werden erst Jahrhunderte später angefertigt und enthalten oft nicht mehr als die Namen der Könige und ihre Regierungszeiten. Fremd klingende Namen wie Fergus Mór stehen da oder Talorgan, Sohn des Drostan. Einer der Herrscher, die in den Chroniken aufgeführt sind, ist Kenneth MacAlpin. Um das Jahr 840 beginnt seine Regentschaft über die Skoten, einen Volksstamm, der Gälisch spricht, eine keltische Sprache, und an der zerklüfteten Westküste jener Region im Norden Britanniens siedelt, die später nach ihnen Schottland genannt wird.

Vermutlich tritt Kenneth sein Amt auf der Felsenfestung Dunadd an, einer Trutzburg, in der sich die Edlen der Skoten, wie es bei ihnen üblich ist, zur Königskür versammeln.

Auch Frauen kämpfen angeblich im pictischen Heer.
10 000 Krieger sterben 83 n. Chr. in einer Schlacht gegen die Römer



Sie haben den Mächtigsten aus ihren Reihen zum neuen Anführer ihres Volkes ausgewählt.

Vor allen Anwesenden erklimmt Kenneth den höchsten Punkt des Plateaus, wie Archäologen vermuten. Dort haben Steinmetze einer früheren Epoche einen Fußabdruck ins graue Granitgestein gemeißelt. Feierlich legt Kenneth den Königseid ab, verspricht, sein Volk mit Gottes Hilfe zu führen. Dann setzt er seinen Fuß in die wenige Zentimeter tiefe Höhlung – als symbolische Verbindung von König und Land.

Viel mehr weiß man nicht über Kenneth. Vieles bleibt im Ungefahren – nur eines ist gewiss: Mit seiner Herrschaft bricht ein neues Zeitalter im Norden Britanniens an.

Denn Kenneth MacAlpin ist der Gründer eines Königreichs. Es wird ungleich größer als das bisherige Herrschaftsgebiet der Skoten an der Westküste sein, bald fast den gesamten Norden der britischen Insel vereinen und einen eigenen Namen erhalten: Erst werden die Menschen es Alba nennen, nach dem gälischen Wort für die britische Insel – und später Schottland.



Doch über MacAlpins Aufstieg liegt ein Schatten, wie ein dunkles Geheimnis: Denn der Siegeszug der Skoten unter seiner Herrschaft bedeutet zugleich den Untergang eines anderen Volkes, seiner Sprache und seiner rätselhaft anmutenden Kultur.

Zum ersten Mal taucht Nordbritannien im 1. Jahrhundert n. Chr. aus dem Nebel der Vorgeschichte auf. Caledonia nennen die Römer die zerklüftete Region am abgelegenen Rand des Imperiums, nördlich der Provinz Britannia, die sie ab dem Jahr 43 n. Chr. erobert haben.

Die Kaledonier sind einer der wohl 16 dort siedelnden, meist Keltisch sprechenden Stämme. Vier davon leben südlich der Landenge zwischen dem heutigen Glasgow und Edinburgh. Sie stehen in Verbindung mit den Bewohnern der römischen Provinz, treiben wahrscheinlich Handel mit ihnen. Nicht so die zwölf Stämme weiter im Norden.

Der antike Historiker Tacitus beschreibt sie als kühne Gesellen „mit roten Haaren und mächtigen Gliedmaßen“. Als die römischen Legionen im Jahr 83 tief ins Hochland vordringen, stellt sich ihnen ein einheimisches Heer entgegen. Einem der Stammesführer, Calgacus, legt Tacitus in seinem Geschichtswerk eine bittere Anklage des römischen Expansionsstrebens in den Mund:

Karg und vielerorts
bergig ist Schott-
land – und die
Einwohner wehren
sich gegen die
Eroberer: Daher
besetzen die
römischen Legionen
im 1. Jahrhundert
n. Chr. nur
den südlichen Teil
Britanniens

„Plündern, Niedermetzeln, Rauben nennen sie mit falschem Namen Herrschaft, und wo sie Einöde schaffen, sprechen sie von Frieden.“

Höchstwahrscheinlich ist dieses Zitat eine Erfindung, wie sollte Tacitus auch erfahren haben, was im feindlichen Lager vor der Schlacht (wohl nahe dem heutigen Inverness) gesprochen wurde? Dennoch trifft die Rede des Häuptlings einen Charakterzug der Kaledonier, der die Geschichte der Region über Jahrhunderte prägen wird: ihre Unbeugsamkeit.

Trotz allen Widerstandsgeists unterliegen Calgacus und seine Männer am Ende der Weltmacht. 10 000 gefallene Kaledonier bleiben auf dem Schlachtfeld zurück, während die Römer kaum Verluste erleiden. Weiter im Norden greift eine römische Flotte sogar die Orkney-Inseln an.

Dauerhaft besetzen die Römer das Land allerdings nicht. Stattdessen errichten sie ab dem Jahr 122 n. Chr. am nördlichen Rand ihrer Provinz Britannia ein gewaltiges, fast 120 Kilometer langes Bollwerk: Der Hadrianswall soll die aufblühenden Siedlungen im Süden vor kaledonischen Überfällen schützen und die Kontrolle des Grenzgebiets erleichtern.

Zwei Jahrzehnte später bauen die Römer im Norden noch eine weitere, kleinere Sperranlage, zwischen dem Firth of Forth und dem Firth of Clyde. Sogar jenseits dieses neuen Limes errichten

sie Kastelle und Wachtürme. Doch nicht für lange Zeit. Bald verschanzen sie sich wieder hinter dem Hadrianswall. Später ziehen zwar immer wieder Statthalter Roms auf Strafexpeditionen in den rauen Norden. Nie aber gelingt es ihnen, den Landstrich ganz zu unterwerfen.

Das liegt nicht allein an der zweifellos wilden Kampfkraft der Kaledonier – vielmehr haben die meisten römischen Kaiser nur ein geringes Interesse an der kleinen, abgelegenen Region. Bietet doch das karge schottische Hochland kaum Bodenschätze, die es auszubeuten lohnt. Seine Bewohner sind dafür umso furchteinflößender. Der Aufwand, sie zu befrieden, wäre hoch. Und so verdanken die Bewohner Nordbritanniens ihre

Freiheit einer nüchternen Kosten-Nutzen-Rechnung im fernen Rom.

Während manche Bürger im römischen Britannien allmählich die Segnungen der antiken Zivilisation zu schätzen lernen – wetterfeste Straßen, steinerne Gebäude, Thermen, Theater und sogar Fußbodenheizungen –, bleiben die Stämme im nicht eroberten Norden ihren alten Lebensweisen treu.

Eine Kluft zum Süden tut sich auf, die Jahrhunderte überdauern wird.

Trotzdem hat die römische Besatzung auch jenseits der Provinzgrenzen weitreichende Folgen: Der militärische Druck der Legionen bewegt die zahlreichen Stämme wohl dazu, sich zu mehreren Großverbänden zusammenzuschließen.

Die größte dieser neuen Völkerscharen nennen die Römer *picti*, „die Bemalten“. Denn

Die Burg Duntulm wird zwar erst um 1400 errichtet, auf der Insel Skye vor der schottischen Westküste. Doch bereits viele Jahrhunderte zuvor stehen auf diesem Berg die Mauern einer Festung



deren Krieger schmücken ihre Körper sehr wahrscheinlich mit Tätowierungen – und marschieren, wie römische Chronisten behaupten, oftmals vollkommen nackt in die Schlacht. Im 4. Jahrhundert werden sie zu den ärgsten Feinden der Besatzungsmacht: Mehrmals überwinden sie den Hadrianswall, um raubend durch die Grenzregionen zu ziehen.

Schließlich verbünden sie sich mit den Skoten sowie anderen Stämmen und stürmen um das Jahr 367 gemeinsam den Wall. So überraschend und so mächtig muss der Angriff gewesen sein, dass ein Trupp sogar bis nach London vorstoßen kann, ehe die Eindringlinge noch einmal zurückgeschlagen werden.

Doch schon 410 räumen die Römer den Hadrianswall endgültig, weil sie ihre Legionen auf dem Kontinent brauchen. Wenige Jahrzehnte später zerbrechen die westlichen Teile des Imperiums in den Wirren der Völkerwanderung.

Pikten und Skoten haben die Römer zwar gemeinsam bekämpft, dennoch unterscheiden sich die beiden Völker zutiefst, nicht nur in der Sprache.

Ursprünglich wohl aus Irland stammende, Gälisch sprechende Skoten siedeln bereits seit Langem an der schottischen Westküste. Aber die Beziehungen nach Irland – das an der schmalsten Stelle der Irischen See nur 20 Kilometer entfernt ist – reißen nicht ab, im Gegenteil, die Skoten sind Teil eines internationalen Handelsnetzes. Und keinesfalls isoliert.

Ob die Pikten Kontakt zu Völkern außerhalb Britanniens pflegen, beispielsweise über die Nordsee hinweg, weiß niemand. Sicher ist: Die tätowierten Krieger sprechen eine andere, eigenständige Sprache und entwickeln im Laufe der Jahrhunderte eine sehr eigene Kultur, mit einer einzigartigen Symbolsprache, die bis heute nicht entschlüsselt wurde. Überall, wo Pikten siedeln, von Perth im Süden bis hinauf zu den Orkney-Inseln sowie auf den Hebriden, ritzen sie rätselhafte Zeichen in Knochen, Schmuckstücke, Höhlenwände und meterhohe Steine. Und erschaffen so einen verwirrenden Kosmos aus Tierbildern, menschlichen Figuren, Ungeheuern und unergründlichen Linien.

Weder Pikten noch Skoten leben um diese Zeit in festgefügten Großreichen. Die skotischen

Stämme werden wahrscheinlich erst um das Jahr 500 unter einem König geeint. Auch die Pikten sind in kleine und weitgehend autarke Fürstentümer zersplittet, deren Anführer die Stärke noch mächtigerer Männer anerkennen müssen – und ihnen Tribut und Kriegsdienste leisten. Doch allmählich bilden sich zwei Machtzentren heraus: Ein Oberkönig herrscht in der Gegend des heutigen Perth, ein anderer bei Inverness.

Immer wieder sammeln manche dieser Herrscher ihre Adeligen und wohl auch junge, risikofreudige Kämpfer um sich, die sie mit der Aussicht auf Beute und Raubgut locken. Ein Anlass, in den Krieg zu ziehen, findet sich meist schnell: Nicht zuletzt führt das komplizierte Erbssystem häufig zu Fehden, da sich einzelne Thronanwärter leicht übergangen fühlen können – denn die Königswürde wechselt zwischen Familienzweigen hin und her und wird gewöhnlich nicht vom Vater auf den Sohn übertragen. Bei den Pikten gibt es diese Form der patrimonialen Erbfolge überhaupt nicht.

Doch der Kampf um die Macht wird nicht allein mit Gewalt entschieden. Gegen Ende der römischen Herrschaft tritt eine neue Kraft in die Welt der Bewohner Nordbritanniens, deren geistliche Autorität sich die weltlichen Machthaber bald zunutze machen: der christliche Glaube.

Im Süden Schottlands hat sich die Lehre Christi schon zu Römerzeiten verbreitet – bis in die Grenzregionen des pictischen Siedlungsgebiets. Darauf deuten etwa Friedhöfe in der Nähe des späteren Perth, auf denen die Bewohner ihre Toten bereits im 5. Jahrhundert nach christlichem Ritus bestattet haben. Weiter im Norden aber verehren die Menschen noch lange ihre alten Götter.

Im Jahr 563 setzt der Mönch Columba, Spross einer vornehmen Adelsfamilie aus dem bereits sehr früh christianisierten Irland, nach Westschottland über, um das zu ändern. Er will Skoten und Pikten missionieren, ihre Seelen retten. Auf Gälisch lautet sein Name Colum Cille – die Taube der Kirche.

Seine Basis errichtet er auf der Insel Iona, einem windumtosten Eiland vor der Küste. Dort gründet er das erste Kloster Schottlands. Es wird



»Mächtige Gliedmaßen« hätten die wilden Menschen, die in Nordbritannien leben, schreibt der römische Historiker Tacitus

über Jahrhunderte die bedeutendste Abtei im britischen Norden bleiben, und Columba ist der wichtigste Heilige im Schottland des frühen Mittelalters.

Von Iona aus bereisen Columbas Mönche die gesamte Region. Sie lassen hölzerne Kirchen zimmern und an geweihten Orten steinerne Kreuze errichten, wo sie unter freiem Himmel predigen.

Columba, dem Adelsspross, ist die Nähe zu den Mächtigen wohlvertraut. Im Jahr 574 salbt er erstmals einen Skoten-König und schließt damit ein Bündnis mit der Macht, das fortan seinem Orden Einfluss sichert. Der weltliche Herrscher schützt die Mönche und ihre Besitztümer, umgekehrt dient ihm der Abt als Berater, erziehen Mönche die Söhne seiner Adeligen, und bald legitimiert die Kirche den Herrschaftsanspruch der Könige bei den christianisierten Skoten (und später den Pikten) noch zusätzlich.

Der von Columba gesalbte Skoten-König führt im Laufe seiner mehr als drei Jahrzehnte währenden Regierungszeit Krieg gegen sämtliche Nachbarn. Doch der Missionar versteht es, Kontakt auch zu dessen Rivalen aufzunehmen. Er wird von einem Pikten-König freundlich empfangen. Und christliche Herrscher Südschottlands bitten um seinen geistlichen Beistand.

Bald erstreckt sich der Einfluss des Abtes über weite Teile Schottlands. Seine Nachfolger gründen etliche Tochterklöster – das berühmteste liegt auf der Insel Lindisfarne, südöstlich des heutigen Edinburgh, vor der Küste des angelsächsischen Königreichs Northumbria.

Es sind Jahrzehnte eines blutigen Wechselspiels der Macht, von dem die spärlichen Annalen erzählen. Mal dominieren die Skoten die Pikten, mal gewinnen die bemalten Krieger die Oberhand. Um das Jahr 653 fallen angelsächsische Verbände aus dem Süden in Schottland ein und machen wohl mehrere pikti-



Mit Schwert, Schild und Speer – aber ohne Kleidung: Römische Chronisten behaupten, die Pikten zögen nackt in den Kampf

sche Stämme zu tributpflichtigen Untertanen. Doch drei Jahrzehnte später gelingt es ihnen unter Führung eines ihrer Könige, die angelsächsische Fremdherrschaft abzuschütteln. Der Sieger herrscht fortan als „König des Nordens“ über einen Großteil der Pikten.

Seine Nachfolger dehnen die Macht der Pikten schließlich über Teile Südschottlands aus und zwingen auch die Skotenherren zu Tributzahlungen und Heeresfolge.

Wohl erst Kenneth MacAlpin wird diese neue Ordnung endgültig zerstören.

Doch alleine wäre ihm das niemals gelungen.

D

enn am Ende des 8. Jahrhunderts stoßen besonders brutale Kämpfer in den Norden Britanniens vor: die Wikinger. Im Jahr 793 tauchen die bun-

ten Segel ihrer Langschiffe erstmals vor der Küste auf. Mordend und brandschatzend stürmen die Nordmänner das Kloster von Lindisfarne.

Der Überfall ist der Beginn einer beispiellosen Serie von Angriffen. Fast jährlich terrorisieren die beutegierigen Skandinavier fortan Inseln, Klöster und küstennahe Siedlungen in Britannien. Auch das Kloster auf Iona wird oft von Angriffen heimgesucht, bei der schlimmsten Attacke im Jahr 806 sterben dort 68 Mönche.

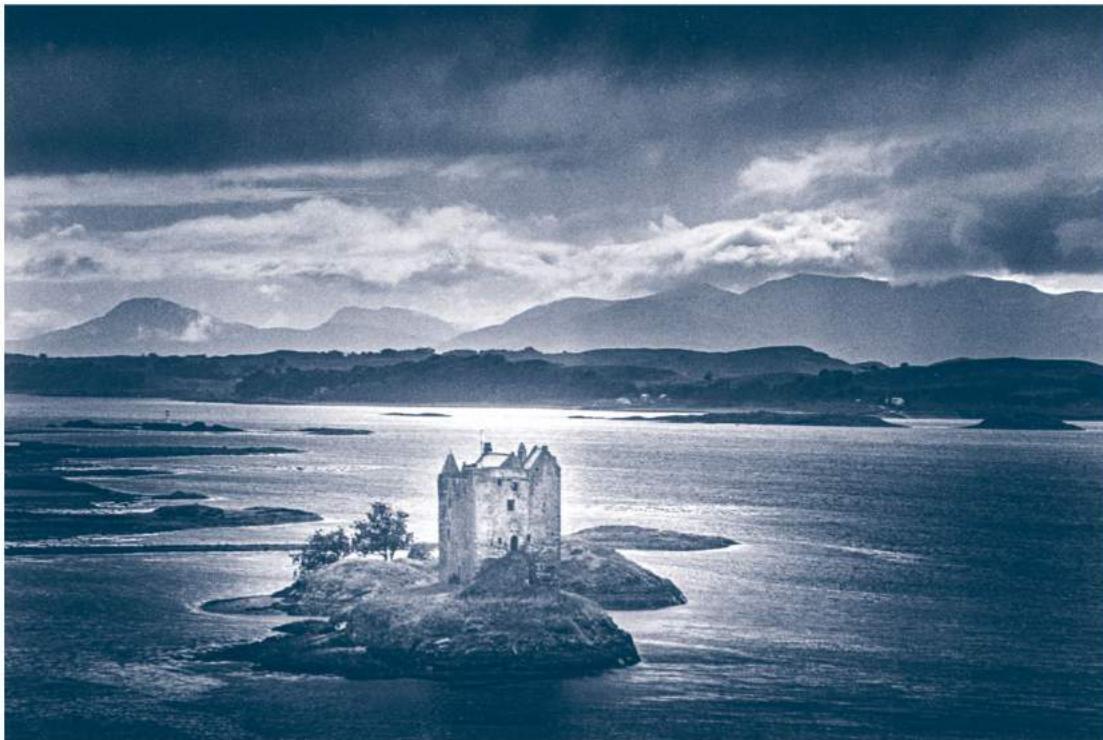
Schließlich geben die verängstigten Brüder auf und verlegen das Hauptkloster ihres Ordens ins etwas sicherere irische Hinterland. Nur eine kleine Gruppe bleibt auf der Insel zurück, um die Gebeine des heiligen Columba zu bewachen.

Das religiöse und kulturelle Zentrum Schottlands aber ist zerstört. Zwar nehmen die Mönche zahlreiche Reliquien und teils reich illustrierte Manuskripte mit ins Exil. Doch in Schottland entsteht in den folgenden Jahrhunderten nicht eine einzige Bildhandschrift mehr.

DIE VÖLKER DES NORDENS



Aus den Territorien der Skoten und der Pikten entsteht im 9. und 10. Jahrhundert das erste schottische Königreich



Anfangs sind die Bewohner Nordbritanniens den Wikingern gegenüber fast völlig hilflos. Wenn die Segel der Drachenboote am Horizont erscheinen, ist es oft zu spät, die Verteidigung zu organisieren. Zu schnell sind die Schiffe der Angreifer. Erst allmählich lernen die Menschen, sich besser gegen die Nordmänner zu wehren. Doch die Angreifer verlegen sich bald auf eine neue Taktik: Nun rücken sie mit Dutzenden von Schiffen an, landen Invasionsschiffe an, dringen immer tiefer ins Hinterland vor.

Im Jahr 839 gelangt ein besonders großer dieser marodierenden Trupps auf das schottische Festland, vermutlich laufen seine Schiffe in den Moray Firth ein, einen Meeresarm im Gebiet der Pikten. Deren Herrscher stellt sich den Wikingern mit einem Aufgebot seiner besten Männer entgegen. Die Schlacht endet für die Einheimischen katastrophal: Neben dem König und seinem Bruder fallen fast alle ihre Anführer.

Die Folgen dieser Niederlage sind für die Pikten verheerend: Wer kann nun noch die Königswürde beanspruchen, da so viele Adelige tot sind? Wer kann sich mit Recht (und mit dem notwendigen militärischen Rückhalt) zum Herrn eines der kleineren Reiche, gar zum Oberkönig aufschwingen?

Schon bald gibt ein Skote namens Kenneth MacAlpin darauf die Antwort.

Auf einer Fjordinsel nahe der Westküste steht Castle Stalker. Die Burg stammt aus dem späten Mittelalter – nur wenige Mauern aus der Piktenzeit haben in Schottland die Jahrhunderte überdauert

Wie genau er den Griff nach der Macht im Piktenland organisiert und rechtfertigt, ist nicht bekannt – nur dass seine Mutter wohl aus einer Königsfamilie der Pikten stammt. Gut möglich, dass er deshalb schon 839 den piktischen Thron beansprucht hat.

Allerdings gibt es trotz des gegen die Wikinger erlittenen Blutzolls weiterhin Rivalen. In den Herrscherlisten sind für die folgenden Jahre noch fünf piktische Könige verzeichnet. Doch die Regierungszeit der beiden ersten endet bereits 842, der dritte hält sich bis 843, der vierte bis 845, mit dem letzten ist es einige Jahre später vorbei.

Sind sie eines natürlichen Todes gestorben? Hat Kenneth sie im Kampf erschlagen? Oder sie ermorden lassen? Keiner weiß es.

So beeindruckend oder beängstigend, je nach Perspektive, ist jedenfalls sein Aufstieg, dass noch mehr als drei Jahrhunderte später ein walisischer Geschichtsschreiber eine perfide Legende über Kenneth verbreitet.

Laut dieser Erzählung habe Kenneth den Herrscher und die Edlen der Pikten zu einem Bankett eingeladen. Alkohol sei reichlich geflossen, die Stimmung soll ausgelassen gewesen sein. Dann aber, so schreibt der Historiker, ziehen Bedienstete die Bolzen aus den Bänken, die Sitzflächen fallen zu Boden und mit ihnen die johlenden Gäste, die nun hilflos zwischen den

Brettern liegen. Daraufhin strecken Kenneths Leute die Adeligen mit ein paar Schwerthieben nieder. Der gesamte Pikten-Adel: auf einen Schlag besiegt.

Nur so, mit der Legende eines massenhaften Meuchelmords, scheint dem Chronisten plausibel zu sein, wofür es im späteren Mittelalter sonst keine Erklärung gibt: dass schon nach wenigen Jahrhunderten fast nichts mehr von der piktschen Sprache und Kultur zeugt.

Im Jahr 849 entschließt sich Kenneth MacAlpin zu einem ungewöhnlichen Schritt, um seine Autorität als christlicher Herrscher zu festigen. Er lässt Reliquien des heiligen Columba, von denen Mönche einen Teil nach Irland gerettet hatten, nach Dunkeld in der Nähe des heutigen Perth überführen – einem Ort, an dem einst ein piktscher König ein Kloster errichten ließ.

Gebeine verstorbener Heiliger und Gegenstände aus deren persönlichem Besitz werden im

Ab etwa 800 müssen die Pikten gegen Wikinger kämpfen – und werden dadurch so geschwächt, dass der Skotenkönig Kenneth MacAlpin sie um das Jahr 843 unterwerfen und das erste schottische Großreich begründen kann (Tal in den Highlands)

Mittelalter in ganz Europa hoch verehrt; wunder-tätige Kraft soll von ihnen ausgehen. In tragbaren Schreinen führen die Skoten nun einige Knochen Columbas mit in manche Schlacht, um so den Sieg zu erringen.

Z

weieinhalb Jahrhunderte nach sei-nem Tod ist der irische Mönch da-mit zum wichtigsten Heiligen für Skoten und Pikten geworden. Die Überföhrung seiner Reliquien muss ein gewaltiges Spektakel gewesen sein, mit Prozessionen und Dank-gottesdiensten in Kirchen und an den Weg-kreuzen entlang der Strecke.

Die Zeremonie hat noch eine weitere Di-mension: Die Reliquien verlassen die Heimat der Skoten und ziehen ins Herzland der Pikten. Eine Geste des Königs an seine neuen Untertanen, aber auch ein Beweis seines Machtwillens. Der kleine



Nachbar von der Westküste übernimmt den großen Bruder jenseits des schottischen Bergrückens und verankert endgültig den Kult des Heiligen, der den Ahnherren der Skoten einst zum König gesalbt hatte.

Sogar ein Gotteshaus lässt Kenneth für die heiligen Überreste Columbas errichten – gewissermaßen eine geistige Zwingburg. Dunkeld steigt zum Bischofssitz auf, zum neuen religiösen Zentrum. Und die Gottesmänner spenden dem König ihren Segen.

Sein Reich regiert Kenneth nun wohl gemeinsam vor allem mit einer neuen Führungsschicht, die er aus dem alten Skotenreich im Westen mitbringt. Der Herrscher und seine Adeligen sprechen Gälisch; die Geistlichen (die in Iona oder einem der Töchterklöster ausgebildet wurden) ebenso. Auf diese Weise legt Kenneth die Grundlagen einer neuen Identität des Landes. Gälisch ist fortan die Sprache der Macht. Wer etwas erreichen oder werden will in Kenneths Königreich (und dem seiner Nachfolger), muss Gälisch sprechen.

Die piktischen Traditionen und Bräuche aber geraten in Vergessenheit. Piktisch ist niemals eine geschriebene Sprache gewesen. Die Gesetze und Rituale der Pikten, ihre Legenden und Gedichte wurden stets von gelehrten Männern mündlich weitergegeben. Im Jahr 839 sind vermutlich nicht wenige der Wissenden in der furchterlichen Schlacht gegen die Wikinger umgekommen; weitere werden Kenneths Griff nach der Macht zum Opfer gefallen sein.

Als er Mitte des 9. Jahrhunderts gälische Kultur und Gesetze einführt, gibt es vermutlich nicht mehr viele gebildete Pikten, die ihr Erbe hätten weitergeben können. Und wenn sie im neuen Königreich Erfolg haben wollen, müssen sie ohnehin Gälisch sprechen. Innerhalb von ein, zwei Jahrhunderten sterben so die piktische Sprache und Kultur schlicht aus.

Kenneth MacAlpin kämpft als König der Pikten immer weiter. Nicht weniger als sechs Feldzüge führt der Kriegerfürst gegen die Nachbarn im Süden. Auch die Wikinger wagen es offenbar nicht, sich mit ihm anzulegen. Jedenfalls kehren sie während seiner Herrschaftszeit nicht zurück. Kenneth ist der mächtigste Fürst im Norden.



Für die Pikten bedeutet Kenneth MacAlpins Herrschaft den Untergang ihrer Kultur. Über sie gebieten fortan skotische Adelige

Doch am 13. Februar 858 stirbt er eines natürlichen Todes in seinem Palast. So steht es jedenfalls in einer piktischen Chronik. Sogar die Todesursache wird genannt: ein Tumor. Kenneth wird auf Iona begraben. Bis Ende des 11. Jahrhunderts werden fast alle schottischen Könige auf der heiligen Insel beigesetzt.

Das Reich der Skoten und Pikten bleibt vereint, gemäß skotischer Tradition wechselt die Königswürde zwischen den Zweigen von Kenneths Sippe. Auch wenn es immer wieder Streit um den Titel gibt: Die Krone gehört fortan der Familie MacAlpin.

Vier Jahrzehnte nach Kenneths Tod werden seine Nachfolger erstmals Könige von Alba genannt. Einst bezeichnete dieses gälische Wort ganz Britannien – von nun an beschreibt es offiziell das Territorium im Norden. Später setzt sich ein anderer Name durch: Schottland, benannt nach den neuen Herren, den Skoten.

Kenneths Enkel Konstantin II. baut das Königreich während seiner langen Herrschaft von 900 bis 943 weiter aus. Die südlichen Nachbarn in Northumbria an der Nordseeküste und Cumbria an der Irischen See sind tributpflichtig, und selbst die Wikinger schlägt er vernichtend. Die Dynastie dehnt allmählich ihren Machtbereich nach Süden aus – an die Grenzen des heutigen Schottland.

Die Gegend am Moray Firth ist in dieser Zeit noch ein weitgehend autonomes Königreich. Von dort kommt, nachdem der letzte MacAlpin-Herr 1034 gestorben ist, ein Mann, der zum berühmtesten aller schottischen Könige aufsteigen wird,

Macbeth. ●

Reymer Klüver, Jg. 1960, ist Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“. Der Fotograf Simon Marsden, Jg. 1948, ist 2012 gestorben. John White war ein britischer Künstler und Entdecker des 16. Jahrhunderts.

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Sally M. Foster, „*Picts, Gaels and Scots. Early Historic Scotland*“, Birlinn: die frühmittelalterliche Entstehungsgeschichte des schottischen Königreiches, schnörkellos erzählt. Stephen Driscoll, „*The Gaelic Kingdom of Scotland. AD 800–1124*“, Birlinn with Historic Scotland: lizide Darstellung der verwirrenden frühen Geschichte Schottlands mit anschaulichen Karten und Fotografien.

DER KÖNIG UND DER DICHTER

Macbeth schafft im 11. Jahrhundert Frieden und Wohlstand in Schottland, er herrscht nicht grausamer als andere Monarchen jener Zeit. Doch rund 550 Jahre später schildert der Dichter William Shakespeare ihn als wahnsinnigen Tyrannen – und macht den Regenten so weltberühmt

Text: DIRK HEMPEL

Der berühmteste aller schottischen Könige war ein blutrünstiger Thronräuber, der – von Hexen verführt – seinen Vorgänger eigenhändig erdolchte und sogar Frauen und Kinder umbringen ließ, ehe er dem Wahnsinn vollends verfiel und von rachsüchtigen Rivalen getötet wurde.

So jedenfalls beschreibt William Shakespeare den schottischen Herrscher Macbeth in seinem gleichnamigen Drama. Doch das Theaterstück aus der Zeit um 1606 hat wenig mit der Wahrheit zu tun. Der Hofdichter will mit ihm vielmehr seinem wichtigsten Zuschauer gefallen, Englands König Jakob I.

Geschickt verweibt Shakespeare in seinem Bühnenwerk Themen, die den Monarchen interessieren: Hexerei, Königsmord (Rebellen haben versucht, die königliche Familie in die Luft zu sprengen) sowie die schottischen Wurzeln der Dynastie des Herrschers.

Dennoch enthält die Geschichte einen wahren Kern. Im 11. Jahrhundert schwelt in Schottland tatsächlich ein brutaler Machtkampf: Mehrere Zweige des Adelshauses MacAlpin ringen um die Königskrone. 1034 verschärft sich die Krise, als König Malcolm II. stirbt, ohne einen Sohn zu hinterlassen.

Die Krone erbte sein Enkel Duncan, ein direkter Nachfahre zwar, aber nur durch die weibliche Linie. Hinzu kommt,

dass die Erbfolge zu dieser Zeit noch nicht eindeutig festgelegt ist.

Der um 1005 geborene schottische Adelige MacBeth (gälisch Macbethad) fühlt sich wahrscheinlich übergegangen – durchaus zu Recht. Denn auch er ist wohl ein Enkel des alten Herrschers. Zudem regiert er Moray, eine Provinz im Norden. Dort hat er sich einen Namen als entschlossener Anführer gemacht, während Duncan als Feldherr wenig Geschick beweist (was Shakespeare verschweigt). Macbeth unterwirft sich ihm nicht. Und so zieht Duncan 1040 nach Norden, um den Rebellen zu bezwingen.

Doch er fällt im Kampf gegen Macbeth, der ihm auf den Thron folgt.

Anfangs regiert der neue Monarch mit harter Hand, so berichtet es später ein Chronist. Er verfolgt Gegner, beschlagnahmt deren Besitz, verbannt und tötet sie. Duncans Frau und Söhne aber können entkommen.

Nachdem er seine Rivalen vernichtet hat, brechen friedlichere Zeiten an, in denen sich Macbeth um sein Seelenheil sorgt. Er stiftet einer Klostergemeinschaft wertvolle Ländereien. Dafür muss vermutlich ein Priester für die Vergebung seiner Sünden beten.

1049 wohl pilgert der Herrscher sogar nach Rom, verteilt dort großzügig Almosen und nimmt möglicherweise an einer wichtigen Kirchenversammlung teil.

Macbeth ist auf dem Gipfel der Macht. Doch sein Nachbar im Süden, Eduard von England, plant gemeinsam mit Duncans Sohn Malcolm bereits seinen Sturz. 1054 fällt Malcolm an der Spitze einer Armee in Schottland ein. Er siegt in einer Schlacht und lässt sich wahrscheinlich kurz darauf zum König ausrufen. Macbeth flieht nach Moray und verschanzt sich dort.

Drei Jahre später, am 16. August 1057, dringt Malcolm mit seiner Armee nach Norden vor und besiegt ihn. Während Shakespeare in seinem Drama Macbeth durch einen Untergebenen töten lässt, um den neuen König nicht zum Mörder zu machen, bringt Malcolm seinen Rivalen persönlich um. So jedenfalls überliefern schottische Chroniken das Ende des Herrschers.

Doch als Tyrannen schmähen sie ihn zunächst nicht. Warum auch? Macbeth war nicht grausamer als andere Könige. Im Gegenteil: Er hat Schottland Stabilität und wachsenden Wohlstand gebracht. Wäre Macbeth wirklich so gewesen, wie von Shakespeare behauptet: Hätte man ihn dann nach seinem Tod nicht heimlich verscharrt? Stattdessen aber fand er seine letzte Ruhestätte in der Abtei von Iona, auf der heiligen Insel der Schotten.

Berühmt, unsterblich gar, wird der Schottenkönig aber dennoch erst durch Shakespeares Rufmord. ■



Der König in blutrotem Umhang:
So malt ein Künstler Macbeth
im 19. Jahrhundert. Vorbild ist nicht
die historische Figur, sondern
der brutale Tyrann, den Shakespeare
um 1606 in seinem Theaterstück
präsentiert. Die wahre Geschichte
des Herrschers kümmert den
Dramatiker wenig

FÜR SCHOTTLANDS FREIHEIT

An einer schmalen Brücke mitten in Schottland wird 1297 ein Unbekannter zum Nationalhelden: Der Outlaw William Wallace kann mit seinen Männern die Truppen des englischen Königs schlagen, der den nördlichen Nachbarn unterwerfen will. Doch nach seinem Sieg gelingt es dem Freiheitskämpfer nicht, alle Schotten um sich zu scharen. Und so findet er schließlich ein schreckliches Ende

— Text: CAY RADEMACHER; Illustrationen: TIMO ZETT





Soldaten des englischen Königs Eduard überfallen schottische Bauern. Der mächtige Monarch hat seinen Amtskollegen im Norden 1296 zur Abdankung gezwungen und sich selbst zum alleinigen Herrscher über Schottland aufgeschwungen



Wenn ein Mensch die Bühne der Weltgeschichte betritt, dann muss diese Bühne nicht ein Palast oder die Küste eines unbekannten Kontinents sein. Der schottische Märtyrer, Kirchenschänder, Massenmörder und Nationalheld William Wallace etwa tritt auf einer schäbigen Holzbrücke zwischen Edinburgh und Glasgow ins historische Rampenlicht.

Diese Stirling Bridge ist so schmal, dass bloß zwei Männer nebeneinander über ihre Bohlen gehen können. Doch sie wölbt sich über den Fluss Forth – und das macht diese kleine Brücke am Morgen des 11. September 1297 zum Schlüssel für die Macht in Schottland.

Denn westlich speist der Forth ausgedehntes, schwer passierbares Sumpfland. Östlich weitet sich der Fluss bis zur Meeresbucht. Wer hier in Schottlands Nordosten vordringen will, der muss durch dieses Nadelöhr.

An diesem Herbstmorgen stehen am südlichen Ufer Invasoren: wohl 300 gepanzerte englische Ritter sowie 10 000 englische und walisische Fußsoldaten – eine beachtliche Armee nach Maßstäben des 13. Jahrhunderts. An ihrer Spitze stehen John de Warenne, Graf von Surrey, und Hugh de Cressingham.

Warenne, Mitte 60, einer der großen Adeligen Englands, ist loyaler Gefolgsmann Eduards I., des englischen Königs. Eduard hat in mehreren Kriegen die Waliser unterworfen, er hat Schlachten in Frankreich gefochten und sich auf einem Kreuzzug bis ins Heilige Land gekämpft. Nun will er Schottland unter Englands Faust zwingen.

Deshalb steht Warenne, Eduards Statthalter im Norden, am Forth. Und mit ihm Hugh de Cressingham, sein Schatzmeister: ein illegitimer Adels-spross, jünger als Warenne, klüger vielleicht, ehrgeiziger ganz sicher. Ein fetter, gnadenloser Steuereintreiber, der „das Geld liebt“, wie ein Chronist vermerkt.

Nördlich der Stirling Bridge lagert eine schottische Armee. Sie kämpft dafür, dass ihr Land wieder ein unabhängiges Königreich wird. Kein zuverlässiger Chronist überliefert die Zahl der Verteidiger, doch sind es wahrscheinlich weniger als die Angreifer.

Und: Es sind fast nur Fußsoldaten. Denn viele schottische Adelige – und nur Aristokraten können sich Schlachtrösser und Rüstungen leisten – sehen dem Ringen tatenlos zu.

Sie haben sich zurückgezogen, um das Getümmel zu beobachten, aber nicht einzugreifen. Einige schottische Ritter stehen sogar in den englischen Reihen,

da sie Eduard I. den Treueid geschworen haben.

Die meisten schottischen Fußsoldaten sind nur leicht gepanzert, wenn überhaupt, und bewaffnet mit langen Spießen. Ihre Unterlegenheit an Waffen und Zahl machen sie an diesem Tag aber durch ihre strategisch günstig gelegene Stellung wett: Sie haben sich auf einem rund 100 Meter hohen Hügel nahe dem Nordende der Stirling Bridge verschanzt. Sobald die Engländer die Brücke überqueren, werden sie in einer Niederung stehen, den Fluss im Rücken, vor sich die Schotten in der erhöhten Position.

Doch Warenne glaubt an diesem Morgen noch, eine Schlacht vermeiden zu können. Er schickt zwei Dominikaner als Unterhändler. Sie fordern von den Schotten die Kapitulation.

Aber die Antwort der Verteidiger, die der englische Chronist Walter of Guisborough später überliefert, ist nicht die von den Engländern erwünschte: „Sagt eurem Anführer, dass wir nicht hier sind, um Frieden zu schließen, sondern eine Schlacht zu schlagen, um uns zu verteidigen und unser Königreich zu befreien. Lasst sie kommen, und wir werden uns ihnen stellen.“





William Wallace

Nachdem der englische König Schottland unterworfen hat, formt sich dort erneut Widerstand. Geführt werden die Rebellen, die den Engländern nicht in offenen Feldschlachten entgegentreten, sondern sie aus dem Hinterhalt attackieren, von Männern wie William Wallace

Dies sind die überlieferten Worte eines Mannes namens William Wallace. Kein Porträt ist von Wallace erhalten, niemand kennt auch nur sein Geburtsjahr. Angeblich, so geht zumindest eine Legende, ist Wallace ein Gigant, der seine Mitkämpfer um Haupteslänge überragt, und vermutlich ist er an jenem Septembertag 1297 noch nicht einmal 30 Jahre alt. Sicher ist bloß, dass er der Anführer der Schotten ist (neben einem Adeligen, der aber schon wenige Stunden

später tödlich verletzt wird). Und dass er an diesem Tag für seine Landsleute zum Helden wird.

Selten ist ein Reich aus einem trivialeren Grund in die Krise geraten: In einer stürmischen Märznacht des Jahres 1286 tagt der schottische König Alexander III. mit Beratern in Edinburgh, als ihn zu später Stunde die Leidenschaft für seine junge Gattin Jolanda überkommt, die in einer 22 Meilen entfernten Burg residiert. Es herrscht Sturm, es ist dunkel: Die Höflinge flehen, der König möge vorsichtig

sein. Alexander aber galoppiert in die Nacht hinaus – und wird am nächsten Morgen tot aufgefunden, mit gebrochenem Genick. Der Monarch ist im Finstern über eine Klippe gestürzt.

Drei Kinder hat Alexander schon aus erster Ehe gehabt, alle sind vor ihm ins Grab gesunken. Nur seine kränkliche dreijährige Enkelin Margarete hat ihn überlebt. Für die wählten Schottlands Adelige jetzt sechs *guardians* (Thronverwalter): zwei Bischöfe und



Verärgert über die ständigen Attacken der schottischen Rebellen, befiehlt König Eduard im Sommer 1297 eine Strafexpedition gegen die Aufständischen. Auf der Jagd nach William Wallace ziehen die englischen Truppen immer weiter ins Innere Schottlands

vier Aristokraten, die das Reich bis zur Volljährigkeit der Königin regieren sollen. Der südliche Nachbar England wird von hochrangigen Boten über das neue Regiment informiert, die Schotten wollen zeigen, dass sie die heikle Situation im Griff haben. Aber England bemerkt einen Moment der Schwäche.

Zwar ist der englische König Eduard I. Schottland bis dahin durchaus freundlich gesinnt: Alexander III. war, bis zu ihrem Tod, mit seiner Schwester verheiratet. Doch sieht Eduard in den schottischen Thronirren offenbar eine unverhoffte Chance, sich den Norden der britischen Insel untertan zu machen.

Zuerst hofft er, durch eine Heirat seines Sohnes mit Margarete die schottische Krone unter seine Kontrolle zu bringen. Aber Margarete stirbt 1290. Damit hat das Nachbarreich keinen umstrittenen Thronfolger mehr, dafür 13 Anwärter.

Ist das Land jetzt nicht reif für eine feindliche Übernahme – zumal Schottlands Aristokraten so tief zerstritten sind, dass sie ausgerechnet Eduard I. zum Schiedsrichter bestimmen?

Der englische König ergreift die Gelegenheit, marschiert im Juni 1291 mit seiner Armee an der Grenze auf und bestellt Schottlands Adel in eine nordenglische Garnison. Dort erklärt er den Aristokraten, er werde aus ihren Reihen einen neuen König bestimmen – allerdings müssten ihn die Edlen dafür als ihren „Oberherrn“ anerkennen.

Das ist de facto ein Ultimatum.

Schottlands Aristokratie, zu uneinig, zu schwach, um diese Provokation zurückzuweisen, muss die oberste Autorität des Engländer akzeptieren. Und so bestimmt Eduard I. den Adeligen John Balliol, weitläufig mit Alexander verwandt, zum neuen schottischen König.

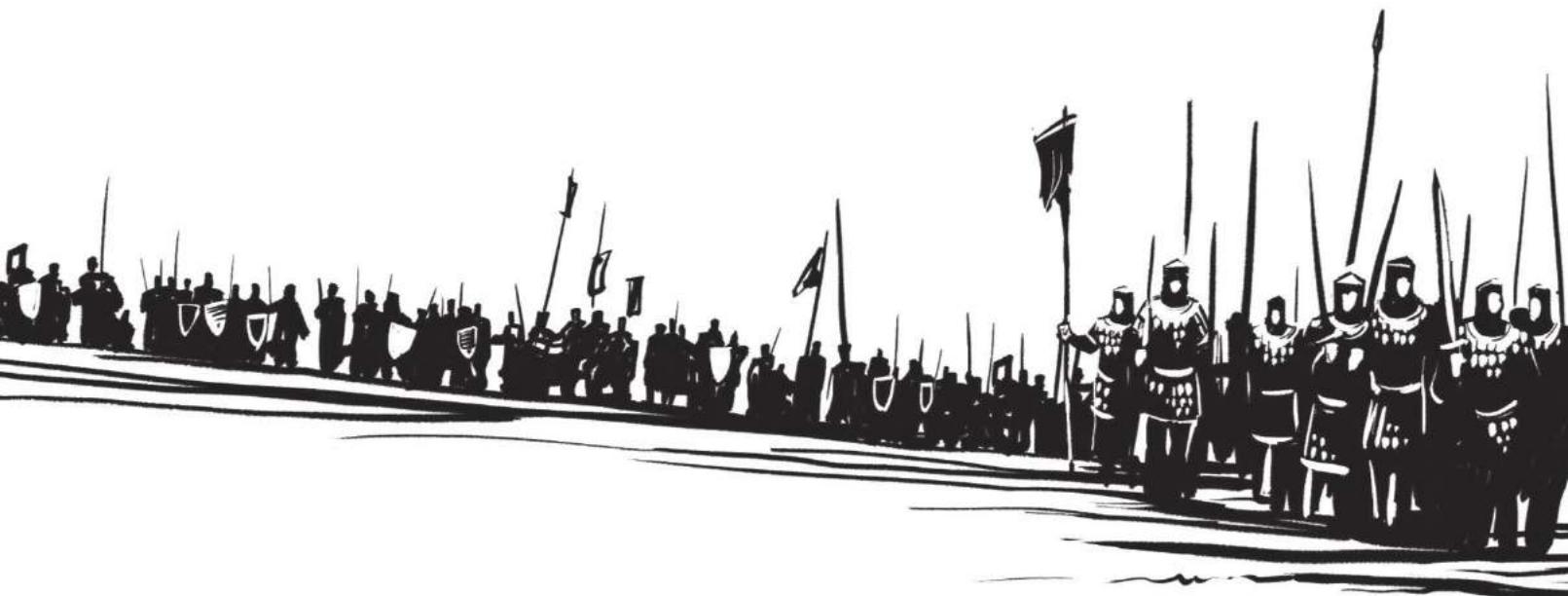
Allerdings muss Balliol ihm gleich nach der Krönung den Treueschwur ableisten. Formal ist Schottland damit immer noch ein Königreich, aber jetzt ein

abhängiges Königreich. Und wie abhängig es ist, zeigt sich sehr schnell.

John Balliol ist kaum im Amt, als in seinem Namen ein Urteil gegen einen Bürger der Stadt Berwick ergeht. Dem gefällt dies nicht – er beschwert sich bei Eduard I. Und der, welche Schmach, gibt dem Bürger recht. Der Rechtsstreit selbst ist trivial, seine Folgen sind es nicht: Das Wort des schottischen Königs ist in Schottland nicht mehr das letzte Wort.

1294 fordert Eduard I. John Balliol und die schottischen Aristokraten sogar auf, ihn auf seinem nächsten Kriegszug gen Frankreich zu begleiten – sie hätten ihm den Lehenseid geleistet, nun sollten sie auch für ihn kämpfen. Das aber ist die eine Demütigung zu viel.

Balliol weigert sich zu kommen, verschanzt sich stattdessen in Schottland, schließt gar einen Bündnisvertrag



William Wallace

mit dem König von Frankreich. Einige seiner eigenen Adeligen bleiben allerdings Eduard I. treu – womöglich, weil sie Balliol als Herrscher ablösen wollen.

Im April 1296 kommt es bei Dunbar im Südosten Schottlands zu einer ersten Schlacht zwischen Schotten und Engländern: Eduards erfahrener Feldherr Warenne vernichtet das schlecht geführte schottische Heer mühelos, englische Ritter erobern Burg um Burg.

John Balliol und viele Aristokraten geraten in Gefangenschaft. Dem König wird der Mantel mit dem schottischen Wappen vom Leib gerissen, er wird in Londons Tower verschleppt.

Das also ist die Lage 1296: ein abgedankter König im Tower; schottische Adelige, die schmählich geschlagen worden sind oder mit den Engländern kolaborierten; englische Besatzer, die nun über schottische Burgen und Städte gebieten; ein starkes englisches Heer, das

jederzeit wieder über die Grenze marschieren könnte. Kurz: Schottland ist nicht länger ein eigenständiges Land.

E

Es ist eine feine Ironie, dass William Wallace – der Mann, der nun antritt, Englands Herrschaft zu erschüttern – selbst wahrscheinlich englischer Abkunft ist. „Wallace“ bedeutet „der Waliser“; gemeint ist damit jedoch ein englischer Ahn, der ursprünglich nahe der Grenze zu Wales lebte und im 12. Jahrhundert seinem Herrn nach Schottland folgte (was zu der Zeit für ehrgeizige Engländer eine Aufstiegschance war). Williams Vater ist kein hoher Adeliger, aber doch bedeutsam genug, dass er zu jenen Schotten zählt, die Eduard I. offiziell die Treue schwören müssen.

William ist einer von mehreren Söhnen, er wird um 1270 geboren. Vielleicht ist ihm eine kirchliche Karriere bestimmt, er wird wohl, womöglich in Dundee, geistlich erzogen – später jedenfalls zeigt er sich bibelfest. Doch als er sich selbst ein Siegel wählt, bestimmt er eine Hand am Bogen zum Wappen. Vielleicht ein Indiz dafür, dass er seit seiner Jugend ein guter Schütze ist.

Sein Wesen kann man bloß aus späteren Taten erschließen: Offenbar ist dieser William Wallace ein charismatischer Mann, ein guter Redner und geborener Anführer, klug, geduldig, wenn es notwendig ist, aber auch rücksichtslos und bis zum Äußersten brutal.

Und er ist ein Outlaw.

Am 8. August 1296 strengt eine Landbesitzerin einen Prozess an: Räuber hätten ihr Haus überfallen (die Akte ist erhalten). Als einen Verdächtigen benennt sie „William le Waleys“.

Ist William ein missratener Raubbold, der, offenbar an der Spitze einer kleinen Truppe, raubend durch das einsame Land zieht?

Oder ist die Dame, die er überfallen hat, den Engländern ergeben – und dieser Überfall eher eine Art Bestrafung durch einen patriotischen Schotten?

Niemand weiß, wann, wo und weshalb Wallace zum Gegner der Engländer wird. Ist er ein Heißsporn, dem die Unterwerfung unter Fremde – aus der Heimat des eigenen Vaters zudem! – so unerträglich ist, dass er sich mit Gleichgesinnten in die Wildnis schlägt, um dort als Untergrundkämpfer zu agieren?

Oder ist er bloß ein gewöhnlicher Gewalttäter und Krimineller, der erst nach und nach und vielleicht sogar zufällig in eine politische Rolle findet?

Mit langen Spießen lauern die schottischen Rebellen nahe der Stirling Bridge, einem Übergang über den Fluss Forth. Als ein Teil des englischen Heeres das nördliche Ufer erreicht hat, befiehlt Wallace seinen Männern den Angriff auf die Invasoren

Heselrig ermordet worden, der im westschottischen Lanark regiert.

Wahr oder nicht: Historisch belegt ist jedenfalls, dass William den Sheriff tötet, seine Männer verbrennen die englischen Scherben bei lebendigem Leib.

Ob nun als Räuber oder Rächer: Sicher ist, dass William Wallace ab 1296 vogelfrei ist und ein Todfeind der Engländer. Dass er sich vor ihnen verbergen muss. Dass er bereits Gefolgsleute hat und in manchen Regionen Schottlands einen gewissen Ruhm errungen hat.

Und bald darauf wird William Wallace seine Landsleute zum ganz großen Aufstand gegen die Engländer anführen. Zu Beginn des Jahres 1297 ist die Stärke der Besatzer zugleich deren Schwäche – nur wissen sie es noch nicht.

König Eduard I. ist längst wieder abgezogen, fort zu anderen Kriegen. Er verachtet die Schotten, ihm gelten sie als endgültig besiegt. In die wichtigsten Städte und Burgen hat er eigene Garnisonen gelegt. Wer sollte in Schottland schon noch die Waffen gegen sie erheben? Die Adeligen haben Treue geschworen oder sind, wie John Balliol, Gefangene in englischen Kerkern.

Die Mittel der Schotten: Partisanenkampf und Terror

Dem schottischen Barden Blind Harry zufolge, der fast zwei Jahrhunderte später eine Ballade über William Wallace verfassen wird, ist eine Liebesgeschichte der Auslöser für den Furor des Schotten. Marion Braidfute, vielleicht die Ehefrau, vielleicht die Geliebte von Wallace, sei vom englischen Sheriff William

So zieht der Großteil seiner Armee mit ihm fort. Eduards Statthalter Warenne ist schon älter, er fürchtet das ungesunde Klima und weilt lieber auf seinen nordenglischen Besitzungen jenseits der Landesgrenze.

Sein Schatzmeister Hugh de Cressingham ist der eigentliche Herr Schottlands, an ihm klebt schon der Ruf des gnadenlosen Steuereintreibers – kein Mann, der in anderen Menschen Loyalität weckt. So sind bereits wenige Monate nach dem Triumph von Dunbar gar nicht mehr so viele Engländer im Land, und es sind nicht die besten.



Im Frühjahr 1297 häufen sich die Überfälle von Wallace und anderen Aufständischen auf die Besatzer – vor allem im unzugänglichen Westen, in den Highlands oder in der Region Galloway. Anfangs hat Wallace vielleicht 30 Gefolgsleute, doch rasch werden es mehr – „alle, die bitteren Herzens waren“, schreibt ein schottischer Chronist, „und die von der Last der Sklaverei unter der unerträg-



lichen englischen Herrschaft niedergedrückt waren, und er wurde ihr Anführer“.

Wallace verfolgt zwei Ziele: Er will Schottland von den Engländern befreien, und er will John Balliol zurück auf den Thron heben. Das eine wird ihn zum Helden machen. Das andere wird sein Verhängnis werden.

Zunächst jedoch die Befreiung: Guerillaüberfälle, Rückzug in die Ein-

öde, Hilfe aus der Bevölkerung – das ist eine ganz andere Art Krieg, als ihn die adelsstolzen Engländer gewohnt sind zu führen. Keine Schlacht gepanzerter Ritter, keine großen, langsamen Heere, keine hochadeligen Feldherren. Stattdessen gewählte Anführer, Partisanenkampf und Terror. Bald schon müssen sich die Engländer in den Burgen verschanzen – das freie Land gehört Wallace, und wehe den Engländern, die ihm in die Hände fallen!

„Sie schleppten alte Männer, Priester und Frauen der englischen Nation zu

Brücken“, schreibt ein Zeitgenosse. „Und nachdem sie ihnen Hände und Füße so zusammengebunden hatten, dass sie nicht schwimmen konnten, warfen oder stießen sie sie ins Wasser, und sie lachten und höhnten, während sie kämpften und untergingen.“

König Eduard I. braucht bis zum Sommer 1297, um in Nordengland ein Heer für eine Strafexpedition zusam-

menzutrommeln. Wieder erringt er einen leichten Sieg: Denn viele Adelige verzichten im Angesicht der englischen Streitmacht auf den Kampf, sie erklären erneut den Engländern die Treue.

Am 23. Juli 1297 schreibt Cressingham in einem Brief an Eduard, dass sich Wallace „mit einem großen Gefolge“ in einem Wald in Südschottland versteckt halte. Und es ist Cressingham, nicht der träge Warenne, der darauf drängt, die Entscheidung zu suchen und Wallace zu vernichten. Er überzeugt Eduard I., diesen Krieg endgültig zu Ende zu bringen.

Deshalb ziehen die Engländer tiefer hinein nach Schottland. Und stehen Anfang September an der Stirling Bridge.

Am frühen Morgen des 11. September 1297 marschieren die englischen Kämpfer in quälender Langsamkeit über die enge Brücke. Und es geschieht ...

Nichts.

Wallace und seine Schotten sehen dem Zug tatenlos zu. Schon stehen Tausende Engländer am Nordufer, schon blitzen Panzer und Schwerter in der Sonne, schon scheint der Feind das Nadelöhr Stirling Bridge ohne einen einzigen Verlust bezwungen zu haben.

Doch plötzlich blasen die Angreifer zum Rückzug. Im gleichen elenden Gänsemarsch geht es über die Brücke retour.

Der Grund, man zögert fast, es hinzuschreiben: John de Warenne, sechster Graf von Surrey, hat verschlafen.

Und als er endlich aufwacht, will er noch schnell einige seiner Kämpfer zu Rittern schlagen. Zudem sollen die Dominikaner einen letzten Verhandlungsversuch unternehmen.

Also müssen alle Kämpfer zurück und die Stellung, die sie kampflos errungen haben, nun wieder räumen.

Doch Wallace verweigert den Mönchen die Kapitulation, und so queren die Engländer einige Stunden später ein zweites Mal die Stirling Bridge. Hufgetrappel auf Bohlen, Panzerreiter auf der winzigen Brücke, ein Lindwurm aus Eisen und Muskeln.

Diesmal greifen die Schotten an.

Vielleicht, aber das ist reine Spekulation, ist Wallace beim ersten Mal zurückgezuckt, angesichts jener Macht hoch zu Ross. Angesichts der Überzahl. Angesichts jener Gewalt, der die Schotten seit Jahren nichts entgegensezten konnten.

Doch als die Engländer nach jenem kläglichen ersten Rückzug (ob Wallace dessen Ursache kennt?) wieder antreten, wird den Schotten offenbar klar: *Diesen* Feind kann auch ein unterlegener Bauernhaufen bezwingen, wenn diese Bauern nur brutal und entschlossen genug sind.

Und wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist: Wallace wartet ab, bis ein Drittel des Heeres übergesetzt hat, einige Tausend Mann, viele Ritter darunter. Und Cressingham auch, der Schatzmeister, der sich so viele Sorgen um des Königs Taler macht – nicht jedoch Warenne, der noch immer am Südufer lagert.

wird, der stürzt in den Fluss und ertrinkt jämmerlich. Panik.

Da reißt jemand die Bohlen aus der Stirling Bridge. Vielleicht sind es ein paar Schotten, die sich durchgekämpft haben und die Falle nun endgültig schließen. Womöglich sind es Warennes Männer, die die Brücke im Auftrag ihres Anführers zerstören, aus Angst, die Schotten könnten auf sein Ufer fluten.

Sicher ist nur, dass der größere Teil des englischen Heeres mitsamt seinem Feldherrn fortan am südlichen Ufer tapferlos zusieht, wie die Kameraden am nördlichen Ufer erschlagen werden. Wohl nur wenige Hundert entkommen dem Gemetzel.

Cressingham gehört nicht dazu. Ihn umzingeln die Schotten, stechen auf ihn ein, es ist ein Blutrausch, eine Orgie der Rache: Der fette Leichnam wird gehäutet. Streifen von Cressinghams Haut werden mit Boten zu schottischen Städten geschickt, als Zeichen des Triumphs. Und William Wallace, so eine Legende, lässt sich aus der Haut des toten Feindes einen Gurt für sein Schwert fertigen.

Warenne aber, der ja noch immer das Südufer hinter der nun unpassierbaren Stirling Bridge hält – und damit eine sichere Verteidigungsstellung hat –, flieht kopflos Richtung England und rettet damit immerhin seine Haut.

Seine Feigheit kostet viele seiner Soldaten das Leben. Denn nun stellen sich die schottischen Adeligen, die bis dahin das Gefecht aus sicherem Abstand verfolgt haben, auf die Seite des Siegers: Auf ihren Pferden fallen sie den Tross an und metzeln die Fliehenden nieder, machen reiche Beute.

Wenige Tage nach dem 11. September 1297 stehen, bis auf wenige Garnisonen in isolierten Burgen, im ganzen Land keine Engländer mehr.

Schottland ist frei. Und Schottland hat einen neuen Herrn.

Denn Wallace nutzt seinen Triumph *militärisch* und *politisch* aus. Militärisch ordnet er nun an, was siegreiche schottische Krieger schon seit Jahrhunderten tun: Er lässt Nordengland plündern.

D

Dann befiehlt Wallace den Angriff. Seine Männer stürzen den Hügel hinab, ein Lauf über einige Hundert Meter, immer tiefer hinunter, immer schneller, die langen Eisenspieße gesenkt, und man mag sich ihr Geschrei vorstellen.

Die Engländer? Denen fehlt die Zeit, sich in Schlachtordnung aufzustellen. Vor ihnen die Höhe mit den heranstürmenden Feinden, zu beiden Seiten der Fluss mit seiner engen Schlaufe und im Rücken die enge Brücke.

Die Schotten – am Nordufer nun in der Überzahl – fahren wie Teufel unter die verwirrten, desorganisierten Feinde. Es ist gar keine richtige Schlacht, es ist ein Massaker. Man muss sich schreckliche Stöße und Hiebe ausmalen, klaffende Wunden in Menschen und Pferden, Todesgeschrei. Wer nicht erschlagen



Tausende Engländer kommen bei der Schlacht an der Stirling Bridge ums Leben. Den triumphierenden Schotten gelingt es schon bald darauf, ihre Heimat vorübergehend nahezu vollständig von den Invasionstruppen zu befreien

Im Oktober und November 1297 ziehen seine Soldaten marodierend und mordend durch Northumberland, Cumberland und Durham. Klöster und Dörfer brennen, wer noch fliehen kann, der eilt hinter die Mauern von Newcastle oder Carlisle, wo sich auch die überlebenden englischen Soldaten verschanzt haben. Denn den Schotten fehlt es an Belagerungsmaschinen: Sind die Wälle stark und die Vorratskammern gefüllt, bleiben die Festungen uneinnehmbar.

Zudem muss Wallace seinen Zug beenden, als ihn, wie ein Chronist notiert, „ein Sturm aus Schnee und Eis“ stoppt. Seine Truppe, die zwar Kirchen und Hütten niederbrennen, aber keine Festung erobern und zur Basis ausbauen konnte, kapituliert vor dem Winter und zieht sich über die Grenze zurück.

So ist dieser Überfall kaum mehr als ein Rachezug. Die Schotten revanchieren sich für die Demütigungen der letzten Jahre, und sie rauben ihren reicherchen Nachbarn die Vorräte.

Sicher ist es für William Wallace auch ein Mittel, die Armee, die er nun

einmal versammelt hat, weiterhin zu beschäftigen. Was sollte er mit Tausenden von kampfesdurstigen Bewaffneten sonst auch tun?

Doch der Preis ist hoch. Eduard I. wird die Schmach nicht hinnehmen. Wenn es denn überhaupt eine Chance gegeben hätte, dass der Monarch Schottlands Freiheit anerkennt, dann ist sie in jenem Herbst in Blut ertränkt worden.

Und auch die politischen Fakten, die Wallace schafft, wird Eduard I. nie-

mals akzeptieren. (Auch hier wüsste man gern, was Wallace denkt und woher dieser Niemand aus Westschottland die Ideen hat.) Als Partisanenführer kämpft er ja offiziell für die Rückkehr von John Balliol. Aber was macht er, solange der König eingekerkert bleibt?

Am 11. Oktober 1297 schreibt Wallace einen Brief an die Stadt Lübeck, der erhalten geblieben ist. Die Schotten wollen Handel mit der Hanse treiben, deren Koggen könnten in Aberdeen anlegen und Lebensmittel und Waffen liefern.

William Wallace, der den Pfeffersäcken des Kontinents diesen Handel anbietet, zeichnet das diplomatische Schriftstück mit: „Führer der Armee des Königreichs Schottland und der Gemeinschaft dieses Reiches“. Ist das eine Art Revolution? Ein Putsch? Wohl eher nicht, auch wenn sich hier ein militärisch triumphierender Anführer politische und diplomatische Kompetenzen anmaßt.

Denn andererseits gibt sich Wallace durchaus traditionell: Er lässt sich zum Ritter schlagen, wahrscheinlich von

einem schottischen Grafen. So gelangt er, zumindest formal, in den Rang eines Mitglieds der herkömmlichen Elite.

Traditionell ist auch der Titel, den er schließlich führt: Eine eigens einberufene Versammlung von Adeligen und Klerikern ernennt ihn zum alleinigen Guardian von Schottland – zu einem Regenten, der nur so lange die Macht hat, bis der legitime König sie wieder ausüben kann.

Auf den 29. März 1298 ist ein Dokument datiert, in dem er seine beiden





neuen Titel bereits führt: Sir William Wallace, Guardian von Schottland. Er steht auf dem Gipfel seiner Macht.

Wallace hat mächtige Feinde, und es ist keinesfalls sicher, dass ihm klar ist, wie viele es sind. Eduard I., selbstverständlich. In genau jenem Monat, in dem die Urkunde mit dem Guardian-Titel ausgestellt wird, kehrt der König aus Frankreich zurück, wo er vergebens versucht hat, Ländereien zurückzuerobern,

und beginnt, für seinen Rachefeldzug zu rüsten.

Doch Wallace hat auch Gegner im eigenen Land – mehrere adelige Familien, darunter den einflussreichen Clan der Bruce. Denn der Sieger von Stirling hat sich in puncto Macht und Ruhm an allen edlen Familien vorbeigedrängt. Zudem ist William Wallace noch relativ jung, und der legitime König ist fern, vielleicht für immer. Wallace könnte auf Jahrzehnte der bedeutendste Herr Schottlands bleiben.

Noch wagt es kein Graf oder Baron, sich gegen den neuen Guardian zu stellen. Aber es gibt Männer, die bereits auf die passende Gelegenheit dazu warten, die auf eine Niederlage, auf eine Schwäche, auf einen Fehler lauern.

Im Juli 1298 führt Eduard I. seine Armee nach Schottland, fast 26 000 Fußsoldaten und mehr als 1500 Panzerreiter. Ohne auf Widerstand zu treffen, durchzieht er Südschottland, stößt bis nach Edinburgh vor, lässt seine Ritter das Umland plündern.

„Sie sind ein blutrünstiger Mann“, sagt er zu einem seiner adeligen Kämpfer, „ich musste Sie häufig ermahnen, weil Sie zu grausam waren. Aber nun ziehen Sie los, nutzen Sie all Ihre Grausamkeit, und anstatt Sie zu ermahnen, werde ich Sie loben. Sehen Sie sich vor, dass Sie mich erst wiedersehen, wenn alle drei Burgen niedergebrannt sind.“

Allein: Wallace kriegt er nicht zu fassen. Es ist wieder jene verdammte andere Art, den Krieg zu führen. Die Schotten halten sich verborgen, denn sie wissen, dass sich die Engländer mit ihren Plünderungen nach und nach ihre Lebensgrundlage in Schottland nehmen.

Am 21. Juli 1298 ist Eduards Position bereits so unhaltbar, dass er sich kampflos zurückziehen will. Vor allem seine schlecht versorgten Fußtruppen

Nach dem Sieg über die Engländer feiern die Schotten William Wallace als ihren Herrn. Eine Versammlung von Adeligen und Geistlichen wählt den erfolgreichen Heerführer zum *guardian* des Landes, zum alleinigen Vertreter des von Eduard entmachteten Königs

sind durch Desertionen um die Hälfte zusammengeschmolzen. In höchster Not bringen zwei schottische Adelige einen Spion (oder einen Aufklärer, das ist nicht ganz klar) vor ihn, und der erklärt dem Monarchen: „Mein Herr König, die schottische Armee und alle eure Feinde sind nicht mehr als 18 Meilen entfernt, direkt außerhalb von Falkirk.“

Noch einmal kann Wallace seine Feinde überraschen

William Wallace

gewachsen sind: Englische und walisische Bogenschützen nehmen die nur wenig gepanzerten Feinde aus sicherer Entfernung unter Feuer.

Die Schotten werden Salve um Salve zusammengeschossen, ohne dass sie selbst dem Gegner auch nur nahe kommen. Schwer zu sagen, wie lange das dauert, wenige Minuten nur oder quälend lange Stunden. Es spricht für die Disziplin der Männer, dass sie im Pfeilhagel aushalten, ohne zu weichen. Es ändert aber nichts an ihrem Schicksal.

Als sich die schottischen Reihen schon schrecklich gelichtet haben, lässt Eduard I. die Panzerreiter los. Die Ritter sprengen mit blanken Schwertern in die geschwächten Formationen.

Wieder endet der Tag einer Schlacht im Massaker, doch diesmal unter anderem Vorzeichen. Am Abend des 22. Juli 1298 hat Wallace keine Armee mehr, die er noch kommandieren könnte. Er selbst flieht in die Wälder und

Burgen nördlich von Falkirk. Einige Getreue sind bei ihm, populär ist er im Volk. Aber eine Truppe, die den Engländern standhalten könnte, hat er nicht mehr.

W

William Wallace wird nun wieder zum Outlaw, dem ein paar Männer folgen, irgendwo in den Highlands. „Nicht lange nach der Schlacht, am Ufer des Forth, legte Wallace aus eigenem Willen das Amt und die Last des Guardian nieder“, schreibt ein schottischer Chronist – und

ergänzt, der ehemalige Partisan habe sich bitter über „Verrat“ und „Bosheit“ der schottischen Adeligen beklagt.

Tatsächlich haben viele von Schottlands Großen auch bei Falkirk entweder auf englischer Seite oder gar nicht gekämpft. Angesichts von Eduards Sieg ist der Rücktritt vom Amt des Guardian also ein bloß symbolischer Akt – die echte Macht hat Wallace ja bereits in der Schlacht verloren. Doch damit zeigt er gewissermaßen offiziell an, wie sehr er Schottlands Adel nun verachtet.

Es ist aber kein Zeichen dafür, dass er aufgibt, im Gegenteil: Er sieht sich bloß nach anderen Verbündeten um.

Denn noch immer ist Wallace ein Meister des überraschenden Zuges, des ganz großen Coups: Wohl im August 1299 – das Datum legt zumindest der bis heute überlieferte Bericht eines englischen Spions nahe – verlässt der Widerstandskämpfer heimlich seine schottische Heimat.

Wahrscheinlich segelt Wallace zunächst auf die Orkney-Inseln vor der Nordküste, die dem König von Norwegen unterstehen. Möglicherweise geht es von dort quer über die Nordsee zu den Hansestädten. Im Herbst des Jahres 1299 jedenfalls befindet sich „unser geliebter William de Walois von Schottland, Ritter“ am Hof von Frankreichs Herrscher – König Philipp IV.

Für den König erweist sich Wallace als eine formidable Waffe im Kampf gegen den englischen Erzfeind, ein potenzieller Unruhestifter in Eduards Rücken, ein Verbündeter, den es zu pflegen gilt.

Und so stattet der Monarch den Outlaw aus Schottland schließlich gar mit einem Empfehlungsschreiben aus und lässt ihn nach Rom zu Papst Bonifatius VIII. ziehen.

Gern wüsste man mehr über diese Verhandlungen zwischen der Kurie und dem Rebellenführer. Was weiß der Papst überhaupt vom fernen Schottland? Interessiert es ihn?

Wallace bittet den Heiligen Vater, er möge sich für John Balliols Wiederinsetzung starkmachen. Die englischen Diplomaten am Heiligen Stuhl sind em-

KAMPF UM SCHOTTLAND



1297 kann der schottische Heerführer William Wallace ein englisches Heer an der Stirling Bridge noch klar schlagen, doch im folgenden Jahr sind es die Engländer, die bei Falkirk triumphieren. 1314 gelingt dem zum König aufgestiegenen Robert the Bruce bei Bannockburn der entscheidende Sieg über England



Nur zehn Monate nach seinem Triumph verliert Wallace sein Heer in der Schlacht von Falkirk. Einige Jahre lang kann er den Häsfern König Eduards entkommen, doch 1305 liefert ihn ein schottischer Adeliger aus. In Ketten gelangt Wallace nach London

pört, doch einige Monate lang scheint es tatsächlich so, als würde Bonifatius VIII. Wallace seine Gunst schenken.

Am Ende jedoch führt alle Diplomatie zu nichts: 1302 verliert Philipp IV. einen Krieg in Flandern, der ihn so sehr schwächt, dass er im Jahr darauf mit Eduard I. Frieden schließen muss.

Jetzt ist Wallace kein Verbündeter mehr, sondern ein diplomatisches Ärgernis. Ohne Unterstützung des französischen Königs wird er an Europas Höfen wieder zum Niemand, kein Mensch setzt

sich mehr für John Balliol ein, und der Heilige Vater schon gar nicht.

So kehrt William Wallace – vielleicht im Frühjahr 1303 und auf einem Schiff, das kein Chronist nennt – nach Schottland zurück. Im Juni 1303 überfällt er aus einem Versteck im Wald von Selkirk Engländer.

Der Partisan ist wieder da.

Allein: Dies ist ein anderer Kampf. Vielleicht hat Wallace sein Charisma eingebüßt. Vielleicht haben sich nach den Jahren in der Fremde seine Anhänger zerstreut. Vielleicht ist das gemarterte

Land schlicht erschöpft. Oder vielleicht sucht sich Wallace nun den einen Feind zu viel aus. Denn mit seinen Anhängern greift er nicht bloß die Erbfeinde an, sondern verwüstet auch Ländereien des Bruce-Clans – Robert the Bruce ist mittlerweile Gefolgsmann Eduards I.

Auf jeden Fall gelingt es Wallace nicht mehr, das Volk zu entflammen. Er ist eher Gejagter als Jäger, eher Flüchtling als Angreifer.

Eduard I. macht die schottischen Ritter nun sogar zu Häsfern: Wer ihm

Wallace fängt, wird eine königliche Belohnung erhalten.

Zwei Jahre lang kann Wallace den Verfolgern immer wieder entkommen, spukt wie ein böses Gespenst der Vergangenheit durch Schottlands Hügel. Am 3. August 1305 aber muss Eduard I. in seine Schatztruhe greifen.

Der schottische Adelige Sir John de Menteith erhält eine Belohnung im Wert von 100 Pfund, weil er Wallace gefangen genommen hat. Die Umstände sind nicht klar, aber heroisch ist dieser letzte Akt nicht. „Wir haben“, schreibt der englische Zeitgenosse Peter of Langtoft, „Neuigkeiten unter den Kamera-

den von William Wallace gehört, dem Meister der Diebe; Sir John de Menteith folgte ihm auf den Fersen und nahm ihn im Bett gefangen, neben seiner Hure.“

Vermutlich ist Wallace verraten worden. Die Häscher schnappen ihn in Glasgow, ob nun bei einem Freudenmädchen, seiner Geliebten oder sonstwo, auf jeden Fall allein und so, dass er keinen Widerstand leistet. Vielleicht hat er in der Hafenstadt nach einem Schiff gesucht, das ihn wieder aus Schottland schmuggelt, aber auch das ist pure Spekulation.

Das Ende des Widerstandskämpfers dann ist eine schaurige Inszenierung: Am 23. August 1305 wird ihm in Lon-

dons Westminster Hall der Prozess gemacht. Draußen das schreiende, höhrende Volk. Drinnen Eduards Adelige als Richter. Die Anklage: Verrat, Mord, Brandstiftung, Kirchenschändung, Vernichtung von Eigentum. Das Urteil steht von Beginn an fest. Wallace, so weit man den Protokollen trauen kann, macht denn auch nur eine einzige Aussage: Er leugnet den Vorwurf des Verrats, denn er habe ja niemals Eduard I. die Treue geschworen, habe daher auch nie einen Eid gebrochen.

Ob dieser Prozess auch nur eine Stunde währt, bis das Todesurteil verkündet wird? Die blutgierige Meute vor

Die Rache des englischen Königs ist grausam: Wallace werden in London bei lebendigem Leibe das Herz und andere Organe herausgerissen. Erst dann trennt der Henker den Kopf ab und vierteilt den Leichnam



Westminster Hall muss auf jeden Fall nicht lange warten – und sie wird Zeuge einer Hinrichtung, wie man sie selbst im mörderischen 14. Jahrhundert nicht oft zu sehen bekommt.

Wallace wird wohl – wie damals üblich – zur Verhöhnung in eine Ochsenhaut gehüllt, dann an ein Pferd gebunden und für seinen Verrat am König vier Meilen weit durch London geschleift: von Westminster durch Eastcheap, vorbei am Tower, durch Aldgate und bis nach Smithfield, wo bereits das Blutgerüst steht.

Auf seinem letzten Weg wird er kein Wort des Mitleids hören. Denn Wallace, so ein englischer Zeitgenosse, „ist härter in seiner Grausamkeit als Herodes, tobender in seinem Wahnsinn als Nero“.

In Smithfield knüpft ihn der Henker an den Galgen – denn das ist die Strafe für Mord und Raub. Wallace, so muss man sich vorstellen, wird wohl einige schreckliche Augenblicke lang mit den Beinen im Leeren zucken, den Hals in der würgenden Schlinge. Doch ehe er ganz erstickt, bevor seine Wirbel brechen, packt ihn der Henker, holt ihn ins Leben und auf das Blutgerüst zurück.

Jetzt wird er ausgestreckt, dann kommt das Messer: Bei lebendigem Leibe werden ihm Herz, Leber, Lunge und Eingeweide herausgerissen und auf einem Feuer geröstet, vielleicht wird er auch noch entmannt. Das ist die Strafe für die Kirchenschändungen.

Irgendwann während dieses Blutbades haucht Wallace sein Leben aus. Sein Leichnam aber findet keine Ruhe.

Nun schlägt der Henker den Kopf vom gemarterten Leib – denn das ist die Strafe für sein Leben als Outlaw. Den Schädel spießt man auf einen Pfahl an der London Bridge. Der Körper – was von ihm noch übrig ist nach dieser Metzelei – wird gevierteilt. Drei der Leichenteile werden zum Triumph in die Städte Newcastle, Berwick und Perth geschickt, der Ritter, der diese grausigen Botengänge unternimmt, erhält vom König 15 Shilling.

Und das letzte Viertel vom Körper? Hier sind die Quellen nicht ganz klar,

doch es ist wohl so, dass dieser Teil von Williams Leib in der Nähe der Stirling Bridge zur Schau gestellt wird.

Eduard I., so mag es nach diesem makabren Sommertag wirken, hat auf ganzer Linie gesiegt. Er herrscht über Schottland, der dortige Adel ist ihm ergeben, der Volksheld Wallace in einer Art metaphysischer Hinrichtung körperlich, politisch, moralisch und religiös vernichtet. Der Krieg scheint vorüber zu sein.

kehren und seine Anhänger wieder organisieren, denn Eduard I. ist inzwischen betagt und von Krankheit gezeichnet – er stirbt 1307. Und seinem Sohn und Nachfolger Eduard II. fehlt das Waffentalent des Vaters.

Im Jahr 1314 kommt es zu einer Schlacht gegen eine englische Invasionsarmee, die die Schotten für sich entscheiden können. Der Konflikt schlepppt sich einige Jahre dahin, bis Englands nächster König Eduard III., fast noch ein Kind, schließlich im Mai 1328 Schottlands Unabhängigkeit und den Thronanspruch von Robert the Bruce akzeptiert.

Der Krieg ist, endlich, vorüber.

Und William Wallace? Robert the Bruce hat keinerlei Interesse, ihn zum Helden zu erklären. Im Gegenteil: Sir John de Menteith – jener Mann, der Wallace einst in Glasgow gefangen hatte, wird von Robert I. gnädig als Gefolgsmann aufgenommen.

Es sind fortan vor allem mündlich vorgetragene Volkssagen, die von William Wallace und dessen ebenso mutigen wie schaurigen Taten erzählen. Echtes mischt sich darin mit Fantastischem, Tradition mit Märchen. Aus diesem Amalgam formt der Barde Blind Harry schließlich um 1477 sein Epos „The Actes and Deidis of the Illustre and Vallyeant Campioun Schir William Wallace“.

Das Werk wird eines der ersten gedruckten Bücher im Land und zum zweitpopulärsten Werk nach der Bibel.

Erst diese Ballade sichert dem Outlaw, dem Rebellen, Träumer und Märtyrer William Wallace endgültig seinen Platz auf der Bühne der Weltgeschichte. ●

Cay Rademacher, Jg. 1965, ist Autor im Team von GEOEPOCHE. Timo Zett, Jg. 1985, arbeitet als Illustrator in Hamburg.

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Andrew Fisher, „William Wallace“, Birlinn: die beste Biografie des Nationalhelden. G. W. S. Barrow, „Robert Bruce and the Community of the Realm of Scotland“, Edinburgh University Press: mehr als 50 Jahre alt und immer noch lesenswert, ein Klassiker.



Zeitgenossen rühmen Maria Stuarts Schönheit und ihr gewinnendes Wesen. Doch der Herrscherin mangelt es an politischem Geschick – und an Klugheit bei der Auswahl ihrer Gatten

MARIA STUART

Als Maria aus dem Hause Stuart 1561 ihre Herrschaft in Schottland antritt, bejubeln die Untertanen die junge Königin. Im Glaubensstreit zwischen Katholiken und Protestanten ist sie auf Ausgleich bedacht. Doch zwei verhängnisvolle Hochzeiten besiegeln schließlich das Schicksal der ebenso ehrgeizigen wie glücklosen Monarchin ————— Text: ULRIKE MOSER

G

Grelles Licht erhellte für einen Moment die Dunkelheit, dann zerreiße eine gewaltige Explosion die Stille der Nacht. Fenster fliegen auf, Hunde bellen. Menschen eilen aus ihren Häusern auf die verschneiten Straßen von Edinburgh. Noch im anderthalb Kilometer entfernten Schloss Holyrood, der Residenz der schottischen Königin, ist der Knall so durchdringend, dass er Maria Stuart weckt. Es ist kurz nach zwei Uhr nachts, am Montag, dem 10. Februar 1567.

Als der Morgen graut, wird die Zerstörung offenbar: Von dem kleinen Haus am südlichen Stadtrand, nach einer benachbarten Kirchenruine „Kirk o' Field“ genannt, ist nicht mehr geblieben als ein Haufen Schutt. Jenem Gebäude, in dem sich der Ehemann der Königin von einer schweren Krankheit erholte; am Hof spricht man von den hochgradig ansteckenden Pocken.

In einem Garten, etwa zwölf Meter entfernt, liegen zwei tote Männer, bekleidet mit Nachthemden. Ihre Körper aber sind von der Explosion unversehrt. Der eine ist Marias Gemahl, der andere sein Kammerdiener.

Beide sind erwürgt worden.

Ein größeres, noch skandalöseres Verbrechen als Königsmord ist kaum vorstellbar. Fast ebenso unerhört aber erscheint vielen, wie die Monarchin darauf reagiert. Einen Tag nach dem Anschlag zeigt sich Maria Stuart auf einer Hochzeit am Hof. Zwei Tage später lobt sie zwar eine Belohnung für Informationen über die Täter aus. Sonst aber geschieht nichts. Der König erhält nicht einmal ein Staatsbegräbnis. Vier Tage nach seinem Tod wird er ohne Zeremonie und Pomp in der Nacht beerdigt.

Schnell verbreiten sich Gerüchte, dass die bedeutendsten Adeligen Schottlands in das Attentat verwickelt seien. In der Nacht des 16. Februar schlagen Unbekannte ein Plakat am Marktplatz von Edinburgh an. Es beschuldigt James Hepburn, Herzog von Bothwell, enger Berater und Vertrauter der Königin, und behauptet, Maria habe in den Mord eingewilligt. Ähnliche Plakate hängen wenig später an Kirchenportalen und sogar am Tor von Schloss Holyrood.

Am 1. März ist an den Wänden eine bösartige Zeichnung zu sehen: Sie zeigt Maria als Nixe mit entblößtem Oberkörper und einer Krone auf dem Kopf, und Bothwell als Hasen. Meerjungfrauen sind ein allgemein bekanntes Symbol für Prostituierte, der Hase zierte den Halsschmuck des Herzogs.

Und Maria? Anstatt nun entschlossen den Gerüchten entgegenzutreten, die Täter aufzuspüren, sie mit aller Härte zu bestrafen, bleibt sie untätig.

Die Gleichgültigkeit der Regentin, ihre Nachsicht mit den Tätern löst einen europaweiten Skandal aus. Damit hat das Attentat nicht nur einen König getötet, sondern auch Marias Ansehen schwer beschädigt. Die Mordnacht wird zum entscheidenden Wendepunkt im Leben der Monarchin. Zum Auslöser einer Krise, die sie den Thron kosten wird.

Darüber hinaus aber liegt hier der Ursprung eines psychologischen Rätsels: Wer ist diese Maria Stuart – ein naives Mädchen oder eine heimtückische Intrigantin? Täterin oder Opfer? Eines ist sie ganz sicher, und das von Beginn an: ein Pfand im Spiel der Macht.

Es ist ein Mädchen! Nur ein Mädchen. Als Maria Stuart am 8. Dezember, an einem eiskalten Spätherbsttag des Jahres

1542, im Palast von Linlithgow westlich von Edinburgh auf die Welt kommt, ist ihre Geburt eine weitere Enttäuschung für ihren Vater.

Im vorangegangenen Jahr sind seine beiden Söhne im Säuglingsalter verstorben. Erst zwei Wochen zuvor hat Jakob V. in der Schlacht von Solway Moss, in der die Schotten Vergeltung für einen Angriff der Engländer üben wollten, eine schwere militärische Niederlage erlitten. Gedemütigt durch dieses Debakel, ausgezehrt von verschiedenen Krankheiten, verbittert, keinen männlichen Thronfolger gezeugt zu haben, stirbt der König nur sechs Tage nach Marias Geburt, gerade einmal 30 Jahre alt, vermutlich an der Ruhr oder einer anderen Infektionskrankheit.

Er hinterlässt seine Frau, Marie de Guise, die einer der mächtigsten Adelsfamilien Frankreichs entstammt. Ein herrscherloses, in seiner Unabhängigkeit bedrohtes Land. Und ein neugeborenes Mädchen, das mit dem Tod des Vaters zur begehrten Ware auf dem Heiratsmarkt des europäischen Adels wird. Seine Mitgift ist ein ganzes Reich. Vor allem für Englands Monarchen Heinrich VIII. ist die kleine Königin eine verlockende Beute.

Seit mehr als zwei Jahrhunderten schon versucht Schottlands Erzfeind England vergebens, das Nachbarland im Norden zu erobern. Eine Heirat Marias mit Heinrichs Sohn Edward könnte beide Staaten ein für alle Mal unter englischer Oberherrschaft vereinigen. Doch Verhandlungen über ein Ehebündnis scheitern nach mehreren Monaten am Widerstand des schottischen Parlaments.



Reformation

Die Tochter des schottischen Königs und einer französischen Adeligen wird mit fünf Jahren an den Hof des Königs von Frankreich gebracht. Dort soll sie später den Thronfolger heiraten



Mit 15 heiratet Maria, die schon als Baby in Schottland gekrönt wurde, Frankreichs Prinzen, der bald darauf die Nachfolge seines Vaters antritt. Die Schottin ist nun zweifache Königin. Dann stirbt ihr Mann

Da Schottland nicht willig ist, versucht Heinrich, die Schotten mit Gewalt gefügig zu machen. *Rough wooing*, „unsanfte Brautwerbung“, werden seine rachsüchtigen Feldzüge später genannt. Immer wieder dringen englische Truppen ab 1544 in Schottland ein, morden, plündern, zerstören Ernten, brennen Dörfer, Kirchen, Städte nieder, darunter große Teile Edinburghs. In dieser verheerenden Lage bitten die Schotten Frankreich um Hilfe, erneuern das traditionelle Bündnis gegen England.

Die Franzosen schicken nicht nur Soldaten und Geld, sondern schließen auch einen Vertrag mit den Schotten, der Marias Zukunft entscheidet. Die Kindkönigin soll nach Frankreich in Sicherheit gebracht, dort erzogen und später mit dem Sohn des französischen Herrschers Heinrich II. verheiratet werden.

Im Sommer 1548 segelt sie in ihre neue Heimat; die Mutter bleibt zurück und wird einige Jahre später als Regentin die Aufsicht über die Regierungsgeschäfte übernehmen, bis ihre Tochter für alt genug erklärt wird, das Land von Frankreich aus selbst zu beherrschen. Maria ist fünfeinhalb Jahre alt, und für sie beginnt die Zeit, die sie später als die schönste ihres Lebens bezeichnen wird.

Nichts ist zu teuer, nichts zu extravagant für das Mädchen. Für ihre erlebten Kleider, ihren Schmuck, für Musiker, Tänzer, Hunde und Pferde gibt der französische König unentwegt und unerschöpflich Geld aus. Mehr noch: Maria erhält auch die gleiche Erziehung wie Franz, der Thronfolger. Sie lernt Latein, Griechisch, Italienisch. Zudem wird sie in der Hofetikette, der Staatskunde und der Diplomatie unterwiesen.

Mit 15 Jahren heiratet sie 1558 den Dauphin. Die beiden sind ein ungleiches Paar: Maria ist eine ungewöhnlich hochgewachsene junge Frau, mit einer hohen Stirn, einer recht langen Nase, einem herzförmigen Mund und in Locken gelegtem hellbraunem Haar. Ihr ein Jahr jüngerer Ehemann Franz ist von Geburt an kränklich, ein zarter Junge, der deutlich kleiner ist.

Als Heinrich II. bei einem Turnier am 30. Juni 1559 schwer verletzt wird – Lanzensplitter bohren sich in seinen Kopf – und er bald darauf stirbt, erbte sein

schwächlicher Sohn als Franz II. die Krone. Maria Stuart ist nun Königin von Schottland und von Frankreich.

Als Katholikin ist sie zudem der Überzeugung, dass auch die englische Krone und damit die Herrschaft über England, Irland und Wales eigentlich ihr zustehe, denn die englische Königin Elisabeth, die erst vor sieben Monaten den Thron bestieg, stammt aus einer Ehe Heinrichs VIII., die Katholiken

ihrer Abwesenheit haben die Schotten einen religiösen Umbruch erlebt: Maria, die gläubige Katholikin, kehrt zurück in ein protestantisches Königreich.

Dabei hatte die Reformation in Schottland zunächst Jahrzehntelang nur wenige Anhänger. Dennoch kritisieren auch hier Kleriker und Laien die Miss-



Im August 1561 bricht Maria Stuart mit dem Schiff nach Schottland auf (o.). Doch die Heimat ist der Königin fremd geworden: Im Vergleich zu Frankreich ist das Reich im Norden karg und rückständig – und es wird seit einigen Jahren von Protestantten dominiert

nicht anerkennen: Elisabeth, eine Protestantin, gilt ihnen daher als illegitim.

Doch Marias Zeit als Königin von Frankreich ist bloß ein Zwischenspiel. Schon im Dezember 1560, nach nur rund 500 Tagen auf dem Thron, stirbt auch Franz, kurz vor seinem 17. Geburtstag.

Marias Ehe mit dem jungen Franzosen ist die erste von vielen Entrückungen, die sie in ihrem Leben erdulden muss. Ein Bruder ihres Mannes erbte die französische Krone, und für die Schottin gibt es nun keinen Grund, weiter in Frankreich zu bleiben. Sie muss zurück in ihre Heimat.

In ein fremdes Land.

Jemandem, der wie Maria seine Kindheit und Jugend im wohlhabenden Frankreich verbracht hat, muss Schottland besonders arm, kalt und rückständig erscheinen. Doch das ist es nicht allein. Während

ständen in der katholischen Kirche: den Prunk, die Liebesbeziehungen der Priester, vor allem aber deren mangelnde Bildung – oft waren sie nicht einmal in der Lage, eine Predigt zu halten.

Nach dem Tod von Marias Vater, als ein mächtiger protestantischer Lord und Verwandter des Königshauses die Regentschaft über das Land übernahm, durften die Schotten ab 1543 die Bibel in der Landessprache lesen. Nun diskutierten auch immer mehr Laien die Heilige Schrift. Radikaler ging der protestantische Prediger George Wishart vor, er lehnte den Katholizismus als die falsche Lehre ab, forderte seine Zuhörer auf, nur die Bibel selbst zur Grundlage ihres Glaubens zu machen. Dafür wurde er im März 1546 auf Befehl eines Bischofs hingerichtet.

Doch in einem ehemaligen katholischen Priester findet die Sache der schottischen Reformation einen noch wortgewaltigeren Propagandisten: John Knox. Der ist ein begnadeter Redner, aber auch ein unbarmherziger Fanatiker, angetrieben von der Gewissheit, Gottes Willen zu kennen, unfähig zu Kompromissen, hasserfüllt gegen jeden, der seine Radikalität nicht teilt. Den Papst verachtet er als Antichrist, die heilige Messe als „entsetzlichen Götzendienst“.

Nachdem Protestantten den Bischof ermordet haben, der Wishart hatte hingerichtet lassen, wird Knox erst gefangen genommen und muss dann für viele Jahre ins Exil, nach England, Frankfurt und nach Genf, der Stadt, in der der strenge Reformator Johannes Calvin lehrt.

Als sich die Schotten angesichts der Bedrohung durch die Engländer mit den

herren der Protestantten gegen die Regentin – freilich nicht allein aus religiöser Überzeugung, fürchten die Lords doch zugleich immer mehr um ihre politische Macht. Die meisten Schotten sind zu dieser Zeit katholisch, und es ist nur eine einflussreiche protestantische Minderheit, die sich nun geschickt formiert. An der Spitze des Bündnisses steht ab 1559 James, Maria Stuarts elf Jahre älterer Halbbruder, ein illegitimer Sohn Jakobs V. mit einer Mätresse.

Die ideologische Rechtfertigung für das Aufbegehren liefert Knox. Im Exil veröffentlicht er eine von dunklem Hass diktierte Schmährede gegen „die monströse Herrschaft der Frauen“. Jene „haltlosen, sündhaften, unduldsamen, schwächlichen und törichten Geschöpfe“ an die Macht zu lassen sei wider Gottes Willen. Katholische Königinnen folgten beim Regieren ihren Leidenschaften, nicht dem Verstand. Sie würden beherrscht von sexueller Begierde.

Es kommt zu Ausschreitungen, die sich bald zu einem Aufstand gegen Marie de Guise auswachsen.

Die rebellierenden Lords sorgen dafür, dass sich Stadt um Stadt zum neuen Glauben bekenn, und besiegen die Armee der Regentin – angefeuert von den Predigten des John Knox, die wirken, als „bliesen einem hundert Trompeten ins Ohr“, wie ein Zeitgenosse berichtet. Militärische Hilfe aus dem protestantischen England, aber auch der Tod der Regentin Marie de Guise am 11. Juni 1560 bringen den Protestantten den endgültigen Triumph. Knox ist überzeugt, die Hand Gottes habe Schottland erlöst.

Wenige Monate später, im August 1560, fasst das schottische Parlament einen aufsehenerregenden Beschluss: Es beendet die Oberherrschaft des Papstes über die schottische Kirche – so wie es die anglikanische Kirche 26 Jahre zuvor für England beschlossen hat –, verbietet das Lesen der heiligen Messe und erklärt Schottland für protestantisch. Und all das, ohne die rechtmäßige Monarchin Maria Stuart überhaupt zu fragen.



Nur wenige Wochen nach ihrer Rückkehr hat Maria Stuart eine Unterredung mit John Knox, dem Führer der schottischen Protestantten (o. r.). Der wortgewaltige Propagandist der Reformation zeigt in dem Gespräch nur wenig Respekt für die katholische Monarchin

So sieht sie aus, die fremde Heimat, in die Maria am 14. August 1561 aufbricht: ein Land, beherrscht von eigensinnigen Lords, die zum Teil über mehr Einfluss verfügen als die Krone selbst und deren Loyalität in erster Linie dem eigenen Clan gilt.

Und die überdies einen Prediger unterstützen haben, der katholische Königinnen für Dienerinnen des Teufels hält.

Immerhin: Maria hat noch vor ihrer Abreise ihren Halbbruder James empfangen, der sie in einem Schloss im Osten Frankreichs besuchte. Er ist ein kluger, kühl rechnender Mann, dem es gelingt, ihr Vertrauen zu gewinnen.

Das gute Einvernehmen mit James überzeugt Maria davon, dass er ihr zur Seite stehen wird. Sie macht ihn zu ihrem Ratgeber, stimmt darüber hinaus seinem Vorschlag zu, den religiösen Status quo in Schottland zu wahren. Dafür soll es ihr gestattet sein, in ihrer Hauskapelle die katholische Messe zu hören. James ist erleichtert, dass sich die 18-Jährige so verständig zeigt, und ersucht sie kurz darauf schriftlich im Namen der

Franzosen einigen und die kleine Maria 1548 nach Frankreich abreist, nimmt der Einfluss der katholischen Franzosen in Schottland zu. 1554 übernimmt Marias Mutter Marie de Guise die Regentschaft.

Schließlich ernennen sich im Dezember 1557 einige Lords zu Schutz-

Die Konsequenz der Hetzschrift: Das Volk habe das Recht, eine Herrscherin, zumal „götzendienerische“ wie Marie de Guise oder Maria Stuart, abzusetzen.

Als Knox im Mai 1559 aus dem Exil zurückkehrt – die Schutzherrnen der Protestantten hatten ihn dazu aufgefordert –, eskaliert die Lage. Die Ankunft des Reformators löst spontane Bilderstürme aus. Klöster und Kirchen werden geplündert.



Reformation

Nach einigen Jahren plant Maria,
wieder zu heiraten. Ihr künftiger Gatte
soll ihr vor allem nützlich bei der
Verfolgung ihres höchsten Ziels sein:
dem Erlangen der englischen Krone

protestantischen Lords nach Schottland zu kommen.

Wie aber werden die Schotten auf die Rückkehr ihrer jungen Königin reagieren?

Sie jubeln, als Maria in Edinburgh einreitet; das Volk ist begeistert von der Schönheit der Herrscherin, die noch die schwarze Trauerkleidung trägt, begrüßt sie mit Freudenfeuern und Musik, als sie das vor den Stadtmauern Edinburghs gelegene Schloss Holyrood bezieht.

Nur vier Tage später aber kommt es zu einem ersten Zusammenstoß mit radikalen Protestanten. Während Maria in ihrer Privatkapelle einen Gottesdienst feiert, versucht eine lärmende Gruppe, die Messe mit Gewalt zu stören. Laut fordert sie den Tod des „götzendienerischen“ Priesters. Ihr Halbbruder aber verweigert den Demonstranten den Zugang. Er respektiert also die getroffene Abmachung.

Am nächsten Tag verkündet Maria öffentlich den Kompromiss, zu dem sie sich bereit erklärt hat. Viele ihrer Untertanen hören diese Botschaft mit Erleichterung. Zugleich aber sind Katholiken wie Protestanten verunsichert: Alle fragen sich, welche Gruppe langfristig die Oberhand gewinnen wird. Noch immer hängen viele Schotten dem alten Glauben an. Vor allem außerhalb der Städte üben sie in aller Stille weiter ihre Religion aus.

Den radikalen Reformern aber geht Marias Zugeständnis nicht weit genug. Am folgenden Sonntag donnert John Knox von der Kanzel, das Lesen einer einzigen Messe sei schrecklicher für Schottland, als wenn ein Heer von 10 000 Feinden an den Küsten lande.

Knox ist ein gefährlicher Mann. Maria kann nicht zulassen, dass er ihre Untertanen gegen sie aufhetzt und den religiösen Kompromiss gefährdet. Was sie sucht, ist ein Ausgleich, eine Verständigung. Und so lädt sie am 4. September ihren Gegner zu einem Gespräch, dessen Höhepunkte der führende Protestant später – angeblich im Wortlaut – niederschreiben wird.

Der Prediger ist 47 Jahre alt, klein, gedrungen, sein schwarzer Bart reicht bis zur Brust. Knox wirkt wie ein alttestamentarischer Prophet. Für ihn ist die

Begegnung mit der Königin eine Schlacht, aus der er siegreich hervorgehen muss, um die Reinheit der protestantischen Revolution zu bewahren.

Empört klagt die Königin Knox an, ihre Untertanen gegen sie aufzustacheln. Alles was er tue, erwidert der Reformator, geschehe im Glauben an Christus – doch solange Schottland ihre Autorität akzeptiere, werde er ihr das Herrscherrecht nicht öffentlich absprechen. Auch wenn er sich unter ihrem Regiment fühle wie der Apostel Paulus unter dem römischen Kaiser Nero – einem Heiden.

Maria ist entsetzt, mit dem Christenmörder verglichen zu werden. Sei es denn rechtens, wenn Untertanen sich gegen ihre Fürsten erhöben? Knox antwortet, Regenten ins Gefängnis zu werfen, die Anhänger des rechten Glaubens töten ließen, sei kein Ungehorsam, sondern wahrer Gehorsam, denn das entspreche dem Willen Gottes.

So hat bislang noch niemand mit Maria gesprochen. Sie weiß um die Gefahr, die in seinen Worten liegt. Als der Prediger den Raum verlassen hat, bricht sie wohl aus Wut über die Kränkung in Tränen aus.

Trotz des Streits mit Knox hält die Königin an ihrem Kurs fest, den religiösen Frieden in Schottland zu wahren. Jenem Kurs, der ihr die Unterstützung der protestantischen Lords sichert. So beruft sie mehrere von ihnen in ihr Beratungsgremium, den Staatsrat.

Die Zusammenarbeit zahlt sich aus. Mit ihrer klugen Politik des Ausgleichs gewinnt Maria die Anerkennung des Adels. „Meine Herrin, die Königin“, berichtet ihr Staatssekretär, der Protestant William Maitland, nach England, „verhält sich in jeder Hinsicht so umsichtig und vernünftig, wie wir es nur wünschen können.“ Ein französischer Diplomat schreibt gar, die Schotten schätzen sich glücklich, von einer der vollkommenen Fürstinnen der Zeit regiert zu werden.

Zwar sind Knox und seine treuen Anhänger für Maria noch immer eine Gefahr. Aber sie glaubt, einen Weg zu kennen, der ihre Autorität ein für alle Mal festigen wird: wenn sie von der englischen Königin anerkannt würde und die Kronen Schottlands und Englands eines Tages vereinte.

Denn Maria Stuarts Zugeständnisse an die Protestantten sind auch ein Signal an England – ein Versuch, die Gunst von Königin Elisabeth zu gewinnen. Um ein Einverständnis über die englische Thronanspruch zu erreichen.

E

Elisabeth, seit 1558 Königin von England, ist unverheiratet. Und Maria Stuarts Verwandte. Als aus katholischer Sicht rechtmäßige Inhaberin der englischen Krone hofft Maria, dass sie als Urenkelin des Begründers der Tudor-Dynastie eines Tages zumindest die Nachfolge der neun Jahre älteren Elisabeth antreten wird.

Allerdings hat Elisabeths Vater, Heinrich VIII., in seinem Testament verfügt, die Krone dürfe nicht an die Stuarts fallen, gerade um die Herrschaft der schottischen Familie über England zu verhindern. Nur Elisabeth kann diese Verfügung ihres Vaters für ungültig erklären – und Maria die ersehnte Anerkennung als Erbin geben.

Während der ersten Monate nach ihrer Rückkehr setzt Maria alles daran, die englische Königin zu einer persönlichen Begegnung zu bewegen, um ihre Zuneigung zu wecken.

Maria weiß von sich, wie gewinnend sie im direkten Gespräch sein kann. Sie wirbt um Elisabeth, schickt ihrer „lieben Schwester“ ein Porträtbild sowie Verse, die sie selbst verfasst hat – und mehrere Geschenke, darunter einen kostbaren Ring mit einem herzförmigen Diamanten. Das, was Elisabeth aber eigentlich von Maria verlangt, die Anerkennung als rechtmäßige Königin, verweigert ihr die Schottin.

Dennoch ist die englische Herrscherin einem Treffen nicht abgeneigt. Maria ist eine Frau ohne jeden Anschein von Skandalen, deren Anspruch Elisabeth für berechtigt hält.

Doch eine Urangst lässt die englische Monarchin zögern – denn sie glaubt, ihr eigenes, vorzeitiges Ende herbeizuführen, sollte sie einen Nachfolger benennen: Würden die katholischen Mächte im In- und Ausland nicht sofort beginnen, Elisabeths Thronanspruch in-

frage zu stellen, und versuchen, sie umzubringen, um die katholische Nachfolgerin einzusetzen?

Immer wieder zögert Elisabeth das Treffen hinaus, hält Maria hin. Doch Maria will nicht ewig warten.

Zudem spricht sich das Londoner Parlament im Januar 1563 eindeutig

Willen hat, ihren Anspruch auf die englische Krone durchzusetzen. Ihre Heiratspläne sollen die Macht der Königin unangreifbar machen; tatsächlich aber legt sie so die Grundlage für ihren Untergang. Denn sie wählt den falschen Mann.

Die Wahl, die Maria trifft, steht ganz im Zeichen der Machtpolitik. Ihr erster Ehekandidat ist Don Carlos, der einzige

geschlecht der Valois wählen, sich also mit einer katholischen Macht auf dem Kontinent gegen das protestantische England verbünden.

Aber wenn Maria ihren Rat annimme und einen englischen Edelmann oder einen europäischen Prinzen protestantischen Glaubens heirate, würde sie ihr stets eine gute Freundin und Schwester sein und zu gegebener Zeit prüfen, ob Maria ein Recht habe, ihre Thronerbin zu werden.

Doch der Mann, den Elisabeth schließlich im März 1564 als akzeptablen Gatten für Maria nennt, ist eine Zumutung. Der Oberstallmeister Robert Dudley ist ein Günstling und – so wird gemunkelt – früherer Liebhaber Elisabeths; zudem steht er unter dem Verdacht, seine Frau ermordet zu haben.

Trotzdem wähgt Maria den Vorschlag sorgsam ab. Sollte Elisabeth sie endlich als ihre Erbin benennen, wäre sie bereit, Dudley zu heiraten. Doch noch immer macht die englische Königin ihr keinerlei verbindliche Versprechungen.

Im August zerschlägt sich die Möglichkeit einer spanischen Ehe endgültig, weil Don Carlos mittlerweile als geisteskrank gilt. Da erscheint im Februar 1565 ein neuer Ehekandidat am schottischen Hof: Henry Stuart, Lord Darnley, dessen Vater 1544 auf Seiten der Engländer gegen die Schotten gekämpft hatte und der nun nach mehr als 20 Jahren dank Elisabeths Fürsprache aus dem englischen Exil nach Schottland zurückkehren darf.

Darnley ist Katholik. Er stammt ebenso wie Maria von den Tudors ab und könnte nach der schottischen Königin – je nach Interpretation der komplexen Thronfolgefrage – sogar der nächste Anwärter auf die englische Krone sein. Und da er ein in England geborener Mann ist und als englischer Untertan gilt, würde das Parlament in London ihn nicht ablehnen. Eine Ehe mit Darnley würde die Ansprüche des Paars nahezu unanfechtbar machen.

Am 17. Februar 1565 besucht Darnley Maria in einem Schloss an der Westküste, wo die Königin sich zur Jagd aufhält. Darnley ist 19 Jahre alt, drei Jahre jünger als Maria, sehr groß, auf eine ungewöhnlich feminine Art gut aussehend. Sein Gesicht unter goldblondem



Lord Darnley, Marias zweiter Ehemann, erweist sich schnell als anmaßend und unzuverlässig. Zudem schreckt er nicht vor Gewalttaten zurück: 1566 lässt er den Sekretär seiner Frau (o. M., am Boden) töten, der seine Eifersucht erregt hatte

gegen die schottische Katholikin als Thronfolgerin aus: weil sie eine Frau ist und weil sie nicht auf englischem Boden geboren wurde.

Da beschließt Maria, Druck auszuüben. Schon lange überlegt sie, sich zu vermählen. Sie ist jetzt seit drei Jahren Witwe. Und wird von einer Regentin nicht in erster Linie erwartet, dass sie einen Thronfolger zur Welt bringt, um die Dynastie zu sichern?

Sie ist entschlossen, einen Ehemann zu suchen, der Elisabeths Anerkennung findet und ihr endlich die Zusicherung der Thronfolge verschafft – oder jemanden, der die militärische Kraft und den

Sohn des spanischen Königs Philipp II. Obwohl die Verhandlungen mit Spanien Anfang des Jahres 1563 streng geheim geführt werden, dringen Gerüchte an die Öffentlichkeit.

Das Problem: Eine Heirat mit dem Katholiken würde das sorgsam gewahrte Gleichgewicht zwischen ihrem persönlichen Glauben und dem in Schottland mittlerweile vorherrschenden Protestantismus aufs Spiel setzen.

Widerstand kommt außerdem, wie zu erwarten, aus England. Eine Verbindung mit Spanien wäre eine Provokation und unverhohlene Drohung. Im August 1563 erklärt Elisabeth, dass sie zu Marias Feindin würde, sollte diese einen Kandidaten aus dem Hause Habsburg oder dem französischen Herrscher-



Nach der Geburt eines Sohnes will
Maria den Gatten loswerden, ohne sich
von ihm scheiden zu lassen. Ihre Berater
wollen sich »mit anderen Mitteln«
um die Angelegenheit kümmern

Haar ist fein geschnitten, die Nase gerade, seine Lippen sind wohlgeformt und voll. Und er ist geschult in allen Künsten, die einen guten Kavalier auszeichnen: Er kann vorzüglich reiten, tanzen und sehr gut die Laute spielen.

Allerdings ist Darnleys Ruf denkbar schlecht. Er ist berüchtigt für seine sexuelle Haltlosigkeit, eitel, vergnügungssüchtig und dumm. Und extrem arrogant und selbstbezogen.

Maria scheint Darnley, der fortan an ihrem Hof weilt, zunächst vor allem wegen seiner königlichen Herkunft als Heiratskandidaten in Betracht zu ziehen und weil er von den katholischen Mächten auf dem Kontinent gern gesehen würde. Doch dann wird der junge Mann krank. Es heißt, er habe die Masern, wahrscheinlicher ist ein Ausbruch der Syphilis. Immer häufiger sucht die Königin den Kranken in seinen Gemächern auf und pflegt ihn. Manchmal bleibt sie bis weit nach Mitternacht.

Ihre Ehe mit dem französischen Thronfolger war von den Eltern arrangiert. Ihr Plan, den spanischen Thronfolger zu heiraten, zielt auf die Macht, die er ihr zu bieten hatte. Nun aber ist für niemanden mehr zu übersehen: Die Königin hat sich verliebt. Darnley ist der Mann, den sie heiraten will.

Elisabeth ist empört, dass sich Maria über ihren Vorschlag hinwegsetzt. Als sie Darnley auffordert, sofort nach England zurückzukehren, trifft Maria eine verhängnisvolle Entscheidung: Sie veranlasst ihn zu bleiben und beginnt mit den Hochzeitsvorbereitungen.

Besorgt berichtet der englische Gesandte Thomas Randolph nach London, die schottische Königin, „die sich bisher in allem, was sie tat, so achtenswert, so weise, so ehrbar gezeigt hat“, sei durch die Liebe derart verändert, dass sie „ihre Ehre in Verruf gebracht und ihren Rang aufs Spiel gesetzt hat“. Gleichzeitig beklagt Randolph, Darnley sei so anmaßend geworden, dass er allen achtbaren Menschen unerträglich sei und auch Maria kaum mehr den geschuldeten Respekt entgegenbringe.

Tatsächlich zeigen sich schon jetzt seine wenig königlichen Charakterzüge. Die Aussicht, Ehemann der Monarchin und damit selbst König zu werden, macht

ihn überheblich. Oft ist er betrunken, bei geringsten Anlässen geht er mit Gewalt auf Untergebene los.

Zu denen, die Maria von Anfang an von einer Ehe mit Darnley ablehnen, gehört ihr Halbbruder James Stuart. Maria verweist ihn schließlich des Hofes. Damit verliert sie den Mann, der seit Beginn ihrer Herrschaft ihr wichtigster Ratgeber war.



Am Sonntag, dem 29. Juli 1565, findet die Hochzeit in der königlichen Kapelle von Holyrood statt. Der anschließende katholische Gottesdienst muss ohne den neuen Gemahl abgehalten werden: Er weigert sich, daran teilzunehmen. Denn Darnley ist ein wankelmütiiger Katholik. Er geht auch zu Predigten von Knox.

Am Tag nach der Hochzeit lässt Maria ihren Gatten zum König von Schottland ausrufen, ohne, wie es üblich wäre, zuvor die Zustimmung des Parlaments einzuholen.

Immerhin, bis zum Herbst hat Darnley seine wichtigste Aufgabe als Ehemann erfüllt – Maria ist schwanger. Doch sein Verhalten wird mehr und mehr zur Belastung für die Herrscherin. Darnley besucht nicht länger die Predigten von Knox, sondern umwirbt nun im Gegenteil die katholischen Monarchien Frankreich und Spanien. Er spricht davon, die heilige Messe wieder zuzulassen und dem Katholizismus zu seinem alten Recht zu verhelfen.

In aller Öffentlichkeit beleidigt er Maria, verlangt ständig nach Geld. Oft ist er abwesend, auf der Jagd, bei Prostituierten. Wichtige Regierungspapiere bleiben liegen, weil sie gemeinsam vom Königspaar unterzeichnet werden müssen. Ein eiserner Stempel mit Darnleys Unterschrift muss angefertigt werden.

Vor allem fordert Darnley immer drängender die Krone, die ihm Maria auch wegen seiner Jugend verwehrt. Zwar hat sie ihrem Mann den Königstitel verliehen, aber nicht die Mitkönigskrone. Sie kann nur auf Marias Veranlassung vom Parlament gewährt werden.

Und ohne gekrönt worden zu sein, ist er ihr nicht gleichgestellt.

Im Frühjahr 1566 ist Maria zunehmend isoliert. Die Zahl der Adeligen, die der Königin feindlich gesinnt sind, wächst. Sie hat Darnley ohne ihre Zustimmung geheiratet und damit die traditionellen Rechte der Lords verletzt. Zu ihren gefährlichsten Gegnern gehören ihr Halbbruder James Stuart und dessen Gefolgsmänner, die die Hochzeit von Anfang an abgelehnt haben. Nach einem erfolglosen Aufstandsversuch sind sie ins englische Exil geflohen.

Maria verlässt sich nun fast nur noch auf ihren Privatsekretär David Rizzio. Der junge Italiener hat seine Karriere am schottischen Hof als Musikant begonnen. Ende 1564 hat die Königin ihn zu ihrem Sekretär und damit zu ihrem persönlichen Vertrauten gemacht. Bis spät in der Nacht sitzt Maria mit dem Italiener zusammen. Obwohl Rizzio außerordentlich hässlich, klein und bucklig ist, rast Darnley vor Eifersucht.

Für alle, die Maria feindlich gegenüberstehen, ist Rizzio der ideale Sündenbock. Er ist Katholik, ein Ausländer, zutiefst unbeliebt, ohne Verbündete. Nun wird er als päpstlicher Agent und Verführer der Königin denunziert.

Darnleys Argwohn, seine Gier nach Macht und Bedeutung machen ihn empfänglich für Einflüsterungen und Verschwörungen. Die unzufriedenen protestantischen Lords schüren seinen Verdacht, Maria habe ein Verhältnis mit Rizzio; der Sekretär sei dafür verantwortlich, dass die Königin ihm seinen Teil der Macht vorenthalte.

Ausgerechnet jene schottischen Adeligen, die sich noch wenige Monate zuvor über die Erhebung Darnleys zum König empört haben, unterzeichnen Anfang März mit ihm eine gegenseitige Verpflichtung.

Ziel des Komplotts ist es, dem Gatten der Monarchin die Mitkönigskrone zu sichern, damit dieser dafür James Stuart und seinen Verbündeten erlaube, nach Schottland zurückzukehren, und sie in ihre alten Rechte setze, er zudem die Seite wechsle und die protestantische Religion schütze.

Zur Sicherheit seiner Mitverschwörer unterschreibt Darnley noch

einbrisantes Dokument: Er verpflichtet sich, das Land von denjenigen zu reinigen, die die Freundlichkeit der Königin ausgenutzt hätten, insbesondere „einem fremden Italiener namens David“, der dabei möglicherweise in der Gegenwart der Königin oder in ihrem Schloss umkommen könnte.

Das Ausmaß der Verschwörung ist dramatisch: Mehr als 120 Personen sind darin verwickelt.

Am Abend des 9. März 1566 hat die Königin eine kleine Gesellschaft, darunter wie immer Rizzio, zu einem Essen in ihre Privatgemächer im zweiten Stock im Palast von Holyrood geladen.

Da betritt Darnley das Zimmer über eine Geheimtreppe, die seine Räume im ersten Geschoß mit Marias Gemächern verbindet. Er hat sich gerade zu den anderen an den Tisch gesetzt, als

Maria im Zimmer; daher lässt einer der Attentäter den Dolch des Königs in Rizzios Körper zurück, zum Beweis seiner Mitschuld.

Für Maria kann es keine Zweifel geben, dass ihr Gatte in die Verschwörung verwickelt ist. Doch er hat mächtige Lords hinter sich, nicht zuletzt offenbar auch Marias Halbbruder, der nun aus dem englischen Exil nach Schottland zurückkehrt.

Deshalb sucht Maria nach einem pragmatischen Ausweg – und findet ihn. Da sie weiß, wie wankelmüttig und beeinflussbar ihr Mann ist, gelingt es ihr, Darnley davon zu überzeugen, dass er nicht mehr als ein Werkzeug für die Verschwörer war und keine Unterstützung von ihnen zu erwarten habe. Wer Herrscher sein wolle, müsse die rivalisierenden Fraktionen ausgleichen und dürfe sich nicht mit einer verbünden.

Kurz: Sie will ihren Mann zum Verräter an den Verrätern machen.



Nur drei Monate nach der Ermordung ihres zweiten Mannes heiratet Maria den Herzog von Bothwell – den Anführer der Verschwörung gegen Darnley. Durch diese Ehe verliert sie jeden Rückhalt in der Bevölkerung, und so können rebellische Adelige die Königin am 24. Juli zur Abdankung zwingen (o.)

plötzlich Bewaffnete über den selben Weg hereinstürmen.

Sie bedrohen die Königin, die im siebten Monat schwanger ist, mit einer Pistole, schleifen den schreienden Rizzio aus dem Zimmer und töten ihn mit mehr als 50 Dolchstößen. Darnley bleibt bei

Bald dementiert Darnley seine Abmachung mit den Lords und leugnet, von dem Plan, Rizzio zu ermorden, gewusst zu haben. Sein Verrat macht seine Mitverschwörer zu seinen Todfeinden.

Am 19. Juni bringt Maria einen Sohn auf die Welt, der den Namen Jakob erhält. Die Geburt eines männlichen Thron-

folgers wird in Edinburgh mit Freudenfeuern gefeiert, sämtliche Kanonen des Kastells donnern.

Maria hat nun keinen Grund mehr, ihre Verachtung für Darnley zu verborgen. Sie verweigert ihm jeden sexuellen Kontakt, eine Demütigung für den stolzen Mann, über die er sich bitter beklagt.

Auf wen kann Maria sich noch verlassen? Einer der letzten loyalen Getreuen ist James Hepburn, Herzog von Bothwell. In ihren Augen ist er der richtige Mann, die Lords mit eiserner Hand in Schach zu halten. Ein starker, ein entschlossener Beschützer. In seiner Jugend hatte Bothwell, obwohl Protestant, für Marias katholische Mutter gekämpft.

Das einzige bekannte Bild Bothwells zeigt ihn als einen Mann mit dunklem Teint, die Nase sieht aus, als sei sie schon einmal gebrochen, der Blick ist misstrauisch. Bald steht der neue Günstling im Zentrum der Macht.

Im November 1566 drängt Bothwell Maria gemeinsam mit ihren verbliebenen Beratern, sich von Darnley scheiden zu lassen. Doch Maria fürchtet, ihr Sohn könnte dann zum Bastard erklärt werden und sein Recht als Thronfolger verlieren. Es gebe „andere Mittel“, versichert der ebenfalls anwesende Staatssekretär. Und ihr skeptischer Halbbruder James werde „durch die Finger sehen, unsere Taten mitansehen und nichts dazu sagen“.

Beunruhigt durch dierätselhafte Andeutung mahnt die Königin, es dürfe nichts geschehen, das ihre Ehre oder ihr Gewissen beflecken könnte. Sonst sei es besser, nichts zu unternehmen. Doch ihr Staatssekretär verspricht, dass ihr daraus „nichts als Gutes und vom Parlament Gebilligtes“ erwachsen werde. Dass sich Maria auf diese Zusicherung verlässt, wird ihr zum Verhängnis werden.

Am 17. Dezember findet – nach katholischem Ritus – die Taufe des sechs Monate alten Prinzen Jakob in Stirling Castle statt. Tagelang wird mit allem Prunk, mit Feuerwerk und aufwendig inszenierten Banketten am Hof gefeiert. Nur einer fehlt bei den Festivitäten: der Vater des Kindes. Obwohl er sich in Stirling aufhält, lässt er sich nicht blicken.

Ende Dezember 1566 reist Darnley nach Glasgow, in den Einflussbereich



Reformation

Zehn Monate lang halten Marias
Gegner die einstige Königin in einem
abgelegenen Schloss gefangen, dann
gelingt ihr mithilfe einiger Getreuer
im Mai 1568 die Flucht

seines Clans, wo er hofft, eher als in Edinburgh seinem königlichen Rang entsprechend behandelt zu werden.

Maria ist in großer Sorge. Sie hört Gerüchte, ihr Gatte plane, den Prinzen zu entführen, ihn zu krönen und in seinem Namen zu regieren.

Anfang des neuen Jahres wird Darnley schwer krank – öffentlich wird von Pocken gesprochen, wahrscheinlich aber ist es ein erneuter Ausbruch der Syphilis. Die Königin will ihn zurück nach Edinburgh holen, wo sie jeden seiner Schritte überwachen lassen kann. Sie reist selbst nach Glasgow.

Doch um ihren Mann zur Rückkehr zu bewegen, bleibt ihr keine Wahl: Sie muss ihn davon überzeugen, dass sie wieder Gefühle für ihn empfindet. Und bereit ist, die intime Beziehung wiederzunehmen, sobald er gesund ist.

Der so lange in seinem männlichen Stolz gekränkte Darnley willigt tatsächlich ein.

Ohne ihr Wissen und im Vertrauen auf die Zusage ihrer Ratgeber, die ihr eine ehrenvolle Trennung zugesichert haben, liefert Maria ihn damit seinen Mörtern aus.

Noch immer ist Darnley krank. Noch immer ist sein Körper mit stinkenden Pusteln übersät. Er braucht Bäder, und sein Gesicht ist mit einem Tuch bedeckt. Für den Rest seiner Rekonvaleszenz wählt der König das abgelegene Haus Kirk o' Field. Am 1. Februar 1567 zieht er in sein Quartier. Hier empfängt er die Mitglieder des Staatsrates und Angehörige des Hofes, die Maria bei ihren Besuchen begleiten.

Um Darnley in Edinburgh zu halten, um ihn kontrollieren zu können, muss sie ihn weiterhin in dem Glauben lassen, ihre Liebe zu ihm sei neu erwacht. Allen fällt auf, wie freundlich Maria und ihr Gatte in diesen Tagen miteinander umgehen. Während das Paar die Tage, zumindest nach außen hin, in Eintracht verbringt, treiben Darnleys Feinde ihren Mordplan voran. Als Marias Berater im November zuvor von „anderen Mitteln“ gesprochen hatten, dachten sie wohl noch an einen Prozess gegen Darnley, der mit einer langen Gefangenschaft oder gar einem Todesurteil endet. Anfang Januar aber haben sie sich in einem

Schloss versammelt und entschieden, Darnley zu ermorden – ohne der Königin ihr Vorhaben zu offenbaren.

D

Der 9. Februar soll Darnleys letzter Tag in Kirk o' Field sein, ehe er ins königliche Schloss zurückkehrt. Am Abend wird in der oberen Etage gewürfelt, geplaudert, gelacht. Maria, ihr Gemahl und ein paar Adelige in ihrem Gefolge, darunter Bothwell, feiern die Genesung des Königs. Maria und die meisten Mitglieder dieser unbekümmerten Gesellschaft ahnen offenbar nicht, dass zur gleichen Zeit Gefolgsleute der Verschwörer unbemerkt im Keller und im Erdgeschoss des Hauses säckeweise Sprengstoff aufstapeln. Gegen elf Uhr bricht Maria, so wie sie es sich vorgenommen hatte, noch zu einem Maskenspiel in Schloss Holyrood auf.

Rund drei Stunden später zündet einer von Bothwells Männern die Lunte an. Wohl aufgeschreckt durch ein verdächtiges Geräusch, stürzen Darnley und sein Kammerdiener aus dem Schlafzimmer. Mit einem Tau seilen sie sich aus einem Fenster in den Garten ab. Doch dort werden sie von weiteren Verschwörern erwartet und erwürgt. Zugleich erfasst die gewaltige Explosion das Haus.

Als Maria vom Tod Darnleys erfährt, ist sie entsetzt. Sie ist überzeugt, der Anschlag hätte auch ihr selbst gegolten, nur eine Fügung Gottes habe verhindert, dass sie getötet wurde.

Zudem schätzt sie die Lage falsch ein, denn wahrscheinlich hält sie ihren Halbbruder James für den Kopf der Attentäter, der das Ziel verfolge, selbst als Regent für den Prinzen das Land zu regieren. Und sie vermutet, dass die mächtigen Lords, die Maria am Hof umgeben, alle eingeweiht gewesen sein könnten, denn mit seinem Verrat hat Darnley sich viele von ihnen zu Feinden gemacht. Dass James nach dem Anschlag nach England abreist, scheint diesen Verdacht zu erhärten.

Der Einzige, der in dieser Situation noch fest an Marias Seite zu stehen scheint, ist Bothwell. Ausgerechnet der

Mann, der in aller Öffentlichkeit des Mordes an ihrem Ehemann beschuldigt wird. Denn nur Bothwell, der weder am Aufstand ihres Halbbruders nach der Hochzeit noch am Mord an Rizzio beteiligt war, könne, so glaubt sie, die intriganten Lords unter Kontrolle halten und ihr Leben beschützen.

Noch vor Ablauf der Trauerzeit zeigt sich Maria mit Bothwell in der Öffentlichkeit. Vielleicht kann sie sich einfach nicht vorstellen, dass ihr Vertrauter mit ihr und Darnley gescherzt und gelacht hat, während unter ihren Füßen das Schießpulver aufgehäuft wurde.

Obwohl er frisch verheiratet ist, beginnt Bothwell zu Ostern damit, um Maria zu werben. Kurz darauf beschenkt sie ihn mit Darnleys Pferden und dessen edelsten Kleidungsstücken. Dass ihr Ansehen dadurch bei ihren Untertanen sinkt, scheint die Königin nicht wahrzunehmen. Zwar lässt sie ihren Staatsrat Mitte April einen Prozess gegen Bothwell führen, doch da dessen Komplizen über ihn richten sollen, wird er bereits nach einer Sitzung freigesprochen.

So rätselhaft Marias Verhalten ist, so eindeutig ist bald das von Bothwell: Er will Darnleys Platz einnehmen und die Königskrone erringen.

Doch dafür braucht er die Zustimmung zumindest eines Teils des Adels. Etliche sind tatsächlich bereit, eine Petition an die Königin zu unterzeichnen, sie möge Bothwells Frau werden – aber Maria scheint nicht gewillt, so bald wieder zu heiraten. Da beschließt Bothwell kurzerhand, Tatsachen zu schaffen.

Am 21. April 1567 besucht Maria ihren zehn Monate alten Sohn in Stirling Castle, dem traditionellen Aufenthaltsort der schottischen Königskinder am Rande der Highlands. Hier wird Jakob, wie üblich in den Adelsfamilien des Landes, bei Pflegeeltern erzogen. Zwei Tage später macht sie sich auf den Weg zurück nach Edinburgh. Sie wird ihr Kind nie wiedersehen.

Denn wenige Kilometer vor dem Ziel taucht plötzlich Bothwell mit 800 Mann auf. Er erklärt der verunsicherten Maria, ihr drohe in Edinburgh Gefahr, deshalb bringe er sie zum Schloss Dunbar an der Südostküste. Zwar sind ihre Begleiter misstrauisch, doch da Maria

nur mit kleinem Gefolge unterwegs ist, muss sie sich fügen.

In Dunbar Castle hält Bothwell Maria tagelang fest, ringt ihr das Eheversprechen ab und zwingt sie offenbar zum Beischlaf. Maria wird später berichten, er habe sie unablässig „mit beharrli-

rung sei ein abgekartetes Spiel zwischen Bothwell und der Königin gewesen.

Am 15. Mai, drei Monate nach Darnleys Ermordung, heiraten Maria und Bothwell – nach protestantischem Ritus. Nur wenige Adelige verfolgen die Zeremonie. Nach der Trauung gibt es keine Bälle, Bankette oder Maskenspiele. Lediglich

ihre Seite ziehen zu können, erfüllt sich nicht. Denn eine Gruppe mächtiger Lords sammelt bereits Truppen gegen das Königspaar. Die Aristokraten wollen im Namen des kleinen Prinzen Maria aus den Fängen Bothwells befreien, bevor dieser offiziell einen Königstitel trägt, ihn für den Mord an Darnley verantwortlich machen und ihn töten.

Ende Mai ruft auch Maria zu den Waffen. Doch deutlich weniger Männer als erhofft schließen sich ihr und Bothwell an.

Am 15. Juni 1567, genau einen Monat nach der Hochzeit, stehen sich die Armeen der Königin und ihrer Gegner östlich von Edinburgh gegenüber. Es ist ein heißer Tag. Keine Seite wagt einen Angriff.

Da machen die rebellischen Adeligen der Königin ein Angebot: Sollte Maria sich von Bothwell trennen, würde man sie wieder in ihre frühere Stellung einsetzen, und die Lords würden ihr wieder treue Untertanen sein.

Und tatsächlich: Gegen die Zuschüterung freien Geleits für ihren Mann sowie das Versprechen, sie selbst ehrenvoll zu behandeln, begibt sich Maria nach einem Hin und Her in die Hände der Rebellen.

Bothwell besteigt sein Pferd und flieht. Es gelingt ihm in den nächsten Wochen, sich bis auf ein Schiff an der Küste durchzuschlagen und nach Norwegen zu segeln. Dort aber wird er auf Geheiß des Königs von Dänemark und Norwegen als politisches Faustpfand verhaftet und nach Copenhagen gebracht. Den Rest seines Lebens wird er in Kerker verbringen, bis er elf Jahre später, wahnsinnig geworden, stirbt.

Die Aufständischen aber brechen ihr Wort: Sie nehmen Maria gefangen und geleiten sie zunächst ins nahe gelegene Edinburgh. Bei diesem Einzug der Königin in die Stadt jubelt niemand, die Menschen beleidigen sie, rufen „Hure!“ und „Mörderin!“.

In der folgenden Nacht bringen die Bewacher Maria Stuart nach Kinrossshire, etwa 50 Meilen nördlich von Edinburgh. Dort liegt auf einer kleinen Insel inmitten der weiten Wasserfläche von Loch Leven ein unzugängliches Schloss – ihr neues Gefängnis.



In den Tagen nach ihrer Flucht kann Maria 6000 Soldaten mobilisieren, doch die entscheidende Schlacht am 13. Mai 1568 wird zum Desaster (o.). Panisch flüchtet sie nach England – in der Hoffnung auf Hilfe durch ihre Verwandte, Königin Elisabeth

chen Bitten, die nichtsdestoweniger von Gewalt begleitet waren“, bedrängt.

Es lässt sich nur spekulieren, warum Maria bereit ist, sich Bothwell zu unterwerfen. Wahrscheinlich glaubt sie wegen der Petition, viele der Lords stünden auf seiner Seite und würden eine Verbindung mit ihm gutheißen.

Unterdessen treibt Bothwell die Scheidung von seiner Frau voran. Kaum ist die bestätigt, bringt er die Königin am 6. Mai 1567 nach Edinburgh zurück.

Der Empfang der Untertanen ist diesmal frostig. Sie zeigen nicht nur ihren Unwillen gegen die Ehe und die unziemliche Hast, mit der sie geschlossen werden soll, viele glauben, die Entfüh-

ren ein Hochzeitsmahl, zu dem sich kaum Gäste einfinden. Es ist eine armselige Vermählung.

Durch die Ehe mit einem Mann, von dem alle überzeugt sind, dass er der Mörder ihres Gatten ist, hat Maria jeden Rückhalt verloren. Nun aber erkennt sie zudem, dass die Heirat ihre Gefangenschaft nur verlängert hat.

Niemand darf mit der Königin sprechen, ohne dass ihr Mann zugegen ist. Die Tür zu Marias Gemächern wird ständig von Bothwells Leuten bewacht. Der französische Botschafter meldet nach Paris: „Vom Tage der Hochzeit an waren der Tränen und Klagen der Königin kein Ende.“ Immer wieder höre man sie sagen, „Ich wünschte, ich wäre tot“.

Und auch Marias Hoffnung, durch die Heirat eine Mehrheit des Adels auf

Die Monarchin verfällt in tiefe Apathie. Zwei Wochen lang ist sie halb bewusstlos, spricht mit niemandem. Ir-gendwann während der ersten Zeit ihrer Gefangenschaft erleidet sie eine Fehlgeburt mit Zwillingen.

Erbarmungslos verfolgen die aufständischen Adeligen währenddessen alle Gefolgsleute Bothwells, die an Darnleys Ermordung beteiligt waren – wohl auch, um davon abzulenken, dass viele von ihnen selbst zu den Tätern gehören. Am 19. Juni ergreifen sie Bothwells Schneider, der ihnen einen Tag später eine Silberkassette aushändigt, die in Marias Leben noch eine Rolle spielen wird.

Am 24. Juli zwingen die Lords Maria, zugunsten ihres Sohnes abzudanken. Fünf Tage später wird der 13 Monate alte Knabe in einer protestantischen Zeremonie als Jakob VI. zum König von Schottland gekrönt. Die Predigt hält niemand anderes als John Knox. Bis Jakob volljährig ist, wird Marias Halbbruder James die Regentschaft für ihn übernehmen.

Niemand erkennt die Frau, die am Abend des 2. Mai 1568, eine Kapuze über den Kopf gezogen, gemeinsam mit einem jungen Helfer eilig den Hof von Schloss Loch Leven überquert, mit dem Schlüssel, den ihr der Jüngling besorgt hat, das Tor öffnet und das Boot besteigt, das am Ufer für sie bereitliegt. Nach zehn Monaten Gefangenschaft gelingt Maria so die Flucht.

Am Seeufer warten bereits Getreue mit Pferden und bringen die ehemalige Königin in einem Schloss in der Nähe der Stadt Hamilton in Sicherheit. Von hier aus plant die Königin ihre Rückkehr auf den Thron.

Maria widerruft ihre Abdankung und fordert ihre Untertanen auf, ihr zur Hilfe zu eilen. Und tatsächlich gelingt es ihr noch einmal, ein Heer aufzustellen. Bereits nach wenigen Tagen verfügt sie über 6000 Mann, mit denen sie gegen ihren Halbbruder James, den Regenten, zu Felde zieht.

Am 13. Mai treffen die Armeen in der Nähe von Glasgow aufeinander. Obwohl Marias Soldaten in der Überzahl sind, führt ein Fehler ihres Heerführers schnell zur Niederlage. Die Schlacht

dauert gerade einmal 45 Minuten, dann ist sie entschieden.

Maria, die von einer Anhöhe aus das Geschehen verfolgt, bleibt nur die Flucht. In wildem Galopp reitet sie rund 150 Kilometer Richtung Süden, bis sie schließlich am 15. Mai die Küste des Solway Firth erreicht. Am Nachmittag des nächsten Tages besteigt sie ein kleines Fischerboot, das sie hinüber nach England bringt.

Eine äußerst naive Entscheidung. Obwohl ihre verbliebenen Anhänger sie inständig vor Elisabeth warnen und sie im katholischen Frankreich über Besitztümer und Unterstützer hätte verfügen können, hat sie das protestantische England gewählt. Offenbar glaubt Maria noch immer, sie und Elisabeth könnten Verbündete werden.

Dilemma. Sie kann unmöglich als Protestantin für die Katholikin mit Waffengewalt den schottischen Thron zurückerobern und damit gegen den protestantischen Regenten James und seine verbündeten Lords vorgehen. Sie kann auch nicht zulassen, dass Maria nach Frankreich weiterreist und die katholischen Mächte Frankreich und Spanien aufruft, für sie Schottland zu unterwerfen. Doch eine katholische Königin auf Dauer im Land zu behalten, die für die im Untergrund lebenden englischen Katholiken die legitime Trägerin der eigenen Krone ist, halten ihre Berater gleichfalls für zu gefährlich. Eine gesalbte Königin aber, die von ihren Un-



18 Jahre hält Elisabeth die einstige schottische Königin gefangen, weil sie deren Anspruch auf die englische Krone fürchtet. Als Maria sich 1586 an einer Verschwörung gegen Elisabeth beteiligt, unterzeichnet die nach langem Zögern das Todesurteil – am 8. Februar 1587 stirbt Maria Stuart unter dem Beil des Henkers

Kaum angekommen, wird sie in der Festung von Carlisle in Nordengland unter Bewachung festgehalten. Mehr als 20 Briefe schreibt sie in den folgenden Monaten an die englische Königin, die alle die Hoffnung ausdrücken, Elisabeth werde ihr helfen, auf den schottischen Thron zurückzukehren.

Doch Marias Ankunft in England stellt Elisabeth vor ein kaum lösbares

Unterthanen gestürzt wurde und sich Hilfe suchend an sie gewandt hat, will Elisabeth auch nicht zum Tode verurteilen, denn sie sollte – so wie Elisabeth selbst – nur dem Urteil Gottes unterworfen sein.

Um Zeit zu gewinnen, entscheidet sich Elisabeth erst einmal, eine Konfe-

renz anzusetzen, die den Vorwurf untersuchen soll, Maria sei in den Mord an Darnley verwickelt gewesen.

Am 7. Dezember 1568 legt Marias Halbbruder James Stuart hier Abschriften von „Liebesbriefen“ vor, die aus der im Juni 1567 beschlagnahmten Silberkassette von Bothwells Schneider stammen sollen. Mit den Schriftstücken will er beweisen, dass Maria bereits vor dem Mord ein ehebrecherisches Verhältnis mit Bothwell hatte und dass sie gemeinsam planten, Darnley umzubringen. Ohne Anrede oder Unterschrift und fast alle undatiert, enthalten sie allerdings keine konkreten Schilderungen des Mordkomplotts.

Vieles spricht dafür, dass es Fälschungen sind, die wohl zum Teil aus Briefen und Entwürfen zusammengesetzt wurden, die Maria zu anderen Zeitpunkten und teilweise nicht an Bothwell, sondern an Darnley geschrieben hat und die Marias Gegner nach ihrer Flucht in die Hände fielen. (1584 verschwinden die vorgelegten Briefe spurlos. Es existieren nur eine Reihe von Abschriften und Übersetzungen.)

Elisabeth will nach wie vor kein Urteil gegen „ihre liebe Schwester“ fällen lassen. Die Konferenz endet also unentschieden: Es sei nichts gegen Maria angeführt worden, „was ihre Ehre oder Treue infrage stellt“.

Dennoch ändert sich für Maria nichts.

In den folgenden Jahren wird sie an verschiedenen Orten gefangen gehalten. Es ist ein gleichförmiges, eintöniges, trostloses Leben. Stets wird sie bewacht, ihre Briefe an ihre Familie in Frankreich und ihre wenigen Gefolgsmänner werden abgefangen, manchmal ist die Kontrolle stark, manchmal großzügiger. Doch nie gibt Maria die Hoffnung auf, eines Tages auf den Thron zurückzukehren.

Mit allen Mitteln, die ihr zur Verfügung stehen, versucht sie, um ihre Freiheit zu kämpfen. Sie lässt sich auf mehrere Komplote ein, von ihr selbst geschmiedet oder von katholischen Anhängern für sie geplant. Es sind allesamt mangelhaft vorbereitete Aufstände, Invasionen, mit dem Ziel, Maria zu befreien und auf den englischen Thron zu setzen.

So vergehen nach und nach fast 18 Jahre, die Maria auf wechselnden Landsitzen als Gefangene verbringt.

1586 deckt der englische Geheimdienst die Verschwörung einer Gruppe von katholischen Edelleuten in England auf, die die Befreiung der ehemaligen Königin geplant hatten und darüber hinaus Elisabeth ermorden wollten, um Maria zur englischen Monarchin zu machen. Und: Maria war in das Vorhaben eingewieht.

Nun wird ihr doch der Prozess gemacht; die Richter erklären sie für schuldig, „Pläne zur Vernichtung der Königin von England gebilligt und ausgedacht zu haben“. Nach langem Zögern unterschreibt Elisabeth das Todesurteil.



Am 8. Februar 1587 klopft es gegen acht Uhr morgens an die Tür von Marias Privatgemächern in Fotheringhay, einer alten Festung etwa 120 Kilometer von London entfernt. Maria ist 44 Jahre alt. Die Haft, der Bewegungsmangel sowie jahrelange Schmerzen haben Spuren hinterlassen. Sie ist vorzeitig gealtert, ihr Körper matronenhaft korpulent geworden. Ihre Beine sind so geschwollen, dass sie sich kaum bewegen kann.

Maria ist ganz in Schwarz gekleidet, mit Ausnahme eines langen weißen, spitzengesäumten Schleiers und eines weißen Kopfputzes. In der einen Hand hält sie ein Kruzifix aus Elfenbein, in der anderen ein Gebetsbuch auf Latein.

In der Halle von Fotheringhay ist in den Tagen zuvor eine hölzerne Plattform errichtet worden, die nun mit schwarzen Tüchern bedeckt ist. Auch der Richtblock auf dem Schafott ist schwarz verhüllt.

Auf einem Schemel sitzend, hört die Delinquentin ruhig, wie ihr Todesurteil verlesen wird. Anschließend spricht sie laut ihre Gebete. Dann helfen die Henker ihr, sich ihrer Kleider bis auf das Unterkleid zu entledigen. Es ist rotbraun, in der Farbe getrockneten Blutes – die liturgische Farbe der Märtyrer der katholischen Kirche.

Maria werden die Augen verbunden. Sie legt den Kopf auf den Block. Der Henker braucht zwei Schläge, um sie zu töten, erst der dritte trennt ihr Haupt vom Rumpf.

Maria Stuart, diese widersprüchliche, mutige, bisweilen naive, aber immer grenzenlos ehrgeizige Königin, ist tot. Wie keine zweite Monarchin vor ihr auf das Regieren vorbereitet, von der Natur mit Schönheit und einem wachen Verstand gesegnet, scheitert sie am Ende doch. An eigenen Fehlern, wie der Wahl ihrer Männer, dem mitunter zu großen Vertrauen in ihre Berater, aber nicht zuletzt an den Umständen selbst. An einem von machtgierigen und zynischen Adeligen beherrschten Land.

Ihre Kontrahentin Königin Elisabeth stirbt unverheiratet und kinderlos 16 Jahre später.

Jakob, Marias Sohn und schottischer König, wächst streng protestantisch erzogen auf. Seine katholische Mutter hat er, solange sie lebte, stets als skandalös empfunden.

Erst als er Elisabeth auf den englischen Thron folgt und damit die beiden Königreiche unter seiner Herrschaft vereint (siehe Seite 72), schafft er ihr, zum Ruhme der Stuart-Dynastie, ein ehrenvolles Andenken.

Er überführt Marias Leichnam nach Westminster Abbey, wo er für seine Mutter ein prächtiges Grabdenkmal errichten lässt. Die schottische Königin, die so sehr nach dem englischen Thron strebte, liegt dort nun inmitten englischer Könige.

Seit ihrem Tod stammen bis heute alle gekrönten Häupter des Inselreichs in direkter Linie von ihr ab. ●

Ulrike Moser, Jg. 1970, lebt als Autorin in Berlin.

LITERATUREMPFEHLUNGEN

John Guy, „My Heart is My Own. The Life of Mary, Queen of Scots“, Harper Perennial: eine Biografie, emphatisch, spannend geschrieben wie ein Roman. Jenny Wormald, „Maria Stuart“, Ploetz: eine Abrechnung – für die Autorin ist Maria Stuart eine auf ganzer Linie gescheiterte Königin.

DER SCHOTTE AUF ENGLANDS THRON

Viele Engländer halten ihre nördlichen Nachbarn für kulturlos und unzivilisiert. Doch als ihre Monarchin Elisabeth I. 1603 kinderlos stirbt, erbt deren Großneffe die Krone – ausgerechnet der schottische Herrscher. Es ist der erste Schritt zur Entstehung Großbritanniens

Text: JOHANNES BÖHME

Der schottische König Jakob VI. bricht im Jahr 1603 zu einem beispiellosen Triumphzug auf: Begleitet von seinem Hofstaat, reist der 36-Jährige nach London, in die Hauptstadt des ewigen Rivalen – und lässt sich dort am 25. Juli zum König von England krönen. Ausgerechnet einem Schotten gelingt, wonach Englands Herrscher jahrhundertelang vergebens gestrebt haben: die Vereinigung beider Kronen in einer Hand.

Es ist das Meisterstück eines Überlebenskünstlers. Bereits als Kind wird Jakob zum schottischen König gesalbt; anfangs ist er freilich nur eine Marionette der Feinde seiner Mutter Maria Stuart. Als er schließlich die Macht will, widersetzen sich seine Fürsten, zu sehr haben sie sich an ihre Unabhängigkeit gewöhnt. Die Adeligen halten den König sogar zehn Monate lang gefangen. Doch Jakob ist geschickt. Nach und nach schaltet er alle Gegner aus, einige auf dem Schlachtfeld, andere isoliert er und fördert stattdessen Männer, die ihm gewogen sind.

Für seinen größten Erfolg aber muss er nicht kämpfen – nur warten. Als Englands Herrscherin Elisabeth I. 1603 kinderlos stirbt, ist Jakob, ein Großneffe der Königin, der rechtmäßige Thronerbe.

Die Engländer bekommen einen erfahrenen Regenten. Ihre Herzen gewinnt Jakob I., wie er nun genannt wird,

trotzdem nicht. In London hält man Schotten für Barbaren. Und der Monarch aus der Fremde scheint ihnen recht zu geben: Er hat keine Tischmanieren, wäscht sich nur selten, beim Sprechen spuckt er, beim Gehen schwankt er (vermutlich die Folge einer fröhkindlichen Schädigung), und mit seinen Händen spielt er ständig am Hosenlatz.

Dabei ist Jakob der gebildetste König in Englands Geschichte. Er liest antike Schriftsteller im lateinischen und altgriechischen Original; schreibt Gedichte sowie Aufsätze über Staatstheorie. Bei einem Besuch in Oxford verrät er, er wäre gern Professor geworden – ein Intellektueller auf dem Thron.

Aus seinen Erfahrungen in Schottland hat Jakob die Lehre gezogen, dass nur ein starker Monarch eine Gesellschaft vor Chaos bewahren kann, er fühlt sich Gott allein zur Rechenschaft verpflichtet. In England aber ist die Macht des Königs geringer, das Parlament selbstbewusster. Und die Abgeordneten lassen Jakob spüren, wie wenig sie dem Schotten vertrauen.

So blockieren die Parlamentarier das wichtigste Projekt ihres Monarchen – die Vereinigung Schottlands und Englands zu Großbritannien. Beide Länder haben zwar den gleichen Herrscher, sind aber immer noch getrennte Staaten mit zwei Rechtssystemen, Parlamenten und

Kirchen. Eine gleichberechtigte Fusion lehnen die Deputierten ab: England ist größer und reicher, warum also sollte es Schottland als Partner anerkennen?

Die größte Gefahr droht Jakob aber von anderer Seite: Schon lange schwelt in England ein Konflikt zwischen Katholiken und Protestanten. 1605 planen katholische Verschwörer um den Offizier Guy Fawkes einen Anschlag auf Jakob, einen überzeugten Protestant. Sie wollen das Parlamentsgebäude, in dem sich der König aufhält, sprengen. Doch das Komplott wird entdeckt, die Attentäter werden gehängt und gevierteilt.

Seine schottische Heimat sieht Jakob nur noch ein einziges Mal wieder. Das Versprechen, alle drei Jahre nach Norden zu reisen, hat er früh gebrochen. Längst ist London zum Mittelpunkt seines Reiches geworden. Vielen Schotten muss es nun so scheinen, als hätten sie keine Krone gewonnen – sondern einen König verloren.

Am 27. März 1625 stirbt der Überlebenskünstler. Er hat Schottland und England in turbulenten Zeiten zusammengehalten. Sein Sohn Karl I., der ihm nun auf den Thron folgt, ist ein schwächerer Monarch, halsstarrig und ungeschickt. Ihm wird die Macht entgleiten – und der Bürgerkrieg, der ihn Kopf und Kragen kosten wird, nimmt seinen Anfang ausgerechnet in Schottland. ■



Die Engländer lehnen 1603
ihren neuen König ab, reagieren mit
Misstrauen oder sogar Hass. Für sie
ist Jakob I. (1566–1625) wie alle Schotten
ein Barbar. Das Parlament begrenzt
seine Macht – und eine Gruppe radikaler
Katholiken will den protestan-
tischen Herrscher sogar mit einem
Sprengstoffanschlag töten

PLEITE IM PARADIES

Ende des 17. Jahrhunderts dominieren Kolonialmächte wie England und Spanien den Überseehandel. Nun wollen auch schottische Unternehmer mit Gold, Silber und edlen Hölzern handeln. 1698 schicken sie 1200 Männer und Frauen nach Panama. Doch der schlecht vorbereitete Plan kostet Hunderte von ihnen das Leben – und Schottland seine Unabhängigkeit

Text: MATTHIAS LOHRE

Unter dem Jubel Tausender Schaulustiger segeln 1698 fünf Schiffe aus dem Hafen von Leith. Sie sollen schottische Siedler nach Panama bringen



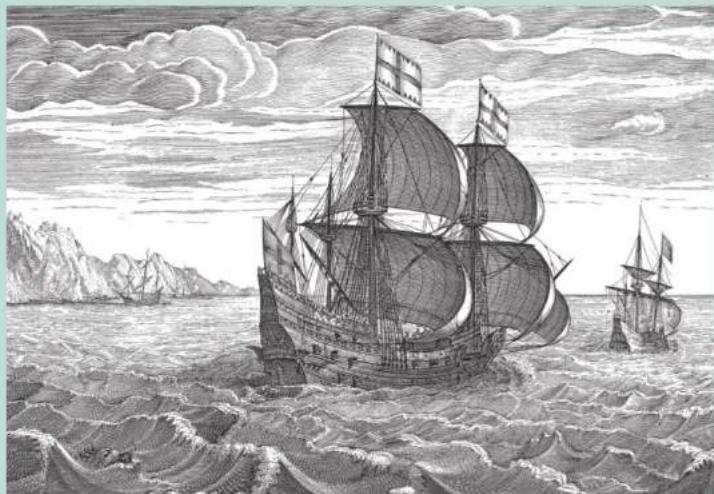


Es klingt wie eine Verheißung, wenn dieser Mann von seinem Plan erzählt. William Paterson langweilt seine Zuhörer nicht mit Zahlen, sondern verspricht ihnen die Erlösung. Die Menschen in Schottland darben, während ihre englischen Nachbarn durch den Überseehandel immer reicher werden? Nicht mehr lange, prophezeit der charismatische Gentleman mit der gelockten, auf die Schultern fallenden Perücke. Bald können auch sie vom wachsenden Warenaustausch zwischen der Alten und der Neuen Welt profitieren!

Alles, was die Schotten tun müssen, ist, sein Projekt zu finanzieren: eine schottische Kolonie im fernen Mittelamerika. Genauer: an der Landenge von Darién (im heutigen Panama).

Die Gegend, so Paterson, sei das „Tor zu den Weltmeeren“, wenn nicht sogar der „Schlüssel zum Universum“.

Um 1700 boomt der Handel mit der Neuen Welt. Gewaltige Segelschiffe transportieren, oft im Auftrag großer Kapitalgesellschaften, die Waren über den Atlantik



Sein Publikum an diesem Julitag 1696 ist das Direktorium der Company of Scotland, zu dem auch er gehört – rund 30 Gutsherren und Kaufleute, die nach Investitionsmöglichkeiten für ihre vor einem Jahr gegründete Firma suchen.

Patersons Idee erscheint ihnen verlockend: Darién, auf der nur rund 100 Kilometer breiten Landenge zwischen Pazifik und Atlantik gelegen, soll mit dem Geld der Schotten zum Umschlagplatz für den Handel zwischen Südostasien und Europa ausgebaut werden – und so die lange und gefährliche Fahrt

um Kap Horn im Süden Amerikas überflüssig machen.

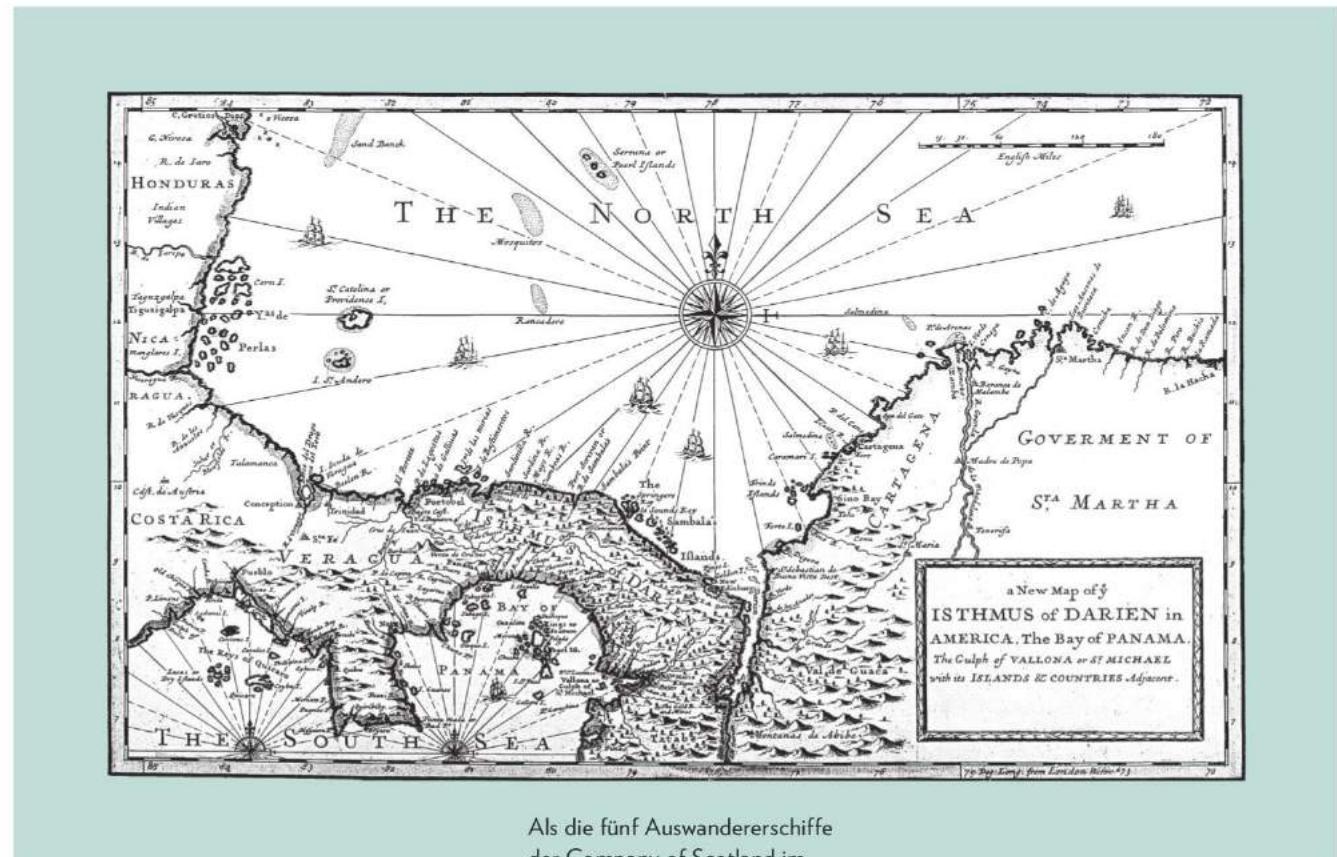
An der pazifischen Südküste könnten Gewürze oder Indigo aus den Frachtschiffen entladen werden, erklärt Paterson, und zu einem neuen schottischen Hafen im karibischen Norden des Isthmus transportiert werden. Mehr noch: Eine Kolonie in dieser exponierten Lage würde sich rasch zu einem Handelsknotenpunkt sowie zum Magneten für Händler und Investoren aus aller Welt entwickeln. Sollten sich die Schotten dort festsetzen, könnten sie als Torwächter zwischen Südostasien und Europa fabelhafte Gewinne machen.

Mit seinem Vortrag trifft Paterson den Geist einer neuen Zeit – einer Epoche der Gier. Denn ausgehend von den Niederlanden ist eine ökonomische Revolution dabei, die Wirtschaft des Kontinents umzuwälzen.

Kaufleute schließen sich zu mächtigen Firmen zusammen. In ganz Europa entstehen nun Kapitalgesellschaften, die sich auf eine große Zahl von Anlegern stützen und deshalb über enorme finanzielle Kraft verfügen – über Geld, das sie zumeist in üble Geschäfte wie den Sklavenhandel oder die Ausbeutung asiatischer Völker investieren. So erzielen sie zum Teil fantastische Gewinne.

Die Company of Scotland Trading to Africa and the Indies ist eines der ersten und das mit Abstand größte Unternehmen dieser Art in Nordbritannien. Zwar verstehen nicht alle, die die Gründung der Firma bejubeln, wie der Finanzkapitalismus funktioniert. Aber dass er exorbitanten Reichtum hervorzubringen vermag, zeigen ihnen die Erfolge englischer und niederländischer Händler.

Und William Paterson, ein überaus geschickter Verkäufer, bringt für die Schotten die Mechanismen der Märkte



auf eine verführerisch einfache Formel: „Geld wird noch mehr Geld zeugen.“

Er weiß durchaus, wovon er spricht. In London hat er 1694 die Bank of England mitgegründet. Zuvor hatte eine Investorengruppe um Paterson dem englischen König Wilhelm III. ein dringend benötigtes Darlehen für die Erneuerung der Flotte gewährt; im Gegenzug erhielten die Gläubiger der Krone das Recht, ein Geldinstitut zu betreiben sowie Banknoten auszugeben.

Auch in der Karibik kennt sich Paterson aus. Er hat als Kaufmann die boomenden Kolonien der Region bereist, in der Spanier, Franzosen, Engländer, Dänen und Niederländer unter anderem Rohrzucker anbauen, und dort gute Geschäfte gemacht. Sein Ruf ist exzellent.

Dazu kommt das selbstgewisse Auftreten des 38-Jährigen. Bei der Sit-

zung mit den Direktoren der Company of Scotland wirkt er perfekt vorbereitet, hat Karten und Reiseberichte mitgebracht. Die Herren sind begeistert und beschließen, in das Unternehmen im fernen Mittelamerika zu investieren.

Dass Paterson die Bank of England bereits nach wenigen Monaten im Streit verlassen hat, scheint sie nicht zu stören. Ebenso wenig, dass er noch nie in Darién gewesen ist. Nun will er dort mit einigen Hundert Siedlern eine Kolonie gründen, und sie wird der Company gehören.

Begierig kaufen viele Schotten Aktien der Company. Die Anleger zeichnen Firmenanteile im Wert von rund 400000 Pfund, das entspricht mehr als 40 Prozent der im Land kursierenden Münzen.

Nicht nur vermögende Adelige und Kaufleute erwerben Aktien, sondern

auch Ärzte und Anwälte sowie Soldaten, Handwerker und Witwen. Ganze Berufsverbände, selbst wohlütige Stiftungen zeichnen Anteile, manche Städte sind nun Großaktionäre. Jeder fünfte Schotte, so wirbt die Company, sei direkt oder indirekt am Unternehmen beteiligt.

Gegenargumente wischen die Direktoren schnell beiseite. Darién gehört zum Kolonialreich der Spanier? Kein Problem – der schwächeren Großmacht fehle die Kraft, Neuankömmlinge vom Kontinent zu vertreiben. Darién gilt als unfruchtbare Gegend ohne geeigneten Hafen? Unsinn – laut Paterson könne, wer die Region kontrolliert, sogar „beiden Ozeanen die Gesetze diktieren“.

Das dreiste Auftreten hat Erfolg: Anstatt den vermeintlich genialen Plan zu kritisieren, beeilen sich Investoren, Firmenanteile zu zeichnen. Das Vorha-

ben wird zur nationalen Manie – und wer Zweifel daran äußert, ist kein Patriot.

Ende 1697 kürt die Company Patersons Idee zu ihrem Projekt. Da Englands Parlament den Bau von Schiffen für die Company auf den Themse-Werften untersagt, beauftragen die Schotten Unternehmen auf dem Kontinent.

Als Beweis ihrer Zuversicht und finanziellen Stärke verzichten die Direktoren darauf, Schiffe bei Reedereien zu chartern, wie es sonst bei Handelsgesellschaften üblich ist. Stattdessen kaufen sie eines in Amsterdam und lassen in Hamburg vier weitere Segler bauen.

Damit aber nimmt der Druck zu: Das Projekt Darién muss ein Erfolg werden, für andere Vorhaben fehlt das Geld.

Am 14. Juli 1698 verfolgen Tausende Schaulustige, wie die fünf Schiffe aus einem Hafen nahe Edinburgh segeln. Sie jubeln, weinen und beten für jene 1200 Frauen und Männer, die am Ende der Welt ein besseres Leben beginnen wollen. Der Reiz der Ferne ist so groß, dass sich Seeleute und Soldaten als blinde Passagiere auf die Schiffe geschmuggelt haben. Wer entdeckt wird, klammert sich an Seilen und Planken fest, um dennoch mitfahren zu können. Bei einem Zwischenstopp geht zwei Tage später auch Paterson mit seiner Frau an Bord.

Doch seine Vision wird sich schon bald als Trugbild erweisen. Planungsfehler, Hochmut und schier unglaubliche Naivität werden Hunderte Siedler das Leben kosten. Und am Ende wird ausgerechnet das Darién-Projekt, das Schottland Wohlstand und Weltgeltung bringen sollte, maßgeblichen Anteil daran haben, dass das Königreich seine Unabhängigkeit verliert.

Alles beginnt mit dem Neid der Schotten auf ihre englischen Nachbarn und andere Nationen.



Weitaus mehr Männer und Frauen als zunächst geplant haben das Angebot der Company of Scotland angenommen und sich für ein neues Leben in der Karibik entschieden.

Das Klima im Norden ist zu rau und feucht, um üppige Ernten zu garantieren. Und so fischreich das Meer vor der schottischen Küste auch ist, mit den gut organisierten Flotten der Niederländer können die Schotten nicht konkurrieren.

Auch ihre Bodenschätze, etwa Blei und Kohle, vermögen sie aus Mangel an Kapital nicht auszubeuten.

Zwar gelten sie als exzellente Viehzüchter, die Leder, Wolle und Fleisch exportieren, doch das kleine Wirtschaftswachstum kann nicht mit der an- schwelgenden Bevölkerungszahl mithalten. Arbeitslosigkeit, Armut und Obdachlosigkeit sind die Folge. Nur in Edinburgh profitiert eine kleine Elite vom Aufschwung.

Um 1680 verschärft sich die Lage: Denn wichtige europäische Handelspartner der Schotten, wie etwa die Franzosen, führen hohe Zollschränke ein, um ihre eigene Wirtschaft vor internationaler

DAS ARME SCHOTTLAND WILL ENGLAND KONKURRENZ MACHEN

Konkurrenz zu schützen. Zudem kommt es etwa zur gleichen Zeit zu mehreren Missernten und damit verbundenen Hungersnöten.

Sehnsüchtig blicken viele Schotten nach Süden: England hat fünfmal so viele Einwohner, aber das dortige Steueraufkommen ist 36-mal so hoch. Londons Kolonien und Stützpunkte in aller Welt beliefern England zudem mit Schätzen aus fast allen Kontinenten.

Kontrolliert wird der Import von mächtigen Firmen wie der East India Company. Die schottischen Seehändler aber sind per Gesetz vom lukrativen Überseehandel der Engländer ausgeschlossen – obwohl England und Schottland seit 1603 von einem Herrscher in Personalunion regiert werden (die beiden Staaten haben nach wie vor eigene Gesetze, Parlamente und Währungen).

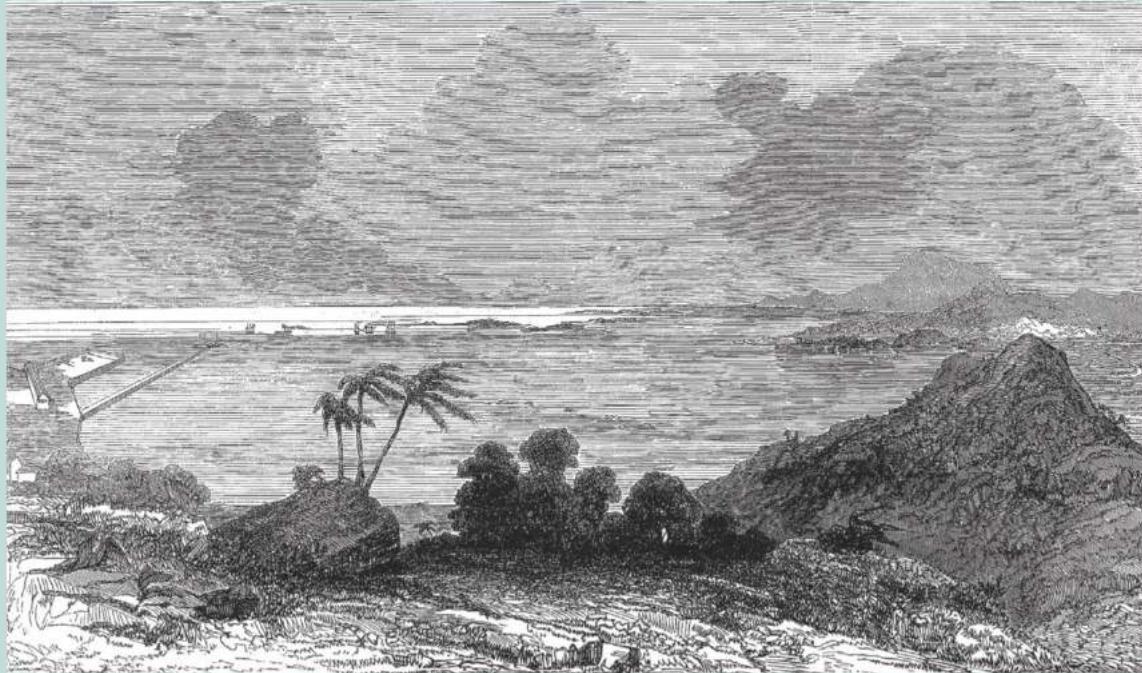
Im Jahr 1695 glauben die schottischen Kaufleute, endlich einen Weg gefunden zu haben, um beim wachsenden Welthandel mitverdienen zu können. Sie gründen die Company of Scotland. Das Unternehmen erhält vom Staat ein Monopol für den schottischen Warenverkehr mit Asien, Afrika und Amerika und wird für 21 Jahre von allen Steuern und Zöllen befreit. Das Land will der aufsteigenden Weltmacht England Konkurrenz machen – und vertraut auf die Unterstützung seines Königs, der zwar von London aus regiert, sich aber verstärkt um das Vertrauen der Schotten bemüht.

Doch als das Parlament in Westminster englischen Untertanen verbietet, in die Company of Scotland zu investieren, um die potenzielle Konkurrenz gar nicht erst gefährlich werden zu lassen, tut Wilhelm: nichts. Die Lobbyisten der mächtigen East India Company trium-

phieren, denn sie haben für dieses Verbot geworben. Die Schotten sind nun umso entschlossener – und bitten schließlich William Paterson, sein koloniales Großprojekt vorzustellen.

Nach dreieinhalb Monaten auf See erreicht die schottische Flotte der Company am 27. Oktober 1698 ihr Ziel: den Golf von Darién an der Karibikküste. Wenige Tage später erkunden einige Männer in Booten die Gegend und entdecken eine 3,5 Kilometer lange Bucht. „Ein ausgezeichneter Hafen“, notiert ihr Kapitän euphorisch in seinem Logbuch. Hunderte Segelschiffe könnten hier anker, auch für Kaianlagen zum Umschlagen der Güter wäre genug Platz. Zudem liegt vor der Bucht eine kleine

In Panama angekommen, finden die schottischen Auswanderer schnell eine Bucht am Golf von Darién, die ihnen für den Bau einer Siedlung geeignet erscheint



Halbinsel, die sich leicht zur Festung ausbauen ließe. Gibt es einen besseren Ort für eine Handelssiedlung?

Hier wachsen Bananenstauden, Zedern und Baumwollbäume. Den Wald bewohnen Ameisenbären, und in den Bäumen hängen erstaunlich behäbige Tiere, die sie *sloths* nennen (nach dem englischen Wort für „Faulheit“). Für viele Pflanzen und Tiere haben die Kolonisten aber keine Namen, so fremdartig ist dieses Land. Den Kälte und Entbehrungen gewohnten Schotten muss es als Paradies auf Erden erscheinen.

Sogar die Einheimischen vom Stamm der Tule begegnen den Neuankömmlingen mit Freundlichkeit. Einer ihrer Häuptlinge schließt sogleich einen Beistandsvertrag mit den Weißen. Mehr noch: Die Indianer berichten von Goldminen in einem Berg in der Nähe.

Von den 4000 Spaniern aber, die auf der Landenge leben, ist nichts zu sehen. Panama-Stadt, die größte ihrer drei

Siedlungen, liegt 200 Kilometer entfernt an der Pazifikküste. Alles entwickelt sich offenbar so, wie es Paterson geplant hat.

Rasch beginnen seine Männer mit dem Bau einer neuen Heimat. Sie fällen Bäume, errichten ein hölzernes Fort, stellen Kanonen an der Einfahrt zur Bucht auf. Stolz nennen sie die Kolonie *New Caledonia* – nach dem lateinischen Namen ihres Mutterlandes. Ihre Siedlung taufen sie *New Edinburgh*. Das Sagen hat ein siebenköpfiger Rat, dem auch Paterson angehört.

schon im Jahr 1501 erreicht. Sie gründeten sogar eine Kolonie, gaben sie aber schließlich wieder auf. Ihre aus Südamerika kommenden Schiffe segeln seither entlang der Pazifikküste nach Panama. Dort laden sie ihre Schätze auf Maultiere und transportieren sie zu einem Atlantikhafen weiter nördlich.

Darién aber meiden die Nachfahren der Konquistadoren – aus gutem Grund. Denn die Gegend ist ein Seuchenpfuhl. Im feucht-schwülen Dschungel drohen den Neuankömmlingen Krankheiten wie die Pocken, Cholera, Ruhr, Typhus, Gelbfieber, Malaria und sogar die Pest.

Schon nach wenigen Tagen erkanken die ersten Schotten an unerklärlichem Fieber, darunter Patersons Frau. Sie stirbt am 14. November und wird unter Salutschüssen zu Grabe gelassen.

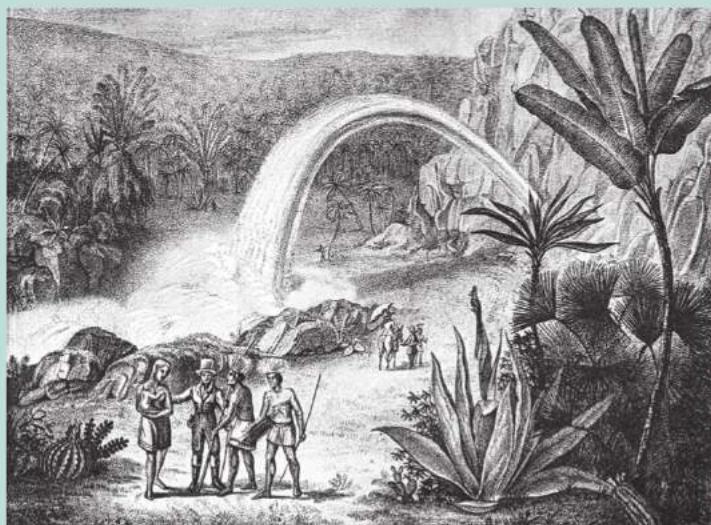
Magere Rationen schwächen die Kolonisten zusätzlich. Die heimischen Ausrüster haben an der Verpflegung gespart, weil Missernten die Preise in Schottland in die Höhe getrieben haben. Die Siedler finden vor Ort zwar Mais, Zuckerrohr, Melonen, Orangen und viele weitere Gewächse, aber Pflanzenkrankheiten und Insekten erschweren deren Anbau. Auch den Fischreichtum Dariéns können sie kaum nutzen – sie haben nur fünf kleine Netze mitgebracht.

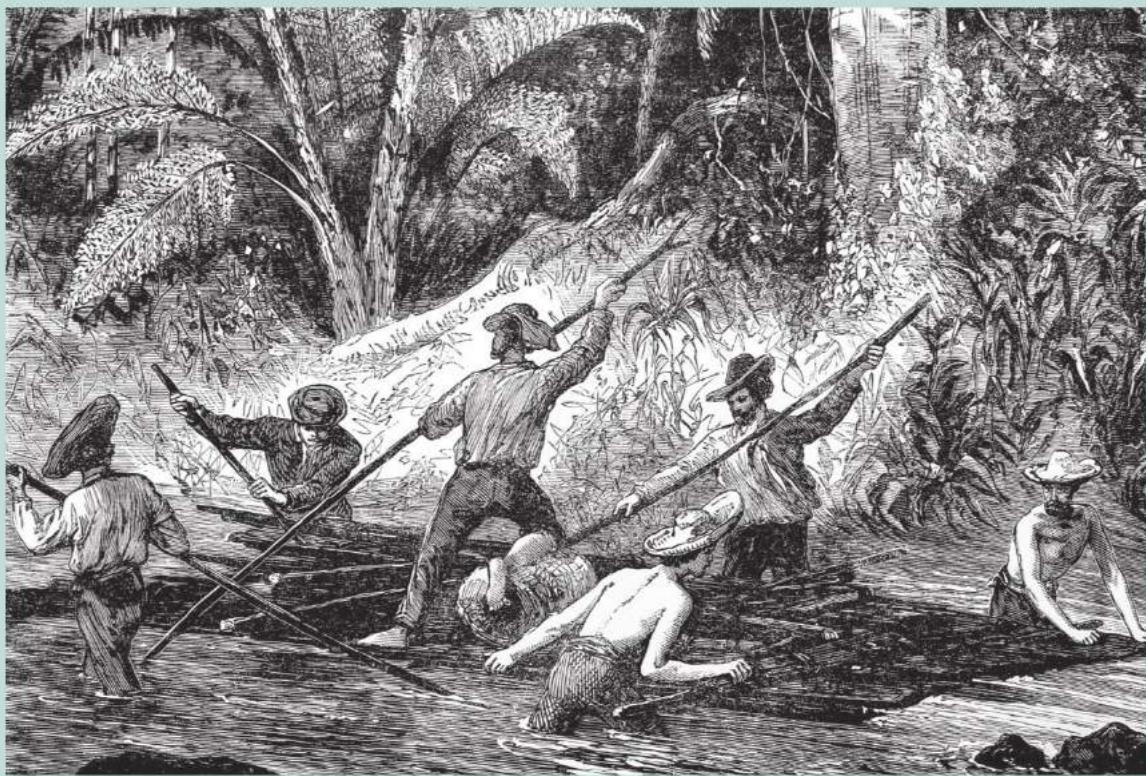
Ausgezehrt und entmutigt, fliehen schon vier Wochen nach der Landung die ersten zehn Bewohner von *New Edinburgh* in den Dschungel – wohl in der Hoffnung, sich dort durch die Jagd auf wilde Tiere ernähren zu können.

Als sie zwei Tage später gefangen genommen werden, lässt der Rat sie zur Abschreckung in Ketten legen und bei Wasser und Brot einsperren. Denn jeder Kolonist wird zur Verwirklichung von Patersons Traum gebraucht. Doch schon bald laufen sieben weitere fort.

Schließlich, am Weihnachtstag 1698, schicken die Anführer der Kolonie einen Boten zurück in die Heimat, um

New Caledonia taufen die schottischen Siedler die Kolonie, die sie an der Karibikküste Panamas errichten, ihrer Siedlung geben sie den Namen *New Edinburgh*





Schon bald verstehen die
Schotten, warum die Spanier
die Darién-Region meiden:
Im Dschungel gibt es Erreger
zahlloser Krankheiten

der Company Berichte und Briefe zu übermitteln. Doch als das Schiff den natürlichen Hafen verlassen will, türmen sich berghohe Wellen auf und zerstören es. 24 Seeleute sterben.

Das Unglück offenbart einen weiteren Nachteil New Edinburgs: Es ist leicht, in die Bucht hineinzusegeln, aber in der Trockenzeit erschweren es Nordwinde, wieder herauszukommen. In der Regenzeit zwischen Mai und November ist die Region zudem Stürmen und Überflutungen ausgesetzt.

William Paterson bleibt ungerührt. Obwohl er seine Frau verloren hat und die hungrigen Siedler inzwischen Baumrinde

essen, hat er einen euphorischen Brief an die Direktoren geschrieben: Falls sie bald Nachschub erreiche, werde New Caledonia „in kurzer Zeit die blühendste Kolonie in Ost- oder Westindien sein“.

Mehr als zehn Jahre lang hat er für sein Projekt geworben, hat sich viele Abfuhren eingehandelt, bevor er schließlich die Schotten überzeugen konnte. Nun will er auf keinen Fall aufgeben.

Anfang Februar 1699 schickt der Rat New Caledonias ein Schiff aus, um auf der Insel Curaçao, einem niederländischen Stützpunkt, Proviant zu kaufen. Zwar gelingt es der Besatzung diesmal, die Bucht zu verlassen. Doch dann

KÖNIG WILHELM VERWEIGERT DER KOLONIE JEGLICHE HILFE

NACH DEM ENDE DER KOLONIE DROHT SCHOTTLAND DER RUIN

bringen die Spanier den Segler auf, sperren die Schotten wegen angeblicher Piraterie ein und konfiszieren alle Waren. Auch zu Land beweist Spanien nun, dass es seine Herrschaft in Mittelamerika verteidigen will. In einem Gefecht mit mehr als 30 Männern eines spanischen Spähtrupps sterben zwei Schotten, zwölf werden verwundet.

Doch noch wollen die Pioniere in Darién nicht kapitulieren. Der Siedler George Douglas erklärt das Scharmützel in einem Brief an seinen Bruder, den er wahrscheinlich einem Handelsfahrer mitgibt, kurzerhand zu einem großen Sieg. Die Bewohner von New Edinburgh bauen unterdessen weiter an Häusern und Schutzwällen, hoffen auf Nachschub aus der Heimat.

Jetzt also soll das karge Schottland die tropische Kolonie mit Vorräten beliefern, nicht umgekehrt.

U

Unterdessen erkranken weiter zahlreiche Kolonisten, im April 1699 ist es bereits jeder zweite. Ihr Proviant gehe zur Neige, schreibt Douglas in einem weiteren Brief an die Heimat, und sie würden noch ein Jahr benötigen, um die Befestigungsanlagen zu vollenden. Käme keine Hilfe, würden sie verhungern.

Die einst so hoffnungsvollen Siedler sind völlig zermürbt. Doch wer desertiert, den lässt der Rat nun aufspüren, auspeitschen und Zwangsarbeit leisten.

Am 18. Mai 1699 erreicht die Kolonie eine weitere verhängnisvolle Kunde:

Da die Schotten durch ihre Ansiedlung den Frieden mit den Spaniern gebrochen hätten, verbietet König Wilhelm III. allen englischen Seefahrern, mit den Pionieren in Darién Handel zu treiben oder Nachrichten mit ihnen auszutauschen.

Der Monarch fürchtet um das brüchige Verhältnis zu Spanien, will sich den Rücken freihalten für seinen Kampf mit Frankreich um die Vorherrschaft in Europa. Die Kolonisten sind auf sich allein gestellt. Schottlands Marine kann sie nicht verteidigen, sie besteht nur aus drei Schiffen.

Diese Botschaft lässt die Stimmung endgültig kippen. Nun wollen die meisten Siedler New Edinburgh verlassen. Dennoch wirbt Paterson dafür, auszuharren, er bittet geradezu: Die Pioniere könnten sich ja auf die Schiffe zurückziehen und auf Nachschub warten. Nur 25 bis 30 Männer sollten zurückbleiben und die Stellung halten. Aber seine Überzeugungskraft ist erloschen. Die Siedler bereiten ihre Rückreise vor.

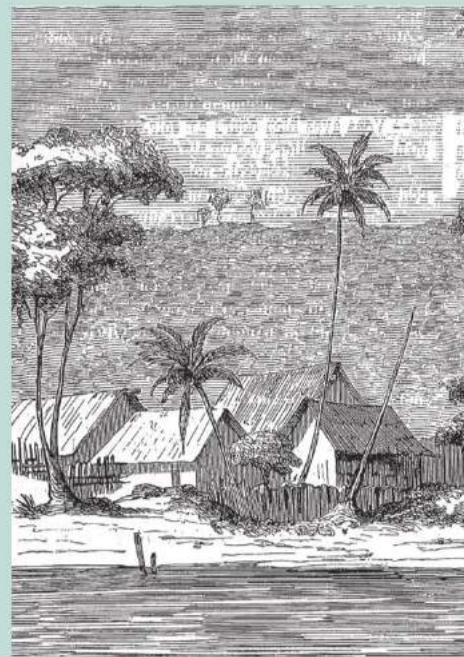
Das rettet Paterson vermutlich das Leben. Am 16. Juni wird er eilig an Bord eines der Schiffe getragen. Auch er leidet jetzt am Fieber. Erst sechs Tage später steht der Wind günstig genug, dass die 900 Kolonisten aus der Bucht segeln können. Nach nur siebeneinhalb Monaten entfliehen sie dem Ort, in den sie all ihre Hoffnungen gesetzt hatten. 300 Gräber lassen sie im Dschungel zurück.

Ihr Leid indes endet nicht mit ihrer Flucht aus Mittelamerika. Auf ihrer Reise durch die Karibik erliegen Hunderte von ihnen dem Fieber. Als sie Jamaika anlaufen, desertieren viele Schotten.

Paterson selbst übersteht die Fahrt nur knapp. Doch als er Schottland erreicht, hat er seine Fassung zurückgewonnen. Am 8. Dezember steht er in Edinburgh vor den Direktoren der Company – und zeigt keine Reue. Stattdessen macht er die Reisevorbereitungen für das Scheitern verantwortlich: Die Schiffe hätten zu wenig Proviant transportiert; und die mitgebrachten Tauschwaren seien so schlecht gewesen, dass kein Händler ihnen dafür etwas geben wollte.

Nicht ein Wort darüber, dass kein Vorausgrupp Darién erkundet hatte, bevor 1200 Siedler dorthin aufbrachen. Oder zur naiven Erwartung, die Spanier könnten sich gegen eine Handvoll schottischer Siedler nicht wehren.

Trotzdem feuern die Direktoren ihn nicht. Sie ahnen womöglich, dass seine

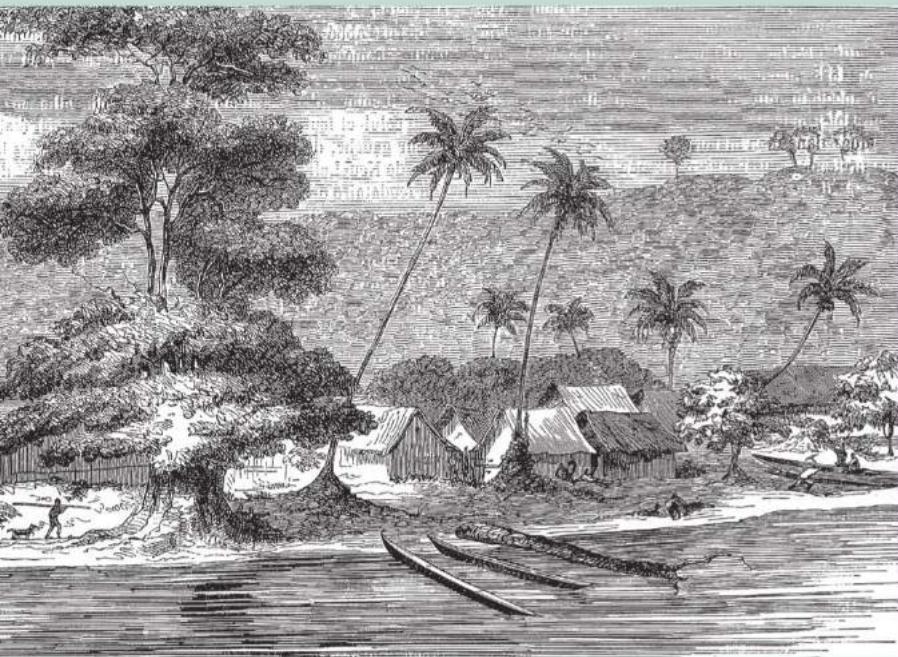


Fehler auch die ihren sind. Schließlich haben sie das Projekt ausgewählt und mit Patersons Expertise geworben.

Außerdem hängt die Existenz ihrer Firma von dem Projekt ab. Scheitert die Kolonie, scheitert die Company. Und wenn die Company scheitert, droht dann nicht ganz Schottland der finanzielle Ruin? Immerhin steckt ein Großteil des schottischen Nationalvermögens darin.

Die Stimmung in der Bevölkerung kommt dieser Haltung entgegen. Viele Schotten suchen die Schuld für den Fehlschlag der Mission ohnehin nicht bei sich, sondern bei den missgünstigen Engländern und bei ihrem eigenen König, der sie nicht gegen die Weltmacht Spanien beschützt hat.

Nach nur siebeneinhalb Monaten müssen die schottischen Siedler sich dem Hunger, den Krankheiten und den Angriffen der Spanier geschlagen geben und nach Europa zurückkehren



Doch während in Schottland noch über das Desaster der ersten Expedition gestritten wird, kommt es in Darién zu einer weiteren Katastrophe. Denn da die Company im fernen Edinburgh nicht wusste, wie es um ihre Kolonie stand, entsandten die Direktoren eine zweite Expedition, während die erste Siedlergruppe bereits auf dem Heimweg war.

Weitere 1300 Kolonisten sind mit vier Schiffen aufgebrochen.

Darién, Ende November 1699. Als die zweite Flotte der Company in der Bucht die Anker wirft und die Kolonisten an Land gehen, sind sie schockiert. „Wir erwarteten, unsere Freunde und Landsleute zu treffen“, notiert einer von ihnen, „fanden aber nichts als Abfall und heulende Wildnis.“ Die Hütten sind verbrannt, das Fort ist zerstört.

So sind die Siedler ein leichtes Ziel für die 500 spanischen Soldaten, die im März 1700 vor New Edinburgh aufmarschieren. Sie greifen die Schotten mehrmals an. Als die Belagerten von frischem Trinkwasser abgeschnitten sind, kapitulieren sie. Am 11. April schleppen sie sich an Bord ihrer Schiffe. Zwei der Segler sinken in einem Sturm, ein weiterer läuft vor Kuba auf einen Felsen auf.

Nach der Ankunft der Überlebenden in Schottland steht die verheerende Bilanz des Darién-Projekts fest: Fast 2000 Siedler haben das Abenteuer mit ihrem Leben bezahlt, die Flotte der Company hat elf ihrer 14 Schiffe eingebüßt. Darién ist endgültig verloren, die Blase geplatzt.

Als sich die Nachricht in der Heimat verbreitet, löst sie eine nationale Krise aus. Nur rund ein Jahr zuvor haben unter anderem viele Pastoren die frohe Botschaft von der Koloniegründung in Gottesdiensten verkündet. Nun schen sich etliche Investoren um ihr Geld betrogen, ihre Hoffnungen zerstört.

In dieser Lage nutzen die Direktoren der Company und die mit ihnen verbündeten Parlamentarier die antienglische Stimmung im Volk: Sie machen den verhassten Nachbarn für das Desaster verantwortlich. Die Stimmung in Schottland ist derart zorngefüllt, dass Beobachter besorgt berichten, womöglich stehe eine Rebellion gegen den König, ja ein Bürgerkrieg bevor. „Wir sind reif zur Zerstörung“, schreibt einer von ihnen. Auch im schottischen Parlament formieren sich die Englandgegner.

Zwar richtet Wilhelm III. den Parlamentariern Ende Oktober 1700 schriftlich aus, ihm tue „der Verlust der Company herzlich leid“. Dennoch werde er nichts unternehmen, um Darién zurückzuerobern, denn das könnte den Frieden mit Spanien gefährden.

Die Direktoren der Company of Scotland erwägen nun verzweifelt meh-



Das Scheitern der Panama-Expedition schwächt die Finanzen des schottischen Staats und trägt so zur Vereinigung der Königreiche Schottland und England bei. Im Jahr 1707 nimmt Königin Anna den Unionsvertrag aus der Hand eines Adeligen entgegen

rere andere abenteuerliche Vorhaben, um sich doch noch zu retten, darunter Expeditionen nach Macao und Madagaskar.

Doch alle Pläne zerschlagen sich. Kurz darauf ist die Firma endgültig pleite, ihre Anteile sind wertlos.

Schlimmer noch: Der Staat selbst steht am Rande des Bankrotts. Riesige Vermögen und die Spargroschen vieler Schotten sind vernichtet, Adelige sind zahlungsunfähig, Bürger ruiniert. Eine schwere Finanzkrise ist die Folge: Vielen Firmen droht die Pleite, die Steuereinnahmen sinken.

Schottlands Not ist Englands Chance. In London sehen nun

AUS ENGLAND UND SCHOTTLAND WIRD EIN VEREINIGTES GROSSBRITANNIEN

viele den Moment gekommen, um sich den nördlichen Nachbarn vollends einzuhören. Schon früher hatte es Pläne gegeben, beide Reiche zu vereinen, doch das englische Parlament hatte diese Vorhaben abgelehnt, weil es eine Fusion gleichwertiger Partner gewesen wäre. Nach dem Desaster von Darién aber glaubten die Engländer, die Bedingungen diktieren zu können. Zudem wollen sie verhindern, dass sich die verbitterten Schotten von London abwenden und eine Allianz mit Frankreich schließen.

Es beginnen langwierige Verhandlungen, die anfangs unter anderem von der Frage belastet sind,

was mit der Company of Scotland geschehen soll.

Die Schotten wollen sich ihre staatlich garantierten Handelsmonopole der Company für 200 000 Pfund abkaufen lassen, die Engländer die lästige Konkurrenzfirma hingegen selbstverständlich entschädigungslos abwickeln.

Als die Verhandlungen ins Stocken geraten, demonstriert London 1705 seine Macht: Das englische Parlament droht den Schotten mit einem Handelsboykott.

Schottland ist derart geschwächt, dass das Parlament nun dem Entwurf eines Einigungsvertrags zustimmt, der England und Schottland zu „Großbritannien“ verbinden soll. Das schottische Parlament wird aufgelöst, ebenso die Company. Die Steuerhoheit geht auf das Londoner Parlament über, in das die Schotten dann Abgeordnete entsenden.

Im Gegenzug öffnen die Engländer ihre wachsenden Märkte in Übersee und befreien wichtige schottische Handelsgüter wie Kohle, Salz und Malz für eine Übergangszeit von Abgaben.

Artikel 15 des Entwurfs aber sticht heraus: Die Besitzer der Company of Scotland sollen eine Entschädigung bekommen. Ein besseres Wort dafür wäre wohl „Bestechungsgeld“. Denn viele der Anteilseigner sind im schottischen Parlament vertreten, das dem Einigungsvertrag zustimmen muss.

Am 16. Januar 1707 verabschiedet die Volksvertretung in Edinburgh den Unionsvertrag. Damit hat sich die Kammer selbst abgeschafft. Königin Anna, die inzwischen amtierende Monarchin Schottlands und Englands, setzt ihre Unterschrift unter den Vertrag.

Der Weg zur Vereinigung ist frei. Zum 1. Mai 1707 tritt sie in Kraft.

Das weiße Andreaskreuz auf blauem Grund der Schotten und das rote Georgskreuz der Engländer verschmelzen zur Nationalflagge Großbritanniens: dem Union Jack.

Doch die Wut in der Bevölkerung ist groß. Drei Viertel seiner Landsleute, so schätzt ein schottischer Abgeordneter und Befürworter der Union, sind gegen das Geschäft mit den Engländern. In ihren Augen lässt sich die Elite ihre Unabhängigkeit abkaufen.

Und zum Sinnbild des Verrats wird die Company of Scotland, einst das Symbol nationaler Eigenständigkeit.



Edinburgh, 5. August 1707. Gesichert von 120 Reitern rumpeln zwölf Pferdewagen durch die Gassen. Die Wachen in der Hauptstadt sind extra verdoppelt worden, um sie zu schützen. Als sich die Soldaten den Weg zum Schloss bahnen, werden sie von wütenden Passanten beschimpft.

Die Fracht des Trosses: Silbermünzen und Papiere im Wert von 398 085 Pfund und zehn Schilling (dem Gegenwert von rund drei Tonnen Gold).

Diese Summe entspricht exakt dem, was die Company of Scotland einst angeblich auf dem Papier wert war. Knapp 60 Prozent des Geldes sollen jetzt deren Gläubiger und Anteilseigner bekommen.

Doch da von den Kapitalgebern manche nie so viel eingezahlt hatten wie ursprünglich vereinbart, machen sie jetzt sogar noch einen großen Gewinn.

Im Durchschnitt erhalten die Anleger 43 Prozent mehr zurück, als sie einst investiert haben. Das Pleiteunternehmen bringt seinen Eignern also hohen Profit. Der Preis dafür ist Schottlands Eigenständigkeit.

Als die leeren Pferdewagen vom Schloss zurückkehren, stehen wütende Demonstranten an den Straßen und bewerfen die Soldaten mit Steinen. Unruhen brechen aus, aus Zorn über den Verlust der Unabhängigkeit und Furcht vor englischer Konkurrenz.

Doch der wütende Protest bleibt am Ende ohne Erfolg.

Auch William Paterson zählt zu den Gewinnern der Union mit England. Die Company hat ihm zwar eine Abfindung verweigert, weil er ja nie Firmenanteile besessen hat.

Trotzdem bringt er das britische Parlament nach jahrelangem Drängen dazu, ihm eine große Entschädigungssumme zu gewähren (mehr als zwei Millionen Euro nach heutiger Kaufkraft).

Fünf Jahre später stirbt der Abenteurer, der Schottland in den Bankrott trieb, als reicher Mann.

Doch neben den Anteilseignern der Company profitieren auch viele andere Schotten von der politischen Union mit dem Weltreich England. Schon 1722 leitet ein Schotte die East India Company. Zur Mitte des 18. Jahrhunderts stammt jeder vierte Landeigner auf Jamaika aus Schottland, ebenso jeder vierte Regimentsoffizier der britischen Armee.

Bis 1776 lassen sich 75 000 Auswanderer aus Schottland in Nordamerika nieder, viele andere besiedeln später auch Neuseeland oder Australien. Sie sichern als Soldaten, Ärzte, Wissenschaftler oder Juristen die Herrschaft der Krone über Indien, große Teile Afrikas und des Nahen Ostens.

Das Britische Empire, das größte Imperium der Geschichte, ist nun auch ein schottisches Weltreich.

Darién aber wird nie dazugehören. Bis heute ist jener Landstrich, in den die Schotten alle ihre Hoffnungen setzten, ein abgelegener, weitgehend undurchdringlicher Dschungel – und für die menschliche Besiedlung ungeeignet. ●

Matthias Lohre, Jg. 1976, hat schon häufiger für GEOEPOCHE geschrieben.

LITERATUREMPFEHLUNG

Douglas Watt, „The Price of Scotland“, Luath Press: Der britische Autor schildert die Geschichte der Company of Scotland so kühl und detailliert, dass die Selbstüberschätzung der Unternehmensleitung und die Tragödie der Darién-Siedler dem Leser umso klarer vor Augen treten.



Straßen wie hier am Fluss entlang gibt es in den Highlands im 18. Jahrhundert nur wenige – und kaum eine Stadt (Landschaft nahe Loch Lomond)



IM LAND DER CLANS

Stammesverbände wie die MacGregors beherrschen die Highlands im schottischen Norden. Das Leben in der zerklüfteten Landschaft ist hart, immer wieder brechen blutige Fehden um Vieh und Weideland zwischen den Clans aus – und Kämpfe mit den Statthaltern der Krone. Als der Rinderhändler Rob Roy 1713 erlebt, wie ein Herzog sein Haus zerstören lässt, gründet er eine Räuberbande, deren Wirken über Schottland hinaus zum Mythos wird

Text: IRENE STRATENWERTH

F

Es ist der Abend des 20. November 1716. Dunkelheit liegt über dem Weiler Chapelaroch im schottischen Hochland. Nur aus den Fensterlöchern eines Bauernhauses dringt das flackernde Licht einiger Talgkerzen nach außen.

In seiner Kate sitzt der Gutsverwalter John Graham of Killearn und zählt Geld. Die gesamte Jahrespacht hat er von den Bauern der Umgebung kassiert: 500 Pfund Sterling – genug, um 500 Rinder zu kaufen. Seinem Dienstherrn, dem Herzog von Montrose, gehören riesige Ländereien in den südlichen Highlands, doch der Aristokrat widmet sich lieber politischen Ämtern in Glasgow und London. Die Aufsicht über seinen Besitz überlässt er Männern wie Killearn.

Der Verwalter hält sich nur für wenige Tage in dieser unwirtlichen Gegend auf. Gerade hat er die letzten Abgaben kassiert, die Bauern, die ihre Pacht bei ihm bezahlt haben, lassen an der Feuerstelle die Whiskyflasche kreisen.

Doch plötzlich hallt Lärm durch die Dunkelheit, gefolgt von einem schrillen Alarmschrei. Geistesgegenwärtig steckt Killearn das Geld und seine Papiere in einen Sack und schleudert ihn nach oben, auf den offenen Dachboden. Dann klirren Fensterscheiben, stürmen Gestalten mit Schottenmützen durch die Tür, Waffen in den Händen. Ihr Anführer ist ein rothaariger Mann, sein karierter Wolltuch trägt er, von einem breiten Ledergürtel zusammengehalten, um seine Schulter und die Hüfte geschlungen.

Killearn erkennt ihn sofort. Der ungebetene Besucher war früher ein ge-

schätzter Geschäftspartner seines Herrn. Doch dann nahm ihm der Herzog alles, was er besaß, zerstörte sogar sein Haus. Seither führt der Mann das Leben eines Banditen. Und auch Killearn, der Verwalter, hat allen Grund, ihn zu fürchten.

Der Name des Gesetzlosen ist in ganz Schottland bekannt: Es ist Rob Roy aus dem Clan der MacGregors.

Kühl fragt der Besucher, ob Killearn zufrieden sei mit seinen Einnahmen. Der antwortet nicht. Dennoch finden die Eindringlinge das versteckte Geld.

Die umstehenden Bauern verfolgen wortlos das Geschehen, bis sich Rob Roy an sie wendet: Sie müssten sich nicht ängstigen, erklärt er, im Gegenteil – er werde jedem eine Quittung ausstellen, dass er die Pacht bezahlt habe. Es solle nicht ihr Schaden sein, dass der Verwalter sich seine Einnahmen von ihm habe stehlen lassen. Die Schriftstücke unterzeichnet er schwungvoll mit „Rob Roy im Namen des Herzogs von Montrose“.

Mit Killearn aber ist er noch nicht fertig. Er nimmt ihn gefangen und dik-

Ein BRENNENDES KREUZ ist das Signal zum Kampf

tiert noch am selben Abend einen Brief an den Herzog von Montrose. Der soll Schadenersatz leisten, Rob Roy alle Schulden erlassen und völlige Straffreiheit zusichern, sonst werde Killearn nicht freigelassen.

Der Überfall von Chapelaroch ist die Tat eines Kriminellen – und doch werden die Schotten Rob Roy schon bald als Nationalhelden verehren. Denn in ihren Augen verkörpert er wie kein Zweiter den Geist des wilden Nordens,

jener Region, in der das königliche Gesetz seit jeher weniger gilt als anderswo.

Sie werden ihn als Widerstandskämpfer feiern, der sich keinem fremden Willen fügt, als Rebellen, der furchtlos für Bauern und Viehtreiber streitet, sich der Machtgier von Adel und Beamtenamt entgegenstellt und der kein anderes Recht gelten lässt als den uralten Moral-kodex seines Clans.

Geboren wird Rob Roy 1671 unweit von Chapelaroch, sein Elternhaus steht in Glengyle am Ufer des Loch Katrine. Dort, in den bewaldeten Tälern des südwestlichen Hochlands, wächst er auf. An der Grenze zwischen zwei Welten.

Nur ein paar Tagesmärsche weiter südlich, wo die Hügel auslaufen, liegt Glasgow, Schottlands zweitgrößte Stadt. Ein Zentrum von Handel, Glauben und Wissenschaft. Wie überall im Tiefland sprechen die Bewohner das dem Englischen verwandte „Scots“ und gehorchen den Gesetzen der Krone.

Nördlich von Glengyle erstrecken sich die zerklüfteten Weiten der Highlands mit ihren unzähligen Wasserläufen und Seen, ihren über 1000 Meter hohen Bergen, engen Schluchten und felsigen Inseln. Kaum eine Straße ist hier für Kutschen befahrbar. Die unzugänglichsten Regionen kann man nur zu Fuß oder auf dem Rücken eines zähen Hochlandponys bereisen. Städte gibt es fast keine.

Die Highlander, etwa die Hälfte aller Schotten, haben ihre ursprüngliche Lebensweise weitgehend bewahrt. Sie verständigen sich noch immer auf Gälisch, in jener keltischen Sprache, die bis ins 12. Jahrhundert nahezu in ganz Schottland verbreitet war. Vor allem aber schenken sie den Mächtigen in Edinburgh und London nur selten Gehör. Ihre Anführer sind die Chefs ihrer Clans, der zahllosen Stammesverbände, die den gesamten Nordwesten des Landes untereinander aufgeteilt haben.

Mit den Großfamilien im schottischen Süden haben sie nur den Namen gemein. Denn je mehr sich das Tiefland vom 12. Jahrhundert an entwickelte, Städte aufblühten, sich fremde Bräuche etablierten und die Macht der Könige zunahm, desto mehr büßten die süd-

lichen Clans an Freiheit ein. Viele von ihnen kooperierten mit der Krone, manche wurden für ihre Unterwerfung mit Lehen und Herzogstiteln belohnt. Nach und nach entfremdeten sich Schottlands Norden und Süden voneinander.

Auf Gälisch heißt *clann* so viel wie „Kinder“. Alle Mitglieder eines Stammsverbandes glauben, Nachkommen

eines gemeinsamen Gründungsvaters zu sein, etwa von Graham, Gregor oder Donald (tatsächlich aber sind nicht alle Clan-Angehörigen blutsverwandt).

Mit der Vorsilbe „Mac“, die sie vor ihren Nachnamen setzen – und die „Sohn von“ bedeutet –, bekunden sie ihre Gefolgschaft gegenüber dem Urahn. Meist war das eine reale Person aus dem

Mittelalter, in manchen Fällen aber auch eine erfundene Legendengestalt.

Den Alltag in den Bergen prägen Mühsal, Armut – und ewiger Zwist. Das Land ist karg, die Krume dünn. Was die Clans zum Leben brauchen, müssen sie sich oft erst erkämpfen. Immer wieder brechen Fehden aus, streiten sich die Großfamilien darum, wo sie jagen, fischen und ihre Rinder grasen lassen dürfen. Dabei folgen sie ganz eigenen Regeln: Während Raub und Einbruch als schändlich gelten, ist der Diebstahl von ein paar Schafen nicht unehrenhaft.

Viele der meist armen Highlander stehlen Vieh bei wohlhabenderen Nachbarn: nicht aus Habgier oder Neid, sondern weil es für ihre Familien überlebenswichtig ist.

Wegen dieser Diebstähle kommt es immer wieder zum Krieg zwischen den Sippen. Wenn ein Clanchef seine Männer zu den Waffen rufen will – viele können in kürzester Zeit Hunderte von Kämpfern aufbieten –, lässt er als Signal ein brennendes Kreuz wie einen Staffelstab durch sein Herrschaftsgebiet tragen.

Die kriegerischen Schotten aus dem Hochland, die allen Widrigkeiten des Wetters trotzen, gewaltige Distanzen bisweilen barfuß zurücklegen und noch immer mit dem Breitschwert in die Schlacht ziehen, sind in ganz Europa als Söldner beliebt, kämpften im Dreißigjährigen Krieg und für die Unabhängigkeit der Iren.

Daheim jedoch sind manche Clans zur Mitte des 17. Jahrhunderts kaum mehr als Verbrecherbanden – auch weil die alten Hierarchien im Hochland weitgehend zerbrochen sind. Jahrhunderte lang war keine Stammesgemeinschaft mächtiger als die MacDonalds. Die „Lords of the Isles“ kontrollierten von den Hebriden aus weite Teile der Region und sorgten für Stabilität in der nördlichen Wildnis. Als aber ihre Macht um 1500 schwand, eskalierten die Rivalitäten zwischen den Clans zu brutalen Kriegen.

Und keine Großfamilie ist berüchtigter als die der MacGregors – jener Clan, dem auch Rob Roy entstammt.

Der Legende nach sind die MacGregors Nachfahren des ersten schottischen Herrschers, Kenneth MacAlpin. „Königlich ist mein Blut“ lautet ihr



Die Flinte in der Hand, das Schwert am Gürtel: Bereits mit 18 Jahren kämpft Rob Roy in seiner ersten Schlacht. Er ist ein Jakobit, will den König entmachten – und die gestürzte Stuart-Dynastie wieder einsetzen

Rob Roy

Mehrmals rebellieren die Highlander, um den britischen König zu stürzen und durch einen Spross der schottischen Familie Stuart zu ersetzen. Doch auch 1719 verlieren sie die Schlacht gegen den rot uniformierten Feind

Motto. Im 16. Jahrhundert allerdings beginnen schwierige Zeiten für die Sippe.

Denn 1562 entbrennt eine brutale Fehde zwischen den MacGregors und ihren Nachbarn im südwestlichen Hochland, den Campbells – mit katastrophalen Folgen für die MacGregors. Sie werden aus ihren drei angestammten Tälern vertrieben und sind fortan ein Clan ohne Land. Die „Kinder des Nebels“ nennen die Menschen sie.

Die MacGregors schlagen sich als Viehdiebe durch. Sie folgen ihren eigenen Gesetzen, zu denen auch das Gebot der Blutrache gehört. Als 1589 ein königlicher Beamter einige Wilderer aus dem Clan zum Tode verurteilt, lässt dessen Chef ihn kurz darauf ermorden.

Schon bald wecken die Verbrechen der räuberischen Highlander den Zorn der Krone, zumal König Jakob VI. ein sehr machtbewusster Monarch ist. Als die MacGregors bei einem Überfall 80 Männer töten, 600 Rinder, 800 Schafe und 280 Pferde erbeuten und bald darauf einen königstreuen Clan in der Schlacht besiegen, beschließt der Herrscher, die Sippe zu bestrafen.

Am 3. April 1603 lässt Jakob den Namen MacGregor per Gesetz verbieten: Der Clan sei wölfisch und kriminell. Er verfügt, dass dessen Mitglieder weder Waffen tragen noch sich öffentlich versammeln dürfen. Das Oberhaupt der Familie und fünf seiner Männer sterben in Edinburgh auf dem Schafott, weil sie sich weigern, ihren Namen abzulegen.

Wie ihnen ergeht es allen MacGregors, die sich nicht umbenennen. In Schottland wird Jagd auf sie gemacht.

Doch auch die übrigen Clans spüren den Machtwillen des Monarchen.







Schafe weiden, ein Angler hat die Rute ausgeworfen: Die Highlander leben oft von der Viehzucht, aber auch von Fischfang und Jagd. Der Wettstreit um ertragreiche Gebiete führt immer wieder zu Kämpfen zwischen den Clans. Ackerbau hingegen ist vielerorts kaum möglich, auf den kargen Hügeln wächst nicht viel mehr als Gras und Heidekraut

Jakob VI. – mittlerweile auch König von England – zwingt sie 1609 zu einem Vertrag, der die Kultur der Highlander auslöschen soll: Er verpflichtet die Clanchiefs dazu, ihre Söhne ins Tiefland zur Schule zu schicken, damit sie Englisch lernen; zudem ächtet er Trinkgelage und den Gesang gälischer Lieder.

Dennoch gelingt es Jakob nicht, das Hochland zu befrieden. Nach seinem Tod bricht 1642 ein Bürgerkrieg aus, in dem viele Hochlandbewohner aufseiten von König Karl I. kämpfen und sich bewähren. Als sein Sohn Karl II. 1660 den Thron besteigt, lässt er den Bann gegen die MacGregors aufheben.

Zu den ersten Clanmitgliedern, die sich wieder eine legale Existenz aufbauen können, gehört Donald MacGregor, der Vater von Rob Roy.

Donald wandelt erfolgreich zwischen den Welten: Zum einen lenkt er die Geschicke seines Clans, weil der offizielle Anführer der Aufgabe nicht gewachsen

ist; zum anderen genießt er als Geschäftspartner und zeitweiliger Gerichtsvollzieher das Vertrauen von Staatsvertretern und Kaufleuten im Tiefland.

So fremd die Highlander den Bewohnern des schottischen Südens auch sein mögen: Die Viehhändler und Grundbesitzer dort wissen, dass sie auf Männer wie Donald MacGregor angewiesen sind. Denn nur die Einheimischen kennen sich in den Highlands so gut aus, dass sie ihre Tiere im Frühjahr auf saftige Bergweiden treiben können. Nur sie können die Herden der zottigen, kleinen Rinder im Herbst über Schleichwege zu den großen Märkten bringen, ohne dabei Städte zu passieren, die von ihnen hohe Zölle verlangen würden.

Zudem bezahlen viele Grundherren kampferfahrene Highlander, damit die

Die **BLUTRACHE** ist beim Clan MacGregor Tradition

sie vor Viehdieben schützen. Clanchefs schließen regelrechte Verträge über die Dienste ihrer Männer als Aufseher ab. Manche kassieren das Geld aber vor allem als Prämie dafür, dass sie selbst diese Ländereien nicht ausrauben.

D

Donalds Sohn Robert wächst also in verhältnismäßig friedlichen Zeiten auf. Wohl wegen seiner Haarfarbe wird der Junge „Rob Ruaidh“ gerufen, gälisch für „der rote Robert“ (später werden die Engländer daraus „Rob Roy“ machen).

Sein Elternhaus am Loch Katrine ist größer als die anderen Gebäude in dem kleinen Ort, die Fassade heller durch den Mörtel, der die Feldsteine des Mauerwerks verbindet. Das Dach aus Torf, Farn oder Binsen ist während der Sommermonate mit Gras und Moos überwuchert. Abends treffen sich dort häufig die Männer der Gegend zum Trinken, Reden und Singen, zum Musizieren mit Geigen und Flöten.

Zu besonderen Anlässen mit tagelangen Tanzvergnügen, wie etwa Hochzeiten, spielen die Männer des Clans auf ihren Sackpfeifen, meist unter freiem Himmel, denn anders ist das Dröhnen des Dudelsacks nur schwer zu ertragen.

Meistens brennt in der Kate der MacGregors ein offenes Feuer, über dem ein rußgeschwärzter eiserner

Kessel hängt. Eingesalzenes, getrocknetes Fleisch wird darin so lange weichgekocht, bis es genießbar ist. Eintopf isst die Familie aus einer einzigen Schüssel, in die jeder seinen Löffel taucht. Größere Fleischstücke und Knochen nehmen sie in die Hand, um sie abzunagen.

Der Rauch zieht durch ein Loch im Dach ab. Ziegen und Kühe stehen mit im Haus, nur durch eine Bretterwand von den Bewohnern getrennt. Hühner und anderes Federvieh laufen zwischen den spielenden Kindern herum, die selbst bei größter Kälte stets barfuß gehen.

Auch die erwachsenen Highlander tragen nur selten Schuhe. Ihr wichtigstes Kleidungsstück ist ein langes, kariertes Wolltuch, das sie sich um den Oberkörper wickeln. So wird es beim Durchqueren von Wasserläufen und regenfeuchten Wiesen nicht nass. Dieses *plaid*, mit Urin gespült und mit pflanzlicher Farbe gefärbt, dient ihnen abends auch als Schlafsack oder Zelt.

Als kleiner Junge tobt Rob Roy mit den Nachbarskindern herum, lernt Schwimmen und Angeln, übt Spurenlesen und Fechten mit einem Stock. Dreckig und zerlumpt durchstreifen die Kinder ihre Umgebung, bis sie sich auch im schlimmsten Wetter zurechtfinden.

Die Söhne höhergestellter Clanmitglieder gehen gemeinsam zur Schule,

kauern dort auf dem Erdboden, um Lesen, Schreiben, Rechnen und Englisch zu pauken. Als Rob zwölf Jahre alt ist, schicken ihn seine Eltern wohl zur Universität nach Glasgow, wo er Vorlesungen in Philosophie, Logik und Griechisch hört. An der Seite seines Vaters lernt der Jüngling, sich städtisch zu kleiden und wie ein Geschäftsmann aufzutreten.

Ausgerechnet jetzt, da er zum Mann heranwächst, spitzt sich die politische Lage in Schottland erneut zu – und schon bald wird Robert MacGregor in seine erste Schlacht ziehen.

Auslöser der Krise ist Jakob VII., seit 1685 König über England (als Jakob II.) und Schottland. Der Monarch aus dem Hause Stuart herrscht zwar über ein weitgehend protestantisches Reich, folgt aber der päpstlichen Lehre. Als seine katholische Frau 1688 einen Erben gebiert und eine altgläubige Dynastie zu entstehen droht, rebellieren vor allem seine protestantischen Untertanen in England. Nach einer kurzen, unblutigen Revolte zwingen sie den Monarchen zur Flucht nach Frankreich und ersetzen ihn durch seine protestantische Tochter Maria und deren Ehemann Wilhelm von Oranien.

Unter den Clans des Hochlands ist dieser Machtwechsel äußerst umstritten.

Viele von ihnen fühlen sich den Stuarts, einer ursprünglich schottischen Dynastie, trotz aller Konflikte noch immer verbunden. Vor allem aber fürchten sie, dass das neue Regime ihnen Freiheiten rauben wird.

Auch Rob Roys Vater denkt so, und er sieht sich an den Treueschwur, den er einst auf die Stuarts abgelegt hat, gebunden. Gemeinsam mit dem inzwischen 18-jährigen Robert schließt er sich den Jakobiten an – Anhängern des geflohenen Monarchen, die den Thron mit Waffengewalt zurückerobern wollen.

Im Sommer 1689 stellen sich die beiden gemeinsam mit 2700 Kriegern am



Rob Roy (M.) mit dem Schwert in der Hand: Ab 1713 raubt er mit seiner Bande Pachtgelder des Herzogs von Montrose. Denn der Adelige hat das Haus des hochverschuldeten Highlanders zerstören lassen





Der britischen Krone fehlt es an Festungen in den Highlands. Auch deshalb gelingt es nicht, die rebellischen Clans dauerhaft mit königstreuen Truppen zu unterwerfen (Ruine von Tantallon Castle)

Pass von Killiecrankie, einem Tor zu den Highlands, der Armee des neuen Regimes entgegen – und siegen. Doch der Triumph ist von kurzer Dauer. Nur Wochen später erleiden die Highlander eine schwere Niederlage. Wilhelm von Oranien bleibt an der Macht.

Für ihre Aufsässigkeit zahlen die MacGregors einen hohen Preis. Donald wird 1690 ins Gefängnis von Edinburgh gesperrt. Seine Frau stirbt kurz darauf – wohl auch aus Kummer über das Schicksal ihrer Familie. Als Donald nach fast zwei Jahren freikommt, ist er ein kranker, gebrochener Mann. Nun fällt Rob Roy die Rolle des Sippenoberhaupts zu. Seinen Familiennamen darf er jedoch nicht mehr tragen: Er wird von der Krone ein zweites Mal verboten.

Wilhelm von Oranien setzt den Clans des Hochlands ein Ultimatum: Wer ihm nicht bis zum 1. Januar 1692 die Treue schwört, dem droht der Tod. Alle Anführer beugen sich. Nur der Chef einer kleinen Sippe aus dem abgelegenen Tal von Glencoe legt den Eid wegen eines Schneesturms zu spät ab. Ein Formfehler mit schrecklichen Folgen.

Denn der Krone geht es um Abschreckung, und so entsendet sie bewaffnete Häscher nach Glencoe. Die Soldaten lassen sich dort von den arglosen Bewohnern bewirken, ehe sie ihren grausamen Befehl offenbaren: die Auslöschung aller Familienmitglieder unter 70 Jahren. 38 Männer, Frauen und Kinder sterben bei dem Massaker. Schlechtes Wetter verhindert, dass noch mehr ermordet werden, dafür erfrieren viele Flüchtende im Schnee des Berglands.

Die Bluttat von Glencoe nährt neuen Hass unter den Highlandern; vorerst

Rob Roy

aber bleibt ihnen angesichts der englischen Übermacht nichts übrig, als abzuwarten.

Rob Roy fügt sich zunächst ebenfalls in die Verhältnisse. Mit 21 Jahren heiratet er Mary, eine entfernte Verwandte. Das Paar lässt sich in Inversnaid nieder, unweit von Robs Geburtsort. Dort kommen ihre ersten zwei Söhne zur Welt.

Doch Rob kann seine Familie nur mühsam ernähren. Eine vierjährige Schlechtwetterperiode löst eine verheerende Hungersnot aus: Tausende Menschen sterben, noch mehr ziehen bettelnd von Dorf zu Dorf oder wandern nach Amerika aus. Rob und Mary müssen Nesselkochen und Schnecken essen, um zu überleben.

Erst um 1700 wird es besser. Der junge Viehhändler hat mit seinem Geschäft Erfolg, erwirbt eigenes Land. Mary bringt einen weiteren Sohn zur Welt, während Rob oft wochenlang unterwegs ist, um große Vieherden bis nach England zu verkaufen.

Bald macht Rob zudem gute Geschäfte mit dem Besitzer der benachbarten Ländereien: Im Schloss Buchanan residiert mittlerweile der junge Marquis von Montrose, der 1707 zum Herzog ernannt wird, weil er die Union mit England unterstützt.

Einen tüchtigen Viehhändler, Treiber und Züchter wie Rob Roy kann Montrose gut gebrauchen, doch zeigt er ihm stets, wer von ihnen beiden der Mächtigere ist. So lehnt er seinem Nachbarn zwar Geld, lässt sich dafür aber dessen Land als Pfand überschreiben.

Im Frühjahr 1712 ist jedoch plötzlich eine riesige Geldsumme verschwunden, die sich Rob Roy zum Kauf von Rindern geliehen hatte, er kann seine Kredite bei verschiedenen Geschäftsleuten nicht mehr bedienen. Als Montrose daraufhin sein Land beschlagnahmen will, stellt sich heraus, dass der Highlander es bereits einem entfernten Verwandten überlassen hat, womöglich, um

Wahrscheinlich sind es die Gerüchte über Robs Verbindungen zu den Jakobiten, die den Herzog dazu bewegen, hart durchzugreifen. Denn Montrose, einer der mächtigsten Adeligen Schottlands und Verbündeter des Königshauses, muss verhindern, dass ein Mann, der dem berüchtigten Clan der MacGregors entstammt, den Thronprätendenten in Frankreich finanziell unterstützt.



Rob Roy in Highlander-Kluft: Um den Oberkörper geschlungen trägt er sein *plaid*. Um 1700 dient dieses karierte Wolltuch bei Tag als Kleidungsstück – bei Nacht als Schlafsack oder als Zelt

Zudem hat das Königshaus wieder einmal um seine Autorität in Schottland zu kämpfen: Immer mehr Menschen dort erkennen, dass ihnen die Vereinigung mit England wenig eingebracht hat. Die Wirtschaft liegt am Boden. Die Hoffnungen auf lukrative Absatzmärkte in England haben sich zerschlagen.

Und so hegen immer mehr Schotten Sympathien für die Jakobiten, die im Untergrund weiterhin auf einen Machtwechsel hinarbeiten. Königin Anna in London – die Nachfolgerin von Wilhelm und Maria – zahlt einigen Clanführern sogar Schmiergelder (als Pensionen getarnt), damit sie unter ihren Leuten für Ruhe sorgen.

Rob Roy muss wegen des Fahndungsauftrags untertauchen. Einigen seiner Gläubiger aber teilt er schriftlich mit, er werde seine Schulden so bald wie möglich begleichen. Immer wieder gelingt es ihm, Häschen auszuweichen. Er hat viele Freunde, die ihn bei sich aufnehmen, schützen und versorgen.

An einem Märmorgen im Jahr 1713 bricht Rob Roy mit einigen seiner Gefährten auf, nach Inversnaid, zu seiner Familie. Als er am Nachmittag dort eintrifft, steht er vor einer Ruine.

Sein Haus ist verwüstet. Bettzeug, Möbel, Geschirr und Vorräte sind geplündert, Scherben, Stofffetzen, Holzsplitter liegen schmutzig im Schnee.

Das Herdfeuer ist gelöscht, von seinen Tieren keine Spur – wahrscheinlich hat man sie bereits geschlachtet. Nach dem langen Winter im Stall ist das Vieh so schwach, dass es sich kaum noch auf den Beinen halten kann.

Die Familie jedoch lebt: Mary und die Söhne sind bei befreundeten Clanmitgliedern am Loch Katrine untergekommen.

Von seinen Nachbarn erfährt Rob, dass Männer im Auftrag des Herzogs von Montrose sein Haus geplündert haben. Und das mit dem Segen der Ge-

richte: Den flüchtigen Schuldner darf der Adelige ganz offiziell ausrauben.

Rob Roy schart daraufhin Dutzende Anhänger um sich: Junge Männer ohne Arbeit und Brot gibt es in den Highlands genug. Schon im Herbst 1713 ziehen die Räuber nach Südosten, verteilen sich in Trupps von fünf bis sechs Männern über den Landbesitz von Montrose.

In der Abenddämmerung fallen sie über die Gutshöfe der großen Landpächter her und nehmen ihnen die Mietbeträge ab, die sie ein paar Wochen später beim Lehnsherrn abliefern sollten.

In der Abenddämmerung schlagen die **OUTLAWS** plötzlich zu

Auf nennenswerte Gegenwehr stößt seine Bande nicht: Die Pächter werden überrumpelt. Und die Soldaten von Montrose sind nicht schnell genug, um die Gesetzlosen am Abtauchen in die Wildnis des Hochlands zu hindern. Den Bauern und Landarbeitern tun die Räuber dabei nichts.

Bald erzählen die Bewohner des Hochlands einander von dem Rebellen, der das Geld der Reichen nimmt, die kleinen Leute verschont – und den Bedürftigen gibt, was sie brauchen.

Denn wo immer Rob Roy auf Armut und Hunger trifft, versorgt er die Menschen mit Getreide, das er zuvor aus

Wolkenschwaden kriechen über einen Felsenkamm, und immer wieder versperrt dichter Nebel in den Highlands die Sicht. Schon als kleiner Junge hat Rob Roy gelernt, sich in dieser Wildnis zurechtzufinden – auch bei schlechtem Wetter. Immer wieder entgeht er den Soldaten des Herzogs, die Jagd auf ihn machen



In den Hügeln und Tälern gibt es kaum Infrastruktur, nur wenige Straßen sind für Kutschen passierbar. Highlander bewegen sich meist zu Fuß fort, oder sie reiten auf zähen Ponys (Felsnadel auf der Insel Skye)

den Speichern von Schloss Buchanan gestohlen hat.

Möglicherweise fühlt sich der Outlaw den armen Bewohnern der Highlands wirklich verbunden. Doch handelt er sehr wahrscheinlich nicht aus reiner Menschenliebe – sondern aus Eigennutz. Denn mit den Wohltaten erkauft er sich die Unterstützung der Bevölkerung, auf die er als Rebell dringend angewiesen ist.

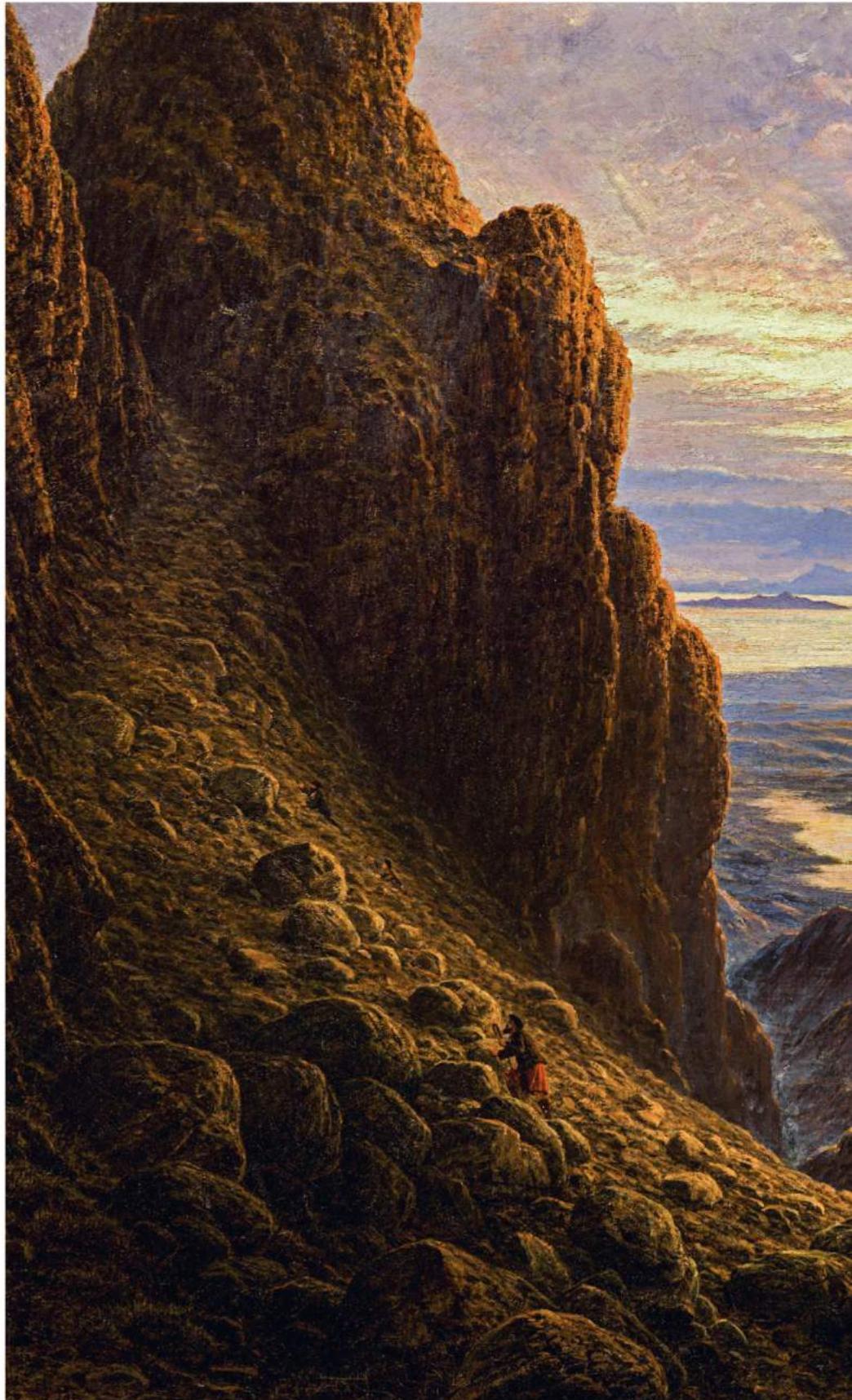
Auch für seine Höflichkeit ist Rob Roy rasch bekannt: Einem Gerichtsvollzieher, der es als Einziger wagt, ihm die Forderungen seiner Gläubiger zu überbringen, soll der Bandenchef freimütig ein Schlafgitter angeboten haben.

Nach allem, was man weiß, genießt der Gesetzlose seinen Ruhm. Doch rauere Zeiten kündigen sich bereits an.

Im Sommer des Jahres 1714 stirbt Königin Anna ohne überlebende Nachkommen. Die Jakobiten hoffen, dass nun der Sohn ihres im Exil verstorbenen Monarchen den Thron erben wird – der Kronrat aber votiert für den deutschen Kurfürsten Georg von Hannover. Der spricht zwar kein Englisch, aber er ist Protestant (und entfernt mit den Stuarts verwandt).

Das gleiche Gremium verhilft auch dem Herzog von Montrose zu einem neuen Posten: Als oberster Regierungsvertreter für Schottland wird er nach London berufen.

Rob Roy bekennt sich jetzt offen zu den Jakobiten. Im folgenden Herbst kommt es in der Kleinstadt Crieff zu einem spektakulären Auftritt: Eines Nachts lässt der Highlander 30 Gefährten im Kreis um ein Keltenkreuz Aufstellung nehmen. Dann lobt er mit Trinksprüchen laut vernehmlich den jakobitischen Thronprätendenten und





jene „ehrbarer und tapferen Kameraden“, die am Vortag einem Aufseher von Montrose im Streit das Ohr abgeschnitten haben.

Gut möglich, dass sich Rob von einem Sieg der Aufrührer eine Rückkehr in die Legalität erhofft, doch ist er nicht so naiv, alles auf eine Karte zu setzen.

Daher sucht er sich ausgerechnet im Lager der Königstreuen einen Verbündeten, den Herzog von Argyll: einen Urenkel jenes Anführers der radikalen Covenanters, die aus Schottland einen protestantischen Gottesstaat machen wollten. Argyll hat zwar Wilhelm von Oranien die Gefolgschaft gelobt, ist aber zugleich ein Rivale von Montrose. Ihm bietet Rob nun geheime Informationen aus dem Lager der Jakobiten an – er wagt also ein doppeltes Spiel.

Und als es im November 1715 noch einmal zu einer großen Schlacht zwischen Jakobiten und Königstruppen kommt, hält er sich abseits. Bald darauf wird die Rebellion niedergeschlagen.

Der Verrat an den Jakobiten bringt Rob Roy aber offenbar keine dauerhafte Sicherheit: Zwar erlaubt ihm sein neuer Schutzherr, der Herzog von Argyll, sein Haus wiederaufzubauen, aber im Herbst 1716 beschließt der Herzog von Montrose, seinen Widersacher endlich zur Strecke zu bringen.

Er zieht 240 Soldaten zusammen, denen Rob Roy gerade noch entkommen kann. Dessen Bauernhaus wird geplündert und abgebrannt, und das unter direkter Aufsicht von John Graham of Killearn, des Gutsverwalters von Montrose. Wieder muss Rob seine Frau bei Verwandten unterbringen – und auch seinen neu geborenen Sohn, der Young Rob genannt wird.

Mit seinen Getreuen zieht sich der Rebell in eine Berghütte zurück, bleibt ein Gejagter, schlafst nirgendwo mehr als drei Nächte, ist müde und krank.

Erschöpft und ausgezehrt, plant Rob Roy einen letzten Coup: den Überfall auf Chapelaroch und die Entführung des herzoglichen Pachteintreibers

Killearn. Der Streich wirkt zwar wie ein Husarenstück – tatsächlich aber ist es eine Verzweiflungstat: Denn der Bandit sucht einen Weg zurück in eine geregelte Existenz.

A

Als der Herzog von Montrose am 21. November 1716 den Brief mit den Forderungen des Geiselnehmers liest, ist er außer sich vor Wut: Rob Roy hat es gewagt, einen seiner wichtigsten Männer gefangen zu nehmen. Schnell verfasst er mehrere lange Briefe an hohe Regie-

rungsbeamte und Militärs mit der Bitte, dem Anführer dieser „widerlichen Sippe von Räubern, Plünderern und Mörder“ endlich das Handwerk zu legen.

Montrose macht auch gleich einen Vorschlag, wie das gelingen kann: Die Krone soll Kasernen im Hochland bauen und dort dauerhaft Truppen einquartieren. Das Schicksal seines Aufsehers ist ihm dagegen gleichgültig. Der Herzog macht keine Anstalten, ihn zu befreien.

Er hätte dazu sowieso keine Gelegenheit. Denn schon am Morgen nach dem Raubüberfall ist Rob Roy mit Killearn in Chapelaroch aufgebrochen, um seine Geisel in eine Schäferhütte auf einer Insel im Loch Katrine zu sperren.

Mehrmals wird er das Versteck in den folgenden Tagen wechseln, doch schon nach einer Woche muss ihm klar sein: Montrose zahlt nicht, und er wird auch nicht mit ihm verhandeln.

Und so lässt der Hochland-Rebell, der sinnlose Gewalt noch immer ablehnt, seinen Gefangenen einfach laufen. Er händigt ihm zum Abschied sogar seine Unterlagen aus.

Rob Roy jedoch bleibt Jäger und gehetztes Wild zugleich. Mal plündert er die Waffenbestände, die der Herzog zu seiner Ergreifung an die Fußtruppen ausgegeben hat. Dann wieder fällt er dessen Männern gleich mehrmals in die Hände und entflieht ihnen jedes Mal spektakulär.

Eines Tages sitzt er gefesselt auf dem Rücken eines Pferdes, das ihn über einen eiskalten Fluss bringen soll. Kein Aufseher bemerkt, wie er heimlich seine Lederfesseln durchtrennt, sich in das dunkle Wasser fallen lässt und wegtaucht. Sein Plaid streift er ab, lässt es zurück, um seine Verfolger zu täuschen: Im Mondlicht halten sie es für den fliehenden Mann und schießen darauf.

Ein anderes Mal kann er die Gefängniswärter für sich gewinnen, indem er sie großzügig mit Whisky bewirkt. Am Tag seiner Flucht sind sie so betrunken, dass sie nicht rechtzeitig bemerken, wie er mit einem Helfer aus dem Kerker entkommt.



Die Berge und Hügel des Hochlands umfassen einen Großteil Schottlands und erstrecken sich bis zum Nordende Britanniens

Doch dann ändert sich die politische Lage: Im Sommer 1719 endet ein erneuter Versuch der Jakobiten, einen Stuart auf den Thron zu setzen, kläglich – auch weil nach der Niederlage wenige Jahre zuvor die meisten Clans den Aufstand nur zögerlich unterstützen.

Für Rob Roy ist das eine positive Entwicklung: Zwar wird er als Jakobit weiterhin wegen Hochverrats gesucht. Doch da die Krone die Anhänger der Stuart-Dynastie nicht länger als ernstzunehmende Gefahr ansieht, gilt er nicht mehr als Aufständischer, sondern als gewöhnlicher Verbrecher. Kein Vertreter Londons aber wird nun noch Regimenter in Marsch setzen, nur um einen Kriminellen festzusetzen.

Auch der Herzog von Montrose verliert das Interesse an der Jagd auf seinen Widersacher; er will nur noch sein Geld zurück. Bei der Zwangsversteigerung von Robs Landbesitz erhält er rund 120 Pfund – etwa die Hälfte der Summe, die ihm zusteht.

Der Druck auf Rob Roy lässt nach, und so kann er es um 1720 wagen, noch einmal eine gemeinsame Existenz mit seiner Frau zu gründen: Nicht weit von seinem Geburtsort pachtet er in Balquhidder einen Hof, auf dem er wieder offen mit seiner Familie zusammenlebt.

Zugleich nimmt nun der Ruhm des Outlaws zu. Im Jahr 1723 erscheint in London ein schmaler Band über Rob mit dem Titel „Der Hochland-Schurke“. Das Material dazu, so behauptet der Verfasser, entstamme einem „authentischen schottischen Manuskript“.

Später wird das Buch irrtümlich Daniel Defoe zugeschrieben – dem Autor von „Robinson Crusoe“. „Der Hochland-Schurke“ macht Rob Roy im ganzen Königreich berühmt. Selbst König Georg IV. findet Gefallen an der Lektüre.

Immer mehr Berichte über Rob Roy zirkulieren nun. Und schon 1725 wird er auf einer Schottland-Karte gewürdigt: Ein Teil der Highlands heißt dort Rob Roy's Country.

Etwa zur gleichen Zeit kommt es zu einem Treffen mit Montrose. Der

Festungen überziehen und so der Kontrolle der königlichen Armee unterworfen – so wie Montrose es gefordert hat (der Herzog lebt noch bis 1742).

Rob Roy verbringt seine letzten Jahre an der Seite seiner Frau in Balquhidder. Mit 63 Jahren stirbt er dort

Ende Dezember 1734. Sorgen bereiten ihm zuletzt nur seine Söhne. James und Bruder Ranald werden Viehdiebe und Schutzgelderpresser – und treten noch weitaus brutaler auf als ihr Vater. Und Robin, der Nachzügler, wird wegen seiner Missetaten gar gehemmt.

Dennoch muss es in diesen Jahren vielen erscheinen, als seien die Highlands endlich zur Ruhe gekommen, als sei der uralte Widerstandswille der schottischen Clans erlahmt.

Der starke Staat, in den die Herrscher aus dem Hause Hannover das britische Königreich verwandelt haben, sorgt nun auch im Norden für ungewöhnlich friedliche Verhältnisse. Statt Rebellionen anzuführen, streiten sich die Clanchefs lieber um Posten in Edinburgh oder London.

Und doch: Noch folgen ihnen Tausende Männer. Noch ist ihr Selbstbewusstsein nicht gebrochen. Noch könnten sie einen letzten Freiheitskampf gegen die Krone wagen.

Alles, was ihnen fehlt, ist ein charismatischer Anführer. ■

Irene Stratenwerth, Jg. 1954, ist Journalistin in Hamburg.

LITERATUREMPFEHLUNGEN

David Stevenson, „The Hunt for Rob Roy: The Man and the Myths“, John Donald Publishers: Der Autor demonstriert durch Quellenstudium viele gängige Mythen. Alistair Moffat, „The Highland Clans“, Thames and Hudson: kompakter, gut lesbarer Überblick der Geschichte der Highland-Clans.



Mit Schild und Kilt gegen Schurken: Noch zu Lebzeiten wird Rob Roy von Künstlern und Autoren zum edlen Helden der Highlands verklärt

hatte zuvor schon verlauten lassen, dass er den Ausgleich mit seinem Feind suche. Über den Ort und den Inhalt ihrer Begegnung allerdings schweigen sich die Chroniken aus.

Schließlich, im Jahr 1725, folgt Rob Roy mit einigen seiner Gefolgsleute einem Aufruf General Wades, des neuen Oberbefehlshabers in Schottland, an alle Männer im Land, ihre Gewehre und Schwerter abzugeben.

Der einstige Rebell unterwirft sich dem General und schwört, fortan ein gesetzestreues und untartäniges Leben zu führen. Im Gegenzug wird die Anklage wegen Hochverrats gegen ihn fallen gelassen.

General Wade verfolgt eine groß angelegte Strategie, um die Clans endlich zu befrieden: Bis 1740 lässt er die Highlands mit einem Netz von Straßen und

DIE REBELLION DER HIGHLANDER

Viele Hochlandbewohner hassen die Regierung, die von London aus über sie gebietet. 1745 kommt es zur Rebellion: Die Clans wollen einen Prinzen der einst gestürzten Stuart-Familie als neuen König Großbritanniens einsetzen – und so ihre verlorene Autonomie zurückerobern

Text: DIRK HEMPEL

Der letzte Aufständische des Hochlands kommt aus der Fremde. In einer stürmischen Sommernacht geht Charles Edward Stuart am 23. Juli 1745 mit nur sieben Gefährten auf einer Insel nahe der schottischen Westküste an Land. Der 24-Jährige ist ein Enkel des 1688 vertriebenen Königs Jakob II., des einstigen Herrschers über England, Schottland und Irland. Und er ist besessen davon, seiner einst mächtigen Familie zum Thron des 1707 gegründeten Großbritanniens zu verhelfen.

Schottland, die Heimat seiner Ahnen und seiner Dynastie, kennt der junge Prinz nur vom Hörensagen. Geboren wurde er im römischen Exil, in Italien hat er seine Jugend verbracht.

Anders als sein Vater, der seit Jahren vergebens versucht, die Franzosen zu einer Invasion Englands zu überreden, sucht Charles selbst den Kampf. Unter den Clans der Highlands, so sein Plan, will er eine Armee anwerben. Im Stammland der Dynastie leben noch immer zahlreiche Jakobiten, wie die Anhänger der Stuarts genannt werden. Zudem ist vielen Highlandern die britische Regierung in London zutiefst verhasst, seit sie die schottische Autonomie beseitigt hat.

Nach und nach gelingt es Charles tatsächlich, mehr als 1000 Kämpfer um sich zu scharen. Am 19. August hisst er

in Glenfinnan im Westen der Highlands den Stander seiner Dynastie. Und binnen weniger Wochen entwickelt sich aus der Fantasterei eines Jünglings eine scheinbar unaufhaltsame Rebellion.

Charles führt seine Gefolgsleute nach Südosten, unterwegs verdoppelt sich deren Zahl. Mitte September ist sein Heer stark genug, um Edinburgh einzunehmen. Im Kilt reitet der Stuart in die Kapitale seiner Vorfahren ein, umjubelt von den Bewohnern. „Bonnie Prince Charlie“, der schöne Prinz Charlie, nennt man ihn nun. Ein Nationalheld. Kurz darauf überrennen seine Männer nahe Edinburgh ein britisches Heer. Erst jetzt erkennt König Georg II. die Bedrohung.

Der Stuart-Prinz aber begeht einen entscheidenden Fehler: Anstatt in Schottland auf die Hilfe der Franzosen zu warten (mit denen er mittlerweile ein Bündnis geschlossen hat), überredet er die Clans, England sofort anzugreifen.

Im November 1745 überquert er die Grenze, nimmt Manchester ein und erreicht bald Derby. London ist nur noch 180 Kilometer entfernt.

Als aber die französische Waffenhilfe ausbleibt, weil die Vorbereitungen zu spät begonnen haben, beschließen die schottischen Offiziere gegen den Protest des Prinzen, zurück in die Highlands zu marschieren. Doch auch dort erreicht ihn schließlich die britische Übermacht: Im

Hochmoor von Culloden zerschmettert am 16. April 1746 eine Armee Londons die Rebellen mit massiver Artillerie.

Charles kann fliehen, muss aber immer wieder das Versteck wechseln. Er lebt monatlang in den Bergen, im Moor und auf den Inseln, verkleidet als schiffbrüchiger Kaufmann oder als irische Dienerin. Dann gelingt ihm im September 1746 endlich die Flucht auf einem französischen Schiff.

Er lebt noch mehr als vier Jahrzehnte, doch es sind Jahre ohne Sinn und mit umso mehr Alkohol. 1788 stirbt er verbittert in Rom. Knapp 20 Jahre später erlischt nach dem Tod seines jüngeren Bruders auch die Stuart-Dynastie.

Weitaus schlimmer ergeht es den Clans in den Highlands. Die Briten behandeln sie wie Hochverräter; nie wieder sollen sie sich gegen die Krone erheben. Nach der Schlacht von Culloden lässt der siegreiche Befehlshaber die Verwundeten umbringen, Dörfer, Kirchen und Landsitze zerstören, Männer, Frauen und Kinder töten. Sogar die überlieferte Lebensweise wird nun unterdrückt. Fortan dürfen die Highlander keinen Kilt tragen, keinen Dudelsack spielen.

So hat die Rebellion des schönen Prinzen, von dem sich die Clanchefs ihre Autonomie erhofften, das genaue Gegen teil bewirkt: Die Zeit der Aufstände in Schottland ist für immer vorbei. ■

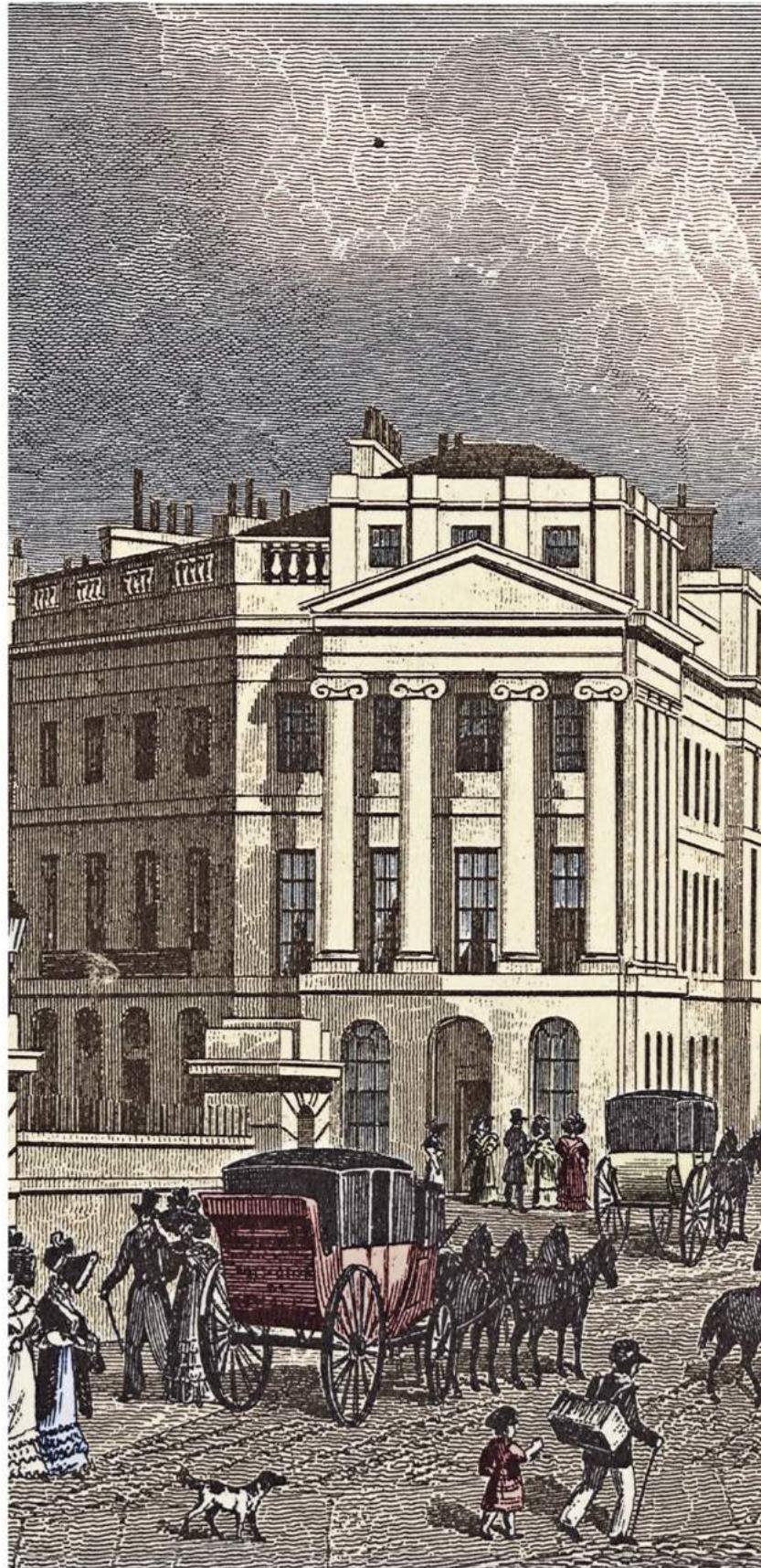


Fast kindlich wirkt »Bonnie Prince Charlie«, wie der Spross der Stuart-Dynastie genannt wird, doch der Eindruck trügt: Entschlossen fordert der 24-Jährige 1745 die Herrschaft über Großbritannien, die einst seine Vorfahren innehatten – und stellt sich an die Spitze Tausender Highlander, die sich gegen die Engländer erheben

Das ATHEN des Nordens

Schottland, dieses kleine Land am Rande Europas, bringt im 18. Jahrhundert eine erstaunliche Anzahl von einflussreichen Philosophen, Erfindern und Sozialwissenschaftlern hervor. Ausdruck des Denkens dieser schottischen Aufklärung ist die rational geplante, wohlgeordnete

New Town von Edinburgh – ein Monument für den Triumph der Vernunft — Text: MATHIAS MESENHÖLLER



Die Denker der Aufklärung orientieren sich an der vernunftgeleiteten Philosophie des alten Athen. Und auch die Planer der New Town von Edinburgh zitieren in ihren Bauten, deren Fassaden griechischen Tempeln ähneln, das antike Vorbild (Stich von 1829)



D

David Hume sieht aus wie ein Mensch, zu dem das Leben viele Jahre lang gut gewesen ist. Das Doppelkinn unter vollen Lippen, die weichen Hände. Der wache, aber bereits etwas erschöpfte Blick. Über dem mächtigen Bauch spannen sich teure Stoffe. Ein bisschen von sich eingenommen tritt er manchmal auf, ganz der erfolgreiche Schriftsteller – zugleich aber auch selbstironisch: Als einmal ein Stuhl unter ihm nachgibt, empfiehlt Hume dem Hausherrn robustere Möbel „für gewichtige Philosophen“.

Anfang Oktober 1770 schreibt der fast 60-jährige Junggeselle an einen Freund, zwei „große Unternehmungen“ halte das Leben für jeden Mann bereit: eine Frau zu heiraten und ein Haus zu bauen. Die Frau werde sich beizeiten finden. Das Haus aber baue er gerade.

Im Jahr darauf zieht Hume als einer der ersten Bürger Edinburghs aus der Altstadt um in die New Town, das eben entstehende neue Viertel am Fuß des Felskegels, auf dem Schottlands Kapitale liegt. Die Anlage ist klar gegliedert, hell und großzügig, mit geraden Straßen, lichten Gärten.

Noch handelt es sich in Teilen nur um eine Vision. Humes neues Heim ist umgeben von Baustellen, unfertigen Straßen, Müllhalden. Der Wind fegt durch die aufgelassenen Parzellen. Heftige Böen werfen Tragesänten um, reißen gar Mauern und Bäume zu Boden, schleudern Passanten in die



David Hume (1711–1776) zählt zu den wichtigsten Denkern der schottischen Aufklärung

Luft. Zuweilen braucht es drei oder mehr Männer, eine Haustür zuzudrücken.

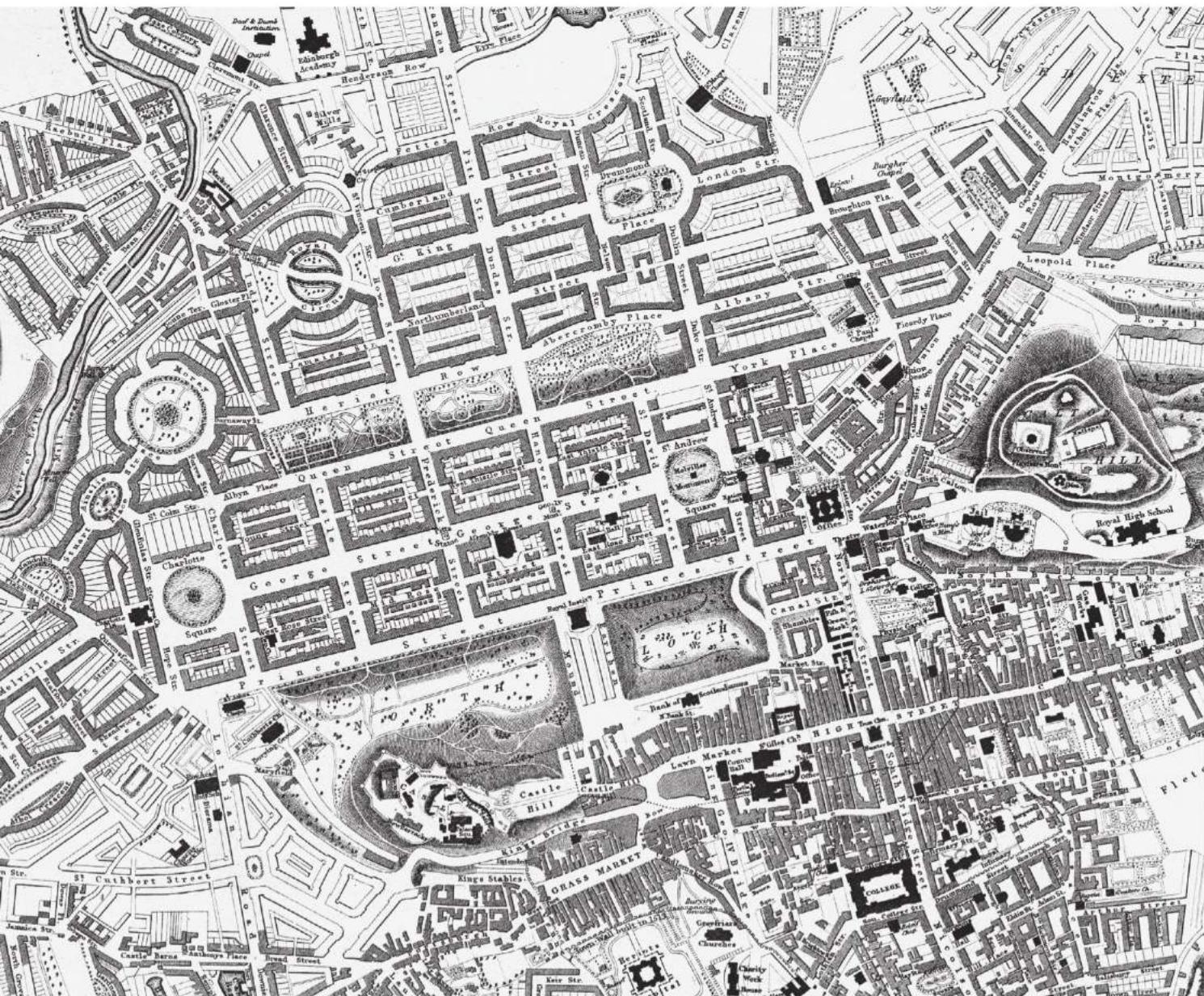
Will Hume in seinem früheren Wohnviertel Freunde, Denk- und Trinkgenossen treffen, muss er seinen schweren Leib über provisorisch verlegte Planken durch einen Sumpf balancieren – die gerade erste errichtete Brücke zwischen Neu- und Altstadt ist noch im Jahr ihrer Eröffnung 1769 eingestürzt.

Dafür bewohnt er nun ein komfortables Anwesen mit Garten, Kutschenschuppen und Stall, die Fassade, wie für alle Gebäude der New Town vorgeschrieben, aus hellem Sandstein. „Ein kleines Haus“, kokettiert er, „aber ein großes Haus für einen Autor.“

Hume mag der berühmteste Literat der Stadt sein – Edinburghs einziger Intellektueller von internationalem Rang ist er bei Weitem nicht.

Vielmehr leben hier viele Künstler, Denker und Forscher: Männer, deren Ideen fast alle Wissenschaftsgebiete erfassen, etliche Disziplinen wesentlich voranbringen, andere überhaupt erst entwerfen. Die verehrt werden in London, Paris und Berlin.

Schon erklären Beobachter das kleine, abgelegene Schottland zu Europas gedankenstärkster Nation, zählen sie dessen alte Hauptstadt zu den Zentren des zeitgenössischen Geisteslebens, kursiert das Wort vom „modernen Athen“ – ausgerechnet für das noch immer in großen Teilen mittelalterlich geprägte Edinburgh.



Denn die Stadt, die Hume beim Umzug in die New Town hinter sich gelassen hat, mutet kaum an wie ein Hort von Kultur und Wissenschaft. Sie ist archaisch, eng, arm und roh.

Edinburgh liegt auf einem schmalen Felsrücken, oder besser: türmt sich darauf empor. Unterhalb der aus einer Bergspitze ragenden Schlossburg ziehen sich hoch aufstrebende Häuserwürfel den Kamm hinab, gut anderthalb Kilometer von West nach Ost. Eine breite, halsbrecherisch gewölbte Hauptstraße bildet so etwas wie das Rückgrat.

Die Aufklärer eint ihr Optimismus: Der Mensch könne besser leben, Hergebrachtes verändern, Neues schaffen. In diesem Geist entsteht ab 1767 die New Town (oben ein Plan um 1840): gerade Straßen, eine klare Ordnung, viel Platz und Licht

Von dort aus winden sich Gassen, Hofwege, Durchgänge die Flanken der Anhöhe hinunter, selten breit genug für ein Pferd. Bei den gehobenen Schichten sind Tragesänften beliebt, um sich durch das unebene Gewirr bugsieren zu lassen.

Nach Süden bildet eine Befestigungsmauer die Stadtgrenze; nach Norden fällt die Bebauung zum Nor Loch ab, dem „Nördlichen See“ – einem faulig stinkenden, stehenden Gewässer, in das jeglicher Unrat und Müll geworfen wird und das seinen Verwesungsdunst in die Stadt schickt.

Dortkippen die Bürger allabendlich ihre Nachttöpfe aus den Fenstern. Tagsüber winken



Die Old Town, die sich auf einem Bergrücken

erstreckt, erinnert an eine mittelalterliche Stadt: düster, mit dicht gedrängten Häusern und engen Gassen. Eine Kanalisation gibt es nicht, Bewohner entsorgen Fäkalien und Müll in offenen Gewässern

sie einen Mann heran, dessen tragbare Latrine ein knapper schwarzer Vorhang abschirmt.

Im Winter zieht aus den Schornsteinen dicker Holz-, Torf- und Kohlerauch durch die Gassen, macht das Atmen schwer und setzt sich als fetter Ruß ab. Ein englischer Besucher nennt Edinburgh die „malerischste (aus der Ferne) und widerwärtigste (von Nahem) aller Hauptstädte“.

Um den knappen Platz des engen Stadtgebiets bestmöglich auszunutzen, errichten Bauherren Häuser mit bis zu 14 Stockwerken. Auf den Etagen drängen sich meist jeweils mehrere Familien. Oft teilen hoher Adel, reiche und arme Gelehrte, deren Dienstpersonal, Marktweiber, Kohleträger das gleiche, überfüllte Gebäude.

Die Ärmeren wohnen derart zusammengedrängt, dass es einen Zeugen an das Unterdeck eines Segelschiffs erinnert, ohne Privatheit, ohne stillen Winkel für die Kranken oder Diskretion angesichts der Kammern der Prostituierten.

Auch in den besseren Wohnungen sind die Zimmer vergleichsweise klein, hängt im Flur die Wäsche auf der Leine, werden abends Notbetten für Kinder und Dienstmädchen aufgeschlagen. Viele Wände sind schlicht getäfelt, Teppiche fin-

den sich nur in ausgewählten Räumen, Uhren selten, die fashionablen Mahagonimöbel kaum. Die meisten Teller sind aus Holz oder bestenfalls Zinn; sogar beim Adel reicht das teure Porzellan oft nur für den Hauptgang.

Die gehobene Küche, die darauf serviert wird, gilt je nach Urteil als ungenießbar oder immerhin besser als die englische. Zu ihren Spezialitäten zählen ein mit Innereien und Haferbrei gefüllter Schafsmagen, gekochter Schafskopf mit Spinat und Pflaumen. Oder Basstöpel, ein Seevogel, dessen dunkles, öliges Fleisch eher nach Fisch als nach Geflügel schmeckt. Beim Huhn in Lauch bleiben die Lauchstangen (und zuweilen das Huhn) weitgehend unzerteilt, sodass Schlürfen und Schlabbern zum Genuss gehören.

Die Kost der Armen ist deutlich eintöniger, besteht aus grober Hafer- und Gerstengrütze, hin und wieder einem Stück Pökelfleisch, aus Möhren, Rüben, Kohl und Kartoffeln, die meist auch den Winter über zu haben sind.

Nicht wenige sind auf Almosen angewiesen, eine Mahlzeit aus der Küche der Glücklicheren, einige vor dem Wirtshaus hingeworfene Münzen. Obst ist wegen des rauen Klimas rar. Äpfel und

Birnen gedeihen mäßig, Stachelbeeren gut; Kirschen wachsen allenfalls an schützenden Mauern. Manche Landadelige unterhalten deshalb kohlegeheizte Gewächshäuser, in denen sie süße Trauben, Melonen und Ananas ziehen.

Morgens, wenn Straßenkehrer den über Nacht ausgekippten Unrat von den Gassen gesammelt haben, füllt sich Edinburghs Hauptachse dicht mit Menschen, Karren und Tieren (sowie deren Dung). Die Hauptstraße wird zum Markt, auf dem Messer- und Scherenschleifer um Kunden buhlen, Fleisch und lebendes Vieh verkauft werden sowie Salz, Süßigkeiten, Butter, Käse, aber auch Torf, Kohle und Sand, mit dem die Menschen die Zimmerböden ausstreuen.

Eine Schar nach Gin stinkender Gemüsekrammerinnen stapelt ihre Ware direkt auf dem Pflaster. An einer besonders übel riechenden Seitengasse rufen Fischweiber Krebse und Austern aus, liegen ihre mangels Frischwasser ungewaschene Ware auf wackligen, mit Schuppen bedeckten Tischen ohne Schutz vor Regen, Staub, Ruß.

Wenig besser sind die Obststände, offen und dreckig. Die Lumpen der Marktfrauen sind aus grobem Tuch; die Dienstmädchen, die bei ihnen einkaufen, tragen meist weder Schuhe noch Strümpfe, teils aus Mangel, teils aus Gewohnheit. Hingegen gehen die Damen, denen sie dienen, in Miederkleidern und karierten, bisweilen scharlach- oder purpurroten Plaids, streifen zum Ausritt einen Reitanzug mit Fransen und vergoldeten Knöpfen über, führen in Gesellschaft eine elegante, seidene Robe vor.

Auch Männer, die es sich leisten können, legen auf ihre Garderobe Wert und pflegen einen Stil, der Nachlässigkeit mit Pomp und knalligen Farben kombiniert. Jacken und Dreispitz-Hüte sind voller goldener und silberner Litzen, dick liegt der Puder auf den Perücken.

An Verhandlungstagen begeben sich Schottlands oberste Richter in ihren violettfarbenen, mit purpurnen Samtpaspeln verzierten Roben und weißen Krawattenkragen zum ehemaligen Parla-

mentsgebäude, in dem nun Schottlands höchstes Straf- und Zivilgericht tagt.

Wenn die Glocken der wuchtigen Hauptkirche St. Giles halb zwölf schlagen, strömen sie zum Schoppen in die Schenken. Nicht wenige waren freilich vor dem Frühstück schon einmal dort – rund die Hälfte der vornehmen Höchstrichter, schätzt ein Beobachter, nehme bereits alkoholisiert auf ihrer Bank Platz.

Edinburghs Bewohner trinken morgens, über den Tag, am Abend; wenn sie Geschäfte machen, Verträge besiegen oder wieder anfechten, wenn sie Universitätsvorlesungen schreiben, auf dem Direktorentreffen der Zentralbank; erst recht bei Festen, bei Beerdigungen und deren Vorbesprechungen, zu Hause, in der Kaschemme, im Club, in einer der 600 Kneipen.

Das gehobene Nationalgetränk ist Rotwein aus dem Bordeaux. Aber auch Portwein, Sherry und Punsch gewinnen Anhänger, die einfachen Leute berauschen sich an Whisky. Bier zählt zu den Grundnahrungsmitteln und steht selbst auf dem Speiseplan des städtischen Waisenhauses.

Am Abend, wenn die Marktleute fort sind, ziehen an ihrer Stelle Karren auf, vor denen Papierlaternen leuchten. Schausteller singen Balladen, laute Reden werden gehalten, Naschereien feilgeboten, Spitzborten, Spiegelchen und anderer billiger Tand.

Und immer noch stehen Laufburschen bereit, um eine Nachricht zu überbringen oder etwas auszutragen. Keiner kennt die Stadt besser, und zumal deren Unterwelt; sie können einen Fremdenführer ebenso vermitteln wie einen Zuhälter oder Berufsschläger, und gegen angemessenen Lohn beschaffen sie auch eine gestohlene Börse oder Uhr zurück.

Gegen zehn Uhr abends kehrt Stille ein. Die Sperrstunde wird weitgehend beachtet, und ähnlich die Sonntagsruhe. So fordert es die Sittenlehre der reformierten Kirche, die eine Macht ist in Schottland.

David Hume ist mit dieser Macht schon mehrmals aneinandergeraten; zudem leidet er zuweilen an der Enge seiner Heimatstadt – in die er aber



James Craigs Entwurf gewinnt 1766 den Architektenwettbewerb für Edinburghs New Town



Die schottischen Aufklärer sind Wissenschaftler – oder auch Juristen wie Henry H. Kames

immer wieder zurückkehrt, in der er seine Freunde hat, in der er gut arbeiten kann.

Umso größer muss das Interesse des Lehrten sein, als Edinburghs Bürgermeister am 21. Oktober 1763 im Beisein Hunderter Zuschauer, Soldaten, der Stadtwache und einer Musikkapelle den Grundstein zu einer Brücke über das brackige Nor Loch legt. An dem milde gewellten gegenüberliegenden Ufer soll ein neuer Stadtteil entstehen.

Das Nor Loch wird bereits entwässert und der zurückbleibende Schlamm herausgeschafft. Nun bewilligt der Stadtrat einen Plan: Drei parallel angelegte Boulevards von jeweils rund anderthalb Kilometer Länge sollen entstehen, in wiederkehrendem Abstand durch Querstraßen verbunden. Dazwischen werden ebenmäßige Baugrundstücke aufgelassen, wobei die Randparzellen der einen Seite einen unverstellten Blick über den Meeresarm des Firth of Forth eröffnen, die zur anderen die Sicht auf die emporragende Altstadt.

Die Kommune legt das Straßen- und Wegeplaster sowie eine Kanalisation und Wasserleitungen von einem eigens angelegten Speicher auf dem alten Burghügel. Dann errichten Einzelbauherren und Baugesellschaften meist „englische“ Häuser – geräumige, maximal drei Stockwerke hohe und zur privaten Nutzung vorgesehene Reihenbauten mit einem Hinterhof und Vorgärtchen neben der Eingangstreppe.

Mit der Zeit erhalten die Grünflächen Blumenbeete, sie deln sich nahe der Brücke Ladengeschäfte an, Austernbars. Und allein schon der vorwiegend verwendete graugelbe Sandstein bildet einen eindrucksvollen Kontrast zu den verrosteten Backsteinmauern der alten Stadt.

Enthusiastisch meldet Hume einem Briefpartner: „Unsere New Town übertrifft alles, was es irgendwo auf der Welt gibt.“ Das ist natürlich unhaltbar, und Hume muss es wissen. Aber er mag sich eine Art befreiten Jubel erlauben.

Denn Edinburghs neues Viertel ist nicht bloß ein schicker Vorort für den Mittelstand. Sondern zugleich Ausdruck eines neuen Denkens: Die New Town ist in Stein gehauene Aufklärung.

Sie zeugt von dem Glauben, dass eine planende Vernunft die mittelalterliche Dürsternis

hinter sich lassen kann. Dass das Leben nicht so karg, roh und kurz zu sein hat, wie es immer noch ist. Dass es in der Natur und der menschlichen Gesellschaft unendlich viel zu entdecken und zu verändern gibt. Dass sich die Welt radikal verbessern lässt.

So oder ähnlich sehen es viele Männer und Frauen im Europa der voranschreitenden Aufklärung. Doch steuern schottische Denker und Forscher auffallend viele einflussreiche Bücher und Ideen zu dieser Bewegung bei, liefern bahnbrechende Einsichten, nützliche Erfindungen.

Bei den berühmten französischen Aufklärern findet David Hume schwärmerische Verehrung. Aber auch sein Philosophen-Freund Adam Smith sowie der Historiker William Robertson und der politische Visionär Adam Ferguson genießen in Europa und Nordamerika den Ruhm intellektueller Stars.

Die Schüler der Mediziner-Dynastien Munro und Gregory sowie die des Arztes William Cullen tragen zudem Schottlands Ruf als Medizinerschmiede in die Welt, und soeben hat das Parlament in London dem Glasgower Ingenieur James Watt ein Patent für dessen Dampfmaschine mit Kondensator ausgefertigt.

Wie kommt es dazu? Was lässt eine kleine, immer noch arme Nation am Rand der Zivilisation zum intellektuellen Vorreiter werden – und Edinburgh zu einer „Brutstätte des Scharfsinns“, wie Zeitgenossen schreiben? Die Antwort liegt in einer Geschichte voller Gewalt und Widersprüche, die bis ins 16. Jahrhundert zurückreicht.

Sie beginnt mit einem furchtlosen, dogmatischen Hitzkopf, der zeitweilig wegen Aufruhrs an die Ruderbank einer Sträflingsgaleere gekettet wird und dann mehrere Jahre im Exil verbringt: dem Prediger John Knox.

In den Jahren um 1560 trägt Knox die Lehre des radikalen Schweizer Reformators Johannes Calvin nach Schottland. Mit feurigen Predigten, geschickter Politik, aber auch nackter Gewalt gewinnt er die Mehrheit des Adels und der Stadt-

Radikale Christen sorgen für ein hohes Bildungsniveau



bürger für seine Sache (siehe Seite 54). Die Kirche, die er aufbaut, nennt sich presbyterianisch.

Denn ihre Gemeinden stehen unter der Leitung gewählter Ältester, der Presbyter. Diese ordinierten Laien entscheiden in Gemeinschaftsangelegenheiten, verwalten Abgaben, kümmern sich um Arme, Kranke und Waisen.

Sie achten auf die Verbreitung von Gottes reinem, unverfälschtem Wort, wie es sich Calvin zufolge in der Bibel findet, und *allein* in der Bibel.

Daher sollen nicht nur Kleriker die Heilige Schrift studieren, sondern *alle* Christen – so wie auch beim Abendmahl nun jedem Gläubigen außer dem Brot auch der Kelch gereicht wird. Bisweilen gleicht das reformierte Sakrament einem ausgelassenen Fest mit Gebäck und Rotwein.

Es ist eine der wenigen Freuden, die der fundamentalistische Protestant Knox seinen Glaubensbrüdern zugesteht. Tanz und Pfeifenmusik sind unter ihm am Feiertag verboten, Karten- und Glücksspiel auch sonst, ebenso Theateraufführungen, Mummenschanz, Maifeiern, selbst Passionspiele. Missetäter werde ausgepeitscht, verbannt, in Schandkörben oder am Pranger gedemütigt.

Das mächtige Edinburgh Castle dominiert die schottische Kapitale. Die alte königliche Residenz steht auf einem erloschenen Vulkan, an dessen Flanken sich die oft düsteren Häuser der Old Town drängen

Ehebrecher erwartet der Tod, vermeintliche Hexen der Scheiterhaufen.

Die bunten Messgewänder der alten Kirche verschwinden; Heiligenstatuen werden von den Frommen zerbrochen, verzierte Glasfenster eingeschlagen, die prächtigen mittelalterlichen Altäre umgestürzt, jeder Kirchenschmuck zerstört, bis lediglich die steinernen Gerüste noch stehen.

Der Gott des John Knox ist ein eifernder Gott ohne Sinn für Schöntuerei und Firlefanz.

Gefolgsleute findet dieser strenge Gott vor allem im fruchtbaren, dichter besiedelten schottischen Tiefland sowie in Städten wie Edinburgh.

Große Teile der abgelegenen Highlands und der Inseln bleiben hingegen dem Katholizismus treu und mit ihm dem Königshaus der Stuarts.

Presbyterianische Vordenker würden die erbliche Monarchie am liebsten abschaffen. Ihr Staatsideal ist eine Art fröhdemokratische Gemeinde, der es freisteht, die Macht einem König, einem Magistrat oder wem immer zu übertragen. Und auch wieder zu entziehen.

Im 17. Jahrhundert entladen sich diese Gegensätze in erbitterten Religions- und Bürger-

kriegen, die mit ähnlich gelagerten Kämpfen im benachbarten England verschmelzen. Um 1650 reißt eine Bewegung evangelikaler Fanatiker vorübergehend sogar die Macht in Edinburgh an sich, um Schottland zu einem Gottesstaat umzuformen.

Doch die verheiße „Herrschaft der Heiligen“ verkommt zu einem Terrorregime aus Denunziation, Folter, Justizmorden; in den folgenden Wirren gehen die Eiferer unter.

Schließlich gelangt 1689 ein gemäßigter Protestant auf den englischen Thron, Wilhelm von Oranien, den rasch auch das schottische Parlament als Landesherrn anerkennt. Im Gegenzug akzeptiert der neue König, dass die Schotten die presbyterianische zur Nationalkirche erklären.

Mitglieder anderer Konfessionen werden fortan von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen, Gesetze an den Moralvorstellungen der strengen Protestanten ausgerichtet. Aufschererregende Prozesse wegen Hexerei oder Gotteslästerung finden statt, deren Opfer öffentlich hingerichtet werden.

Doch neben seinem harschen, blutigen Antlitz hat der Presbyterianismus noch ein zweites Gesicht. John Knox war stets ein akademischer Gelehrter, der Bildung schätzte, dem Katholizismus Aberglauben vorwarf, seine eigene Lehre mit durchdachten Argumenten begründete. Sein Glaube zeigte von früh an einen intellektuellen Einschlag, wandte sich mehr an die Einsicht als an das Herz.

Ein Christ, so lautet denn auch ein presbyterianisches Ideal, soll verstehen, was er glaubt. Er soll nach Möglichkeit Gottes Wort selbst lesen, ja darüber diskutieren können.

Daher ist jede Gemeinde angehalten, mithilfe einer Umlage eine Schule zu errichten und einen Lehrer einzustellen, um so möglichst vielen Heranwachsenden Lesen und Schreiben beizubringen.

Das führt dazu, dass bereits um 1700 die meisten schottischen Kinder (außerhalb der weitläufigen, oft im alten Glauben verharrenden Highland- und Insel-Gemeinden) zumindest einen Elementarunterricht erhalten. Etliche Ge-

meindelehrer bieten gegen Bezahlung ergänzende Kurse in Französisch, Technik, Buchhaltung oder Nautik an; namentlich die städtischen Schulen sind stark in Latein, Griechisch und Mathematik.

Was die Schüler am Ende wirklich lernen, ist schwer abzuschätzen: Doch in einer Zeit, in der in vielen Gegenden Europas 90 Prozent der Menschen Analphabeten sind, handelt es sich in jedem Fall um ein überaus fortschrittliches Bildungswesen – zumal es neben den Jungen auch viele Mädchen ins Schulhaus holt.

Bei stark schwankender Qualität umfasst der minimale Lehrplan in der Regel Lesen, Schreiben, Rechnen, Kirchenmusik und Latein – und damit die Chance, eine weiterführende Schule oder Universität zu besuchen.

Denn die presbyterianischen Oberen sind sittenstreng, aber zugleich egalitär: An vielen Ober- und Hochschulen gibt es Stipendien; ohnehin betragen die Studiengebühren etwa in Glasgow gerade einmal ein Zehntel der Kosten in Oxford oder Cambridge.

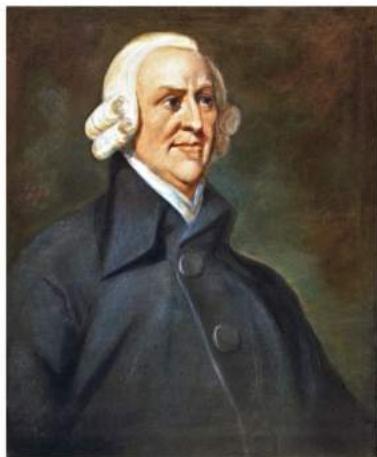
Dabei sind die schottischen Universitäten nicht schlechter, sondern zuweilen fortschrittlicher als die in England. Weil führende reformierte Gelehrte unterstellen, dass Gott im Wesen rational ist, halten sie eine vernunftgemäße Erforschung der Natur für legitim, ja für geboten, und ebenso Versuche, Recht und Gesetze in eine logische Ordnung zu bringen.

Vor allem in Mathematik, Medizin und Jura tun sich schottische Gelehrte früh hervor, teils inspiriert vom Austausch mit den innovativen, ebenfalls calvinistischen Hochschulen der Niederlande.

Und solange nicht offen Gott gelästert oder geleugnet wird, zögert selbst der konservative schottische Klerus, dagegen einzugreifen.

Um 1700 setzen die Universitäten von Glasgow und Edinburgh die empirisch-mathematische Methode des englischen Physikers Isaac Newton auf den Lehrplan, die Lehren des Londoner Freidenkers John Locke. Moderne Professuren für Geschichte, Zivilrecht, Botanik entstehen.

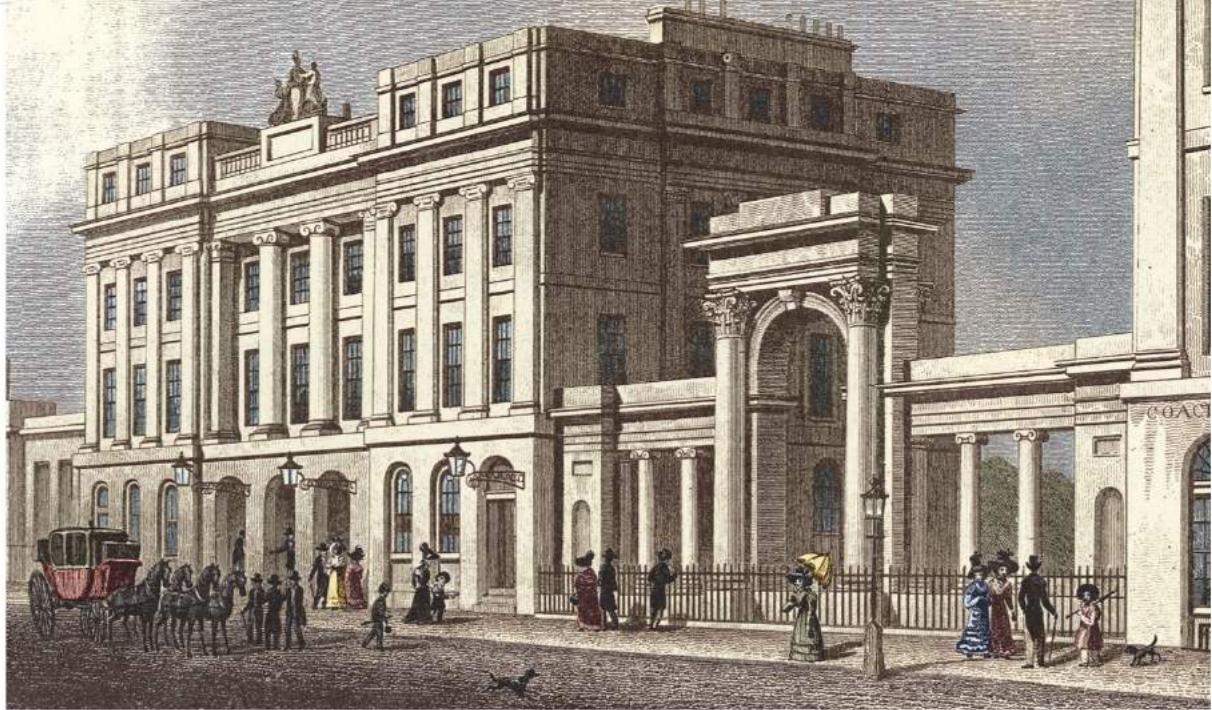
Das Studium selbst wird freier: Nach niederländischem Vorbild treten an die Stelle des fächer-



Adam Smith, Philosophieprofessor in Glasgow, ist ein Pionier der Marktwirtschaft



Der Historiker Adam Ferguson (1723–1816) ist ein Wegbereiter der modernen Soziologie



In der Altstadt sind viele Gassen selbst für Reiter zu eng, doch auf den weiten Straßen der New Town können sogar mehrere Kutschen problemlos passieren, während Fußgänger auf den Bürgersteigen flanieren. Insgesamt dauert die Konstruktion des neuen Stadtteils 66 Jahre: Erst 1833 wird sie nach mehreren Bauphasen abgeschlossen

übergreifenden Unterrichts bei einem Klassenmentor jetzt individuell zusammengestellte Stunden bei jeweiligen Spezialisten.

Als ein solcher Dozent wird im Jahr 1729 Francis Hutcheson auf den Lehrstuhl für Moralphilosophie in Glasgow berufen. Das ist keine geringfügige Position: „Moral“ – das umfasst die Normen des gesellschaftlichen Zusammenlebens insgesamt, wie sie den presbyterianischen Oberen seit je so wichtig sind. Die Kunst, den sündigen, lusternen, gewalttätigen Menschen in Schranken zu halten.

Hutcheson nun, ein gut aussehender und enorm eloquenter Lehrer, fordert seine Schüler auf, erst einmal genau zu beobachten. Wenn sie die Evangelien aufmerksam lesen, fordert Christus nicht vor allem Mitgefühl und Wohlwollen gegenüber jedermann? Und wenn man wirklich hinsicht, zeigt der vermeintlich böse Mensch nicht immer wieder einen angeborenen moralischen Kompass? Ist er nicht im Kern – gut? Und verdient er dann nicht die größtmögliche Freiheit, sein Glück zu suchen – und dabei instinktiv andere glücklich zu machen?

Der charmante Hutcheson erweist sich als intellektueller Verführer. Seine menschenfreundliche Philosophie schlägt die heranwachsenden Wissenschaftler und Geistlichen in ihren Bann. Dabei verstehen sie sich wie einst John Knox

nicht als Häretiker, sondern als gläubige Christen auf der Suche nach Wahrheit. Bald schon wächst ihr Einfluss in der presbyterianischen Kirche – zulasten der harten Dogmatiker.

Da erscheint 1739/40 in London das Werk eines Schotten, dessen radikaler Inhalt die Fundamente *allen* Glaubens zu erschüttern droht: David Humes „A Treatise of Human Nature“, der „Traktat über die menschliche Natur“. Der Gelehrte hat ihn während eines mehrjährigen Aufenthalts in Frankreich verfasst, und er steht stark unter dem Einfluss der dortigen rigorosen Frühaufklärer, vor allem des Religionskritikers Pierre Bayle.

In drei Bänden stellt der knapp 30-jährige Hume praktisch jede Gewissheit in Frage, ja die Erkenntnisfähigkeit selbst, also die Möglichkeit, sich überhaupt ein treffendes Bild von der Welt außerhalb des eigenen Kopfes zu machen.

Nicht einmal eine so fundamentale Annahme wie der Zusammenhang von Ursache und Wirkung lasse sich zweifelsfrei begründen. Und ebenso wenig eine verbindliche Ethik.

Vielmehr handele der Mensch nach den wandelbaren moralischen Maßstäben seiner jeweiligen Zeit, sei dabei weder gut noch böse, sondern auf der Suche nach Liebe und Anerkennung.

Nicht Vernunft lenke ihn, Glaube oder göttliche Vorsehung, sondern Leidenschaft und Gier.

Die Schrift ist angriffslustig und grandios in ihrem jugendlichen Selbstbewusstsein, der intellektuellen Selbstverliebtheit. Ein Jahrhundertwurf.

David Hume ist ein Höchstbegabter, dem indes sein freundlicher Schöpfer – an den er nicht glaubt – ein noch größeres Talent mitgegeben hat: das zum Glück.

Er kocht gern für Freunde, macht klugen Frauen den Hof, geht mit Lust auf Zechtour. Alles indes in dem Maß, das zuträglich und erfüllend ist. „Lesen und bummeln und sehnen und dösen, das was ich denken nenne, ist mein höchstes Glück“, meint er einmal. Bloß dürfe man vor lauter Philosophie nicht verpassen, Mensch zu sein.

Allerdings greifen seine Gedanken so weit voraus, dass nur wenige etwas damit anfangen können. Die 1740er Jahre verbringt Hume auf dem elterlichen Landgut in Berwickshire, mit der Arbeit an weiteren Schriften, als Adjutant eines Verwandten in diplomatischen Diensten auf dem europäischen Kontinent.

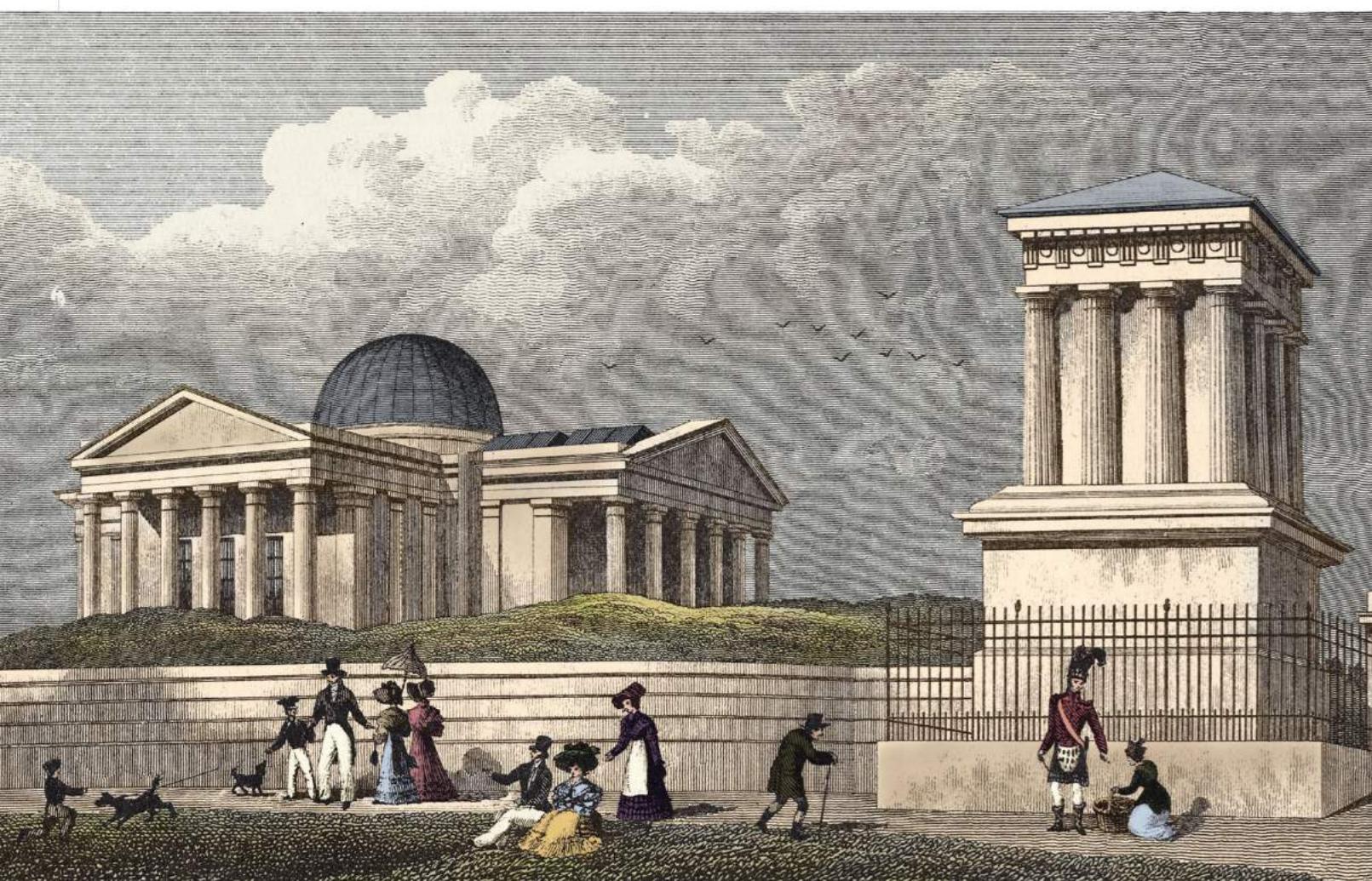
Im Jahr 1751 hat er schließlich genug Geld gespart, um sich in Edinburgh niederzulassen.

Auch die Sternwarte (im Bild links) auf dem Calton Hill östlich der New Town erinnert an antike Bauten. Der Architekt William Henry Playfair hat sie entworfen, ebenso wie ein Denkmal (rechts) für seinen Onkel, den Wissenschaftler John Playfair

Zu jener Zeit beherbergt das stinkende, enge Gassengewirr über dem Firth of Forth fast 60 000 Einwohner, darunter rund 700 Studenten: Immer mehr begabte, bildungs- und aufstiegs-hungrige Absolventen der schottischen Gemeindeschulen kratzen Penny für Penny zusammen, um eine Universität besuchen zu können.

In Edinburgh besteht diese Hochschule aus einem communal finanzierten, am Strand gelegenen Ensemble kleiner Seminarräume, die sich um gerade einmal drei heruntergekommene Innenhöfe gruppieren. Ein amerikanischer Student nennt es den „allererbärmlichsten, dumpfen Bau, kaum als Stall zu gebrauchen“. Die akademische Reputation ist wenig besser.

Doch die zuziehenden Talente finden eine Atmosphäre großer Freiheit. Als 1755 und 1756 zwei Versuche des dogmatischen Klerus scheitern, David Hume wegen Häresie anzuklagen, kommt das einem entscheidenden Sieg der Moderaten aus der Schule von Francis Hutcheson gleich, die inzwischen sogar die „Generalversammlung“ kontrollieren, die höchste Synode presbyterianischer Geistlicher und Ältester.



Während etwa in Frankreich Aufklärer und Kirche regelrecht im Krieg miteinander liegen, herrscht deshalb in Schottland ein Klima wechselseitiger Toleranz, sind zahlreiche Neudenker gläubige Christen und zugleich auf freundschaftlichem Fuß mit Skeptikern wie Hume.

Was fortwirkt, ist das egalitäre Erbe der radikalen Reformation. Anders als in den vom Adel dominierten englischen Hochschulen studieren in Edinburgh, Glasgow, Aberdeen und St. Andrews neben geborenen Aristokraten zahlreiche Söhne von Krämern, Handwerkern und Bauern.

Und ihnen geht es nicht um extravagante Vergnügungen und gesellschaftlichen Schliff, sondern sie wollen lernen, um später von ihren Fertigkeiten zu leben.

Auch bestimmen weder staatliche Einrichtungen noch aristokratische Salons das geistige Leben. Der Rang, den der Einzelne in dem eng geknüpften, selbstbestimmten Kreis eigensinniger Geister beanspruchen darf, hängt allein von seinem Talent und seinen Ideen ab. Von seiner Bereitschaft und Fähigkeit, alte Einsichten kritisch zu prüfen und durch neue, bessere zu ersetzen.

Das geschieht im Gespräch, und meist an einem öffentlichen Ort, in einer der vielen Schenken oder einem *oyster cellar*, einem der Austernkeller, wo Edinburghs Lieblingsimbiss frisch aus dem Fjord serviert wird. Denn nur wenige Intellektuelle haben in ihren beengten Wohnungen die Möglichkeit, größere Gesellschaften zu empfangen – und Versammlungsräume wie die (exzellent ausgestattete) Bibliothek der Anwaltskammer sind rar. Vor allem aber fühlen sich Edinburghs Aufklärer inmitten ihrer lauten, ausgelassenen Stadtgesellschaft besonders wohl.

Sie unterscheiden „Zwei-Flaschen-“ von „Drei-Flaschen-Männern“, je nach Rotweinkonsum an einem Abend. Es gilt auch nicht als unschicklich, wenn Frauen in einem Austernkeller mit dabei sind, Punsch trinken, am allgemeinen Gespräch teilhaben und sich anschließend alle bei ausgelassenen Volkstänzen vergnügen.

Beliebt sind auch die Pferderennen außerhalb der Stadt, wo es zudem einen Bogenschieß- und einen Golfplatz gibt. Manche Golffanatiker machen sich einen Sport daraus, in Edinburgh selbst ein paar Bälle zu spielen, mit Abschlag aus

einem Wohnungsfenster des Dichters Adam Ramsay, nicht weit von St. Giles; das Par bis zur Anhöhe Arthur's Seat liegt bei sechs Schlägen.

Dieses enge, fortdauernde gesellige Miteinander begünstigt einen ununterbrochenen, intensiven Austausch. Und wenn auch den meisten die Skepsis eines David Hume zu weit geht, so erfasst doch die Haltung dahinter nun fast eine ganze Generation: Sie stellt an *alles* Fragen.

Der Richter Lord Kames etwa, der seit vielen Jahren begabten Nachwuchs mit Einladungen zum Dinner, Anregungen, Ermutigung, Protektion fördert, steuert den Gedanken bei, dass die Menschheitsgeschichte keinen chaotischen, auf das Jüngste Gericht zusteuernenden Ablauf darstellt, sondern eine erklärbare Abfolge bestimmter Stadien, die im idealen Fall eine hochstehende Zivilisation hervorbringen – so in Britannien.

Lord Kames glaubt zwar weiter an Gott, aber mehr noch an den Fortschritt.

Ein regelmäßiger Gast bei den geselligen Zusammenkünften in Edinburgh ist Adam Smith, Professor für Moralphilosophie in Glasgow. Für Smith wie für die meisten schottischen Aufklärer ist das Eigentum ein zentraler Begriff: Ohne dessen Schutz kann es ihrer Auffassung nach keine wirtschaftliche Entwicklung geben, keine Freiheit, keine Zivilisation.

Ein Mensch ohne Besitz ist für sie geradezu unvollständig. Doch wie genau er damit umgeht, wie eine Marktwirtschaft funktioniert und erhalten werden kann, das sind die großen Fragen, die Smith sich stellt.

Eine sehr enge Freundschaft verbindet ihn mit David Hume, der sich nun wachsenden Ruhm als Historiker erschreibt. Es ist eine ungewöhnliche Verbindung: hier der abgeklärte, charmante und ironische Philosoph und Gesellschaftsmensch Hume, stets originell, oft unmöglich, im intellektuellen Streit rücksichtslos – dort Smith, der nur selten redet, dann aber lang und gründlich, zuweilen selbstversunken inmitten einer großen Runde sitzt, lächelt und tonlos mit sich selbst spricht.

Über die Gesellschaft und ihr Funktionieren denkt auch Adam Ferguson nach, der so wenig wie Smith dem Markt alles unterordnen will; der

Begriff, den er für seine Vision prägt, ist „Zivilgesellschaft“. Zugleich zeigt er deutlich mehr Achtung für überwundene „primitive“ Formen des Zusammenlebens als etwa Lord Kames.

Über das grundlegende Bekenntnis zu Vernunft, Fortschritt und Freiheit hinaus sind sich die schottischen Aufklärer indes kaum je einig. Allenfalls verbindet sie ein optimistischer Wille, die Welt zu verbessern. Hinzu kommt ein ausgeprägter Pragmatismus. Die Neuerer zeigen sich bereit zu kleinen Schritten; sie sind stark an der Anwendbarkeit von Gedanken und Entdeckungen interessiert und ideo-logisch deutlich flexibler als Aufklärer andernorts.

So tut sich Thomas Reid in Aberdeen mit einer wütenden Zurückweisung von Humes radikaler Skepsis hervor und begründet eine Philosophie des *common sense*, der Vermutung, dass Sinneswahrnehmungen weitgehend verlässlich sind und alle Menschen mit einem ähnlich funktionierenden Verstand begabt.

Es sind Annahmen, die insbesondere den Naturforschern und Technikern unter den Neuerern eileuchten dürften – denn auch sie gehören zu den Köpfen der schottischen Aufklärung.

Etwa der in Edinburgh geborene Arzt James Lind, der als Erster empfiehlt, die Seemannskrankheit Skorbut mit Zitrusfrüchten zu bekämpfen.

Oder der Chemiker Joseph Black, der in Glasgow und Edinburgh studiert und der das Kohlendioxid entdeckt sowie den Zusammenhang von Hitze und Energie.

Oder James Hutton aus Edinburgh, der die moderne Geologie begründet und schon bald zeigen wird, dass die Welt älter sein muss als die rund 6000 Jahre, die Theologen anhand der Bibel errechnet haben.

Oder James Watt, Instrumentenbauer an der Universität Glasgow, der die Dampfmaschine so perfektioniert, dass sie zum Motor der Industriellen Revolution wird.

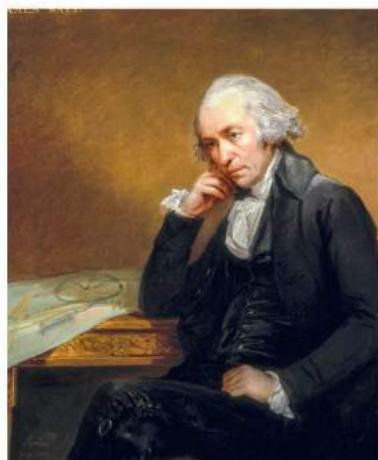
Und eine Vielzahl schottischer Mediziner stellt die Heilkunde auf wissenschaftliche Grundlagen. Einer von ihnen, der bei Glasgow geborene

Arzt John Hunter, gibt das Motto der experimentellen Methode aus: „Nicht denken, ausprobieren.“

Indem all diese Beobachtungen, Gedanken und Tausende weitere bei reichlich im Kerzenlicht funkeln dem Rotwein, Sherry, Port und immer öfter Whisky mal hitzig, mal unter schallendem Gelächter erörtert, geprüft, bestritten, verbessert, schließlich publiziert und anschließend von Lesern erneut angegriffen, hin- und hergewendet, weiterentwickelt werden, entfaltet sich eine geistige Dynamik, die immer weitere Kreise zieht und über die Grenzen des Landes hinausdrängt: das abstrakte, revolutionäre, universale Phänomen der schottischen Aufklärung.



Der Geologe James Hutton (1726–1797) beweist: Die Welt ist älter, als die Bibel behauptet



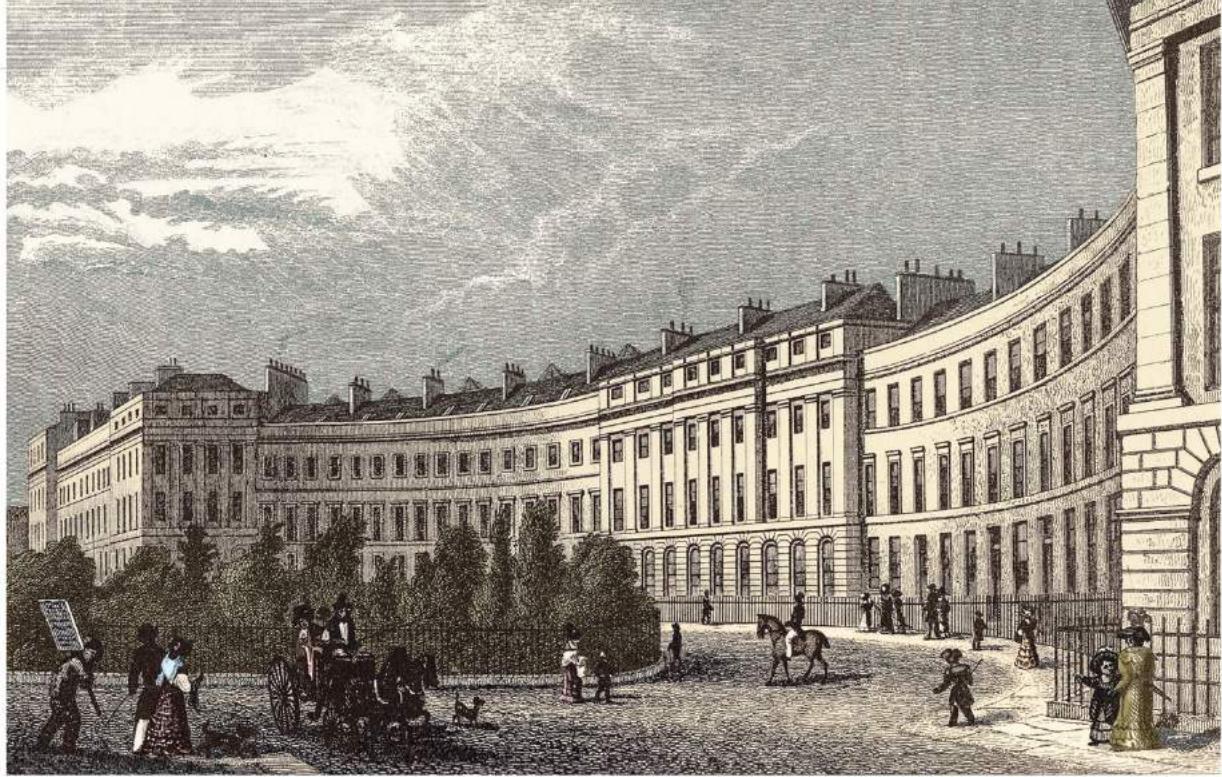
James Watt (1736–1819) optimiert die Dampfmaschine – und befeuert die Industrialisierung

Seinen Ausdruck findet dieser Glaube an die Vernunft nicht zuletzt in mehr als 100 rational geplanten Städten, Vierteln oder Dörfern, die nach und nach in ganz Schottland entstehen. Und die bald schon berühmteste Anlage dieser Art schafft sich das eng gestapelte, höllisch stinkende Felsennest Edinburgh selbst, einen Steinwurf weit nördlich der alten Stadtgrenze: jene New Town, in die Schottlands profiliertester Denker David Hume 1771 umzieht.

Kokett wie so oft, begründet Hume seinen Umzug allerdings damit, in der geräumigeren Behausung sei es einfacher, „mein großes Talent zum Kochen vorzuführen – jener Wissenschaft, der ich die verbleibenden Jahre meines Lebens hinzugeben gedenke“.

Zunehmend korpulent, bekenntlicher Vielfraß, bewirkt der Gelehrte hier Freunde und Gäste von weiter, darunter den Erfinder, Politiker und Revolutionär Benjamin Franklin aus Britanniens amerikanischen Kolonien. Längst ist der Philosoph und Historiker eine Berühmtheit. Eine Freundin malt an den Giebel seines Hauses das erdachte Straßenschild „St David Street“, Straße zum heiligen David. Der Name bleibt.

Im Frühling 1775 aber beginnt Hume an Koliken zu leiden, verliert bei Anfällen von Diarröhö viel Blut. Der gewaltige Mann schwindet dahin. Als die Krankheit über das Jahr schlummer wird, lässt Hume den Arzt wissen, seine Mutter habe



Im alten Edinburgh sind die Außenwände aus Backstein, geschwärzt vom Ruß unzähliger Schornsteine. In der New Town hingegen werden sämtliche Fassaden aus hellem Sandstein gebaut – dieses Material haben die Stadtplaner festgelegt. So lässt sich bereits an der Mauerfarbe ablesen, dass das neue Viertel anders ist, moderner, lebenswerter

die gleichen Beschwerden gehabt und sei daran gestorben; es gehe also aufs Ende zu.

Dabei bleibt er von großer, ja heiterer Gelassenheit. Als ihn im Sommer 1776 auf dem Totenbett ein Freund doch noch vom Glauben überzeugen will, antwortet Hume, es sei eine „höchst unvernünftige Schrulle, dass wir für immer existieren sollten“. Und zu Adam Smith bemerkt er, er habe alles getan, was er sich im Leben vorgenommen habe, sei also völlig zufrieden.

Am 25. August 1776 stirbt David Hume im Einklang mit sich und der Welt, weitgehend ohne Schmerzen. Bei seiner Beerdigung vier Tage später regnet es in Strömen. Dennoch begleitet eine große Menge den Sarg zum Friedhof Old Calton, um dem vielleicht bedeutendsten aller schottischen Aufklärer die letzte Ehre zu erweisen.

Im gleichen Jahr veröffentlicht Humes Freund Adam Smith sein grundstürzendes, für alles weitere Nachdenken über Ökonomie fundamentales Werk „Der Wohlstand der Nationen“.

Und in Nordamerika sagen sich Britanniens Kolonien vom Mutterland los.

Neun Jahre später entwirft einer der amerikanischen Revolutionäre, James Madison, eine Verfassung für das neue Gemeinwesen, die eine starke, demokratische Zentralregierung vorsieht – und damit gegen die gängige politische Philosophie verstößt. Denn ihr zufolge können freie

Republiken nur in Kleinstaaten bestehen, während sie in einer großen Nation zwangsläufig zur Tyrannis verkommen.

James Madison aber meint nach sorgfältiger Lektüre der einschlägigen Schriften ein Rezept gefunden zu haben, wie sich eine Despotie verhindern und trotzdem eine starke Union bilden lässt: Seine Verfassung verteilt die Macht gezielt auf rivalisierende Ebenen, Träger und Interessen, die sich aus Ehrgeiz und Egoismus gegenseitig blockieren.

Es ist ein Konzept, das er im Wesentlichen einer schmalen Abhandlung aus dem Jahr 1752 entnommen hat.

Der Autor: David Hume, Skeptiker. ●

Dr. Mathias Mesenhöller, Jg. 1969, ist Autor im Team von GEOEPOCHE.

LITERATUREMPFEHLUNGEN

Arthur Herman, „How the Scots Invented the Modern World. The True Story of How Western Europe's Poorest Nation Created Our World and Everything in it“, Broadway Books: gewagte These mit mildem Augenzwinkern, dabei gut erzählt. Mary Cosh, „Edinburgh. The Golden Age“, Birlinn General: mit etwas später liegendem Schwerpunkt, aber beeindruckend umfassende Stadtgeschichte.

Das Wasser des Lebens

Text: JAKOB HAUSMANN

Viele Schotten trinken den Schnaps aus Gerste, den sie »Wasser des Lebens« nennen, täglich ab der Mittagszeit. Wegen hoher Steuern stellen Whiskybrenner ihn im 18. Jahrhundert größtenteils illegal her. Und das Versteckspiel zwischen Schmugglern und Staat eskaliert zum tödlichen Wettstreit



Kritisch beäugt ein Mönch das fröhliche Gelage: Whisky wird im 18. Jahrhundert zum beliebtesten Getränk der Schotten. Als der Staat dessen Herstellung mit Gesetzen einschränkt, wehren sie sich mit Gewalt

B

Es gibt Schotten, die sagen, sie schmeckten den Westwind im Whisky. Andere sagen, es sei nicht der Westwind, es sei der Rauch des offenen Torffeuers, mit dem die Gerste getrocknet werde. Wieder andere sagen, es sei das Salz des Meeres, das man auf der Zunge spüre. Denn auf einer Insel im Westen lassen sie den Whisky in Hallen reifen, um die der Seewind weht und an deren Mauern bei Flut der Atlantik brandet.

Whisky kann nussig oder butterig schmecken, an Himbeeren oder Grünekohl erinnern, an Ananas oder Vanille, Karamell, Leder, Tabak, sogar an Schweiß und Löschpapier.

Aber kein Schotte trinkt ihn wegen seiner Himbeernoten – Whisky, das ist sein Land: gemälztes, destilliertes, jahrelang in Eichenfässern gelagertes, in Flaschen abgefülltes, konzentriertes Schottland. „Mit Whisky trotzen wir dem Satan“, schreibt der schottische Nationaldichter Robert Burns um 1791. Und wer dieser Satan ist, das glauben viele seiner Mitmenschen zu Beginn des 19. Jahrhunderts genau zu wissen: der Staat – ihr Gegner im Whiskykrieg.

Am Morgen des 6. Februar 1827, gegen 9.00 Uhr, sattelt Donald McKenzie sein Pferd und reitet in den Cabrach, eine abgelegene Gegend der Highlands, nordwestlich von Aberdeen, dünn besiedelt, wild, gesetzlos.

McKenzie ist Steuereintreiber König Georgs IV.; zu seinem Schutz begleiten ihn elf Bewaffnete. Sechs der Männer tragen Musketen, die anderen schwere Säbel mit breiter Klinge. Sie brauchen die Waffen, denn McKenzie sucht nach unversteuertem Whisky – und Cabrach,

sein Ziel, ist das Land der Schwarzbrenner und Schmuggler.

Ein guter Fahnder kann in jenen Jahren in einem Berufsleben mehrere Hundert Destillen lahmlegen, Tausende Gallonen Whisky konfiszieren, Dutzende Pferde, Wagen und Gerätschaften beschlagnahmen und Schwarzbrenner verhaften.

Das macht ihn hier im Cabrach zum Feind. Denn die Braugerste in der Gegend wächst gut, große Moore bieten Torf als Brennmaterial, viele Flüsse mit Wasser zum Maischen rauschen in den Tälern – kurz: Alles ist da, was ein Mann zum Herstellen von Whisky braucht. Doch viele hier wollen keine Steuern zahlen für ihren Brand.

McKenzie späht nach dem Rauch von Feuern, sucht nach den Spuren von Ponys, die Fässer in die Städte des Südens tragen, nach verborgenen Hütten und Höhlen, groß genug, um kupferne Brennblasen und Bottiche voll gewässelter Gerste unterzubringen.

Als seine Männer den Fluss Dullan überqueren und in die Nähe der Farm von Laggan kommen, ruft ihnen ein Bursche am Straßenrand zu, dass vor ihnen gefährliche Arbeit liege. So jedenfalls steht es später in den Gerichtsprotokollen.

McKenzie, ein erfahrener Beamter, befiehlt seinen Leuten, weiterzureiten und die Worte des Mannes zu ignorieren. Wenig später warnt sie ein kleines Mädchen, sie sollten besser umdrehen, Männer würden im Wald auf sie warten.

Sie setzen ihren Weg dennoch fort, doch diesmal wäre es besser gewesen, sie hätten kehrtgemacht.

Wenig später krachen Musketschüsse in der Nähe, McKenzie hört die Projektile an seinen Ohren vorbeifliegen. Die Pferde scheuen, einige seiner Männer wollen umkehren, sie fürchten sich. Der Beamte aber bringt sein Pferd unter Kontrolle und führt den Vorstoß weiter voran, er hofft, dass er die Schützen auf dem Flügel umreiten kann.

Nur drei seiner Leute, darunter ein Mann namens Peter McIntyre, haben den Mut, ihn zu begleiten.

Sechs oder sieben weitere Schüsse ertönen, verfehlten die Pferde so knapp, dass die Erde um ihre Hufe aufspritzt.

McKenzies Ross, verängstigt, bäumt sich auf, der Steuereintreiber fällt herunter, glaubt kurz, er sei verletzt, erhebt sich aber unversehrt wieder. Zwei seiner Begleiter fliehen.

Hinter ihm ruft Peter McIntyre: „Ich bin getroffen!“ Eine Kugel hat ihn auf der rechten Seite erwischt, seinen Körper durchschlagen und ist aus der Leiste wieder ausgetreten.

McKenzie beobachtet entsetzt, wie der Reiter seine Arme in die Luft wirft und zu Boden sinkt. Fassungslos brüllt er in die Richtung der Angreifer: „Um Gottes willen! Lasst ab! Ihr habt einen Mann erschossen!“

Oft werden Regierungsvertreter beschimpft und bedroht, auch verprügelt, das ist Teil ihrer Arbeit. Aber in den letzten Jahren ist der Konflikt um Whisky eskaliert, und nun scheuen die Brenner offenbar auch vor Mord an Dienern der Krone nicht zurück.



Im Unterholz vor ihnen stehen etwa 20 Männer, und jetzt legen sie zur dritten Salve an.

Was ist das für ein Trank, den sie im Schottland das „Wasser des Lebens“ nennen? Wieso sind Männer bereit, dafür zu töten? Was ist das für ein Brand, der Rebellionen auslöst, Kriege finanziert und Pocken heilen soll, der durch den Winter hilft, Schmerzen vergessen lässt und die Angst besiegt, der Dichtern Erleuchtung bringt und

den Hungrigen ihre Ernte stiehlt, der sich der Macht von Königen entzieht und dessen Herstellung doch der ärmste Kuhhirte beherrscht?

Wie wurde ein Gebräu aus Gerste und Wasser zum Inbegriff der schottischen Identität?

Whisky ist das Werk muslimischer Ketzer und christlicher Mönche. Abu Bakr Muhammad ibn Zakariya ar-Razi, ein persischer Arzt des 9. Jahrhunderts, ist einer der Ersten, die das Geheimnis der Alkoholdestillation entschlüsseln.

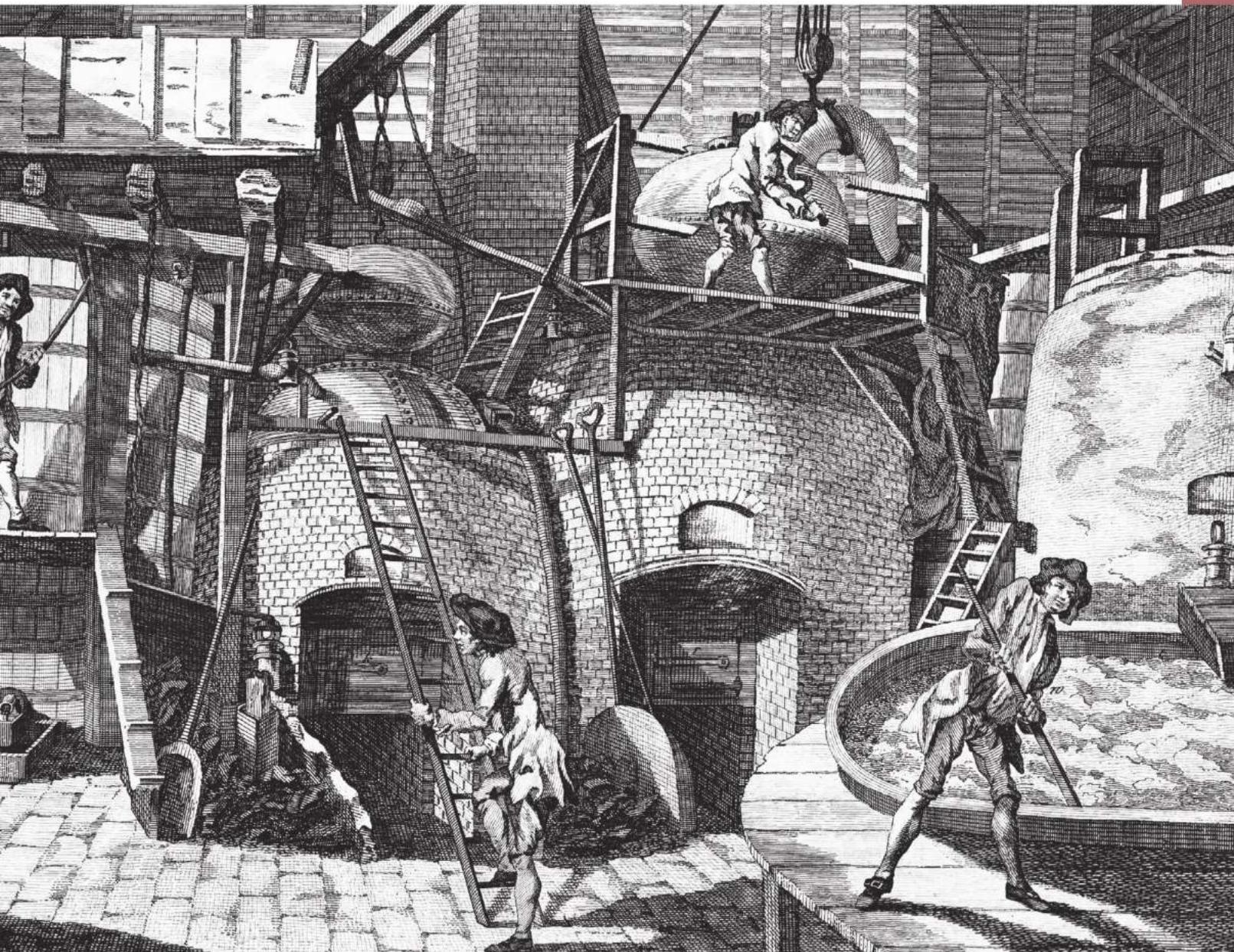
Der Universalgelehrte leitet ein Krankenhaus, beschreibt in seinen Arbeiten unter anderem die Masern, kritisiert den Koran als widersprüchlich – und

kocht vergorenen Traubensaft, um den Dampf aufzufangen und daraus eine klare, farblose und brennend schmeckende, leicht entzündliche Flüssigkeit zu gewinnen: einen Weinbrand mit hohem Alkoholgehalt (oder vielmehr *al-kuhl*, ein arabisches Wort für Essenz).

In seinem „Buch der Geheimnisse“ beschreibt ar-Razi alle benötigten Apparate, unter anderem Destillierblase, Kolben und Ofen. Den Alkohol nutzt er wohl zum Desinfizieren von Wunden.

Gut drei Jahrhunderte später werden arabische Werke über die Kunst des

Eine Destillerie: Gerste wird eingeweicht und so zum Keimen gebracht. Dann getrocknet, gemahlen, mit Wasser gemischt (u. r.). Dabei austretender Zucker vergärt zu Alkohol, eine Art Bier entsteht. Die Brenner kochen es, fangen den Dampf auf, lassen ihn abkühlen – und erhalten eine Flüssigkeit mit hohem Alkoholgehalt: Whisky





Zahlreiche Brennereien stehen in einer Gegend, in der Gerste gedeiht, ein Fluss den Wasserbedarf deckt – und Moore nicht fern sind. Dort gestochener Torf befeuert die Öfen, deren Hitze die Destillation in Gang setzt.

In den großen runden Bütten kondensiert der dabei entstehende Dampf und wird zu Schnaps

Destillierens, darunter jene ar-Razis, ins Lateinische übersetzt und in Europa gelesen: etwa vom Hofastrologen des Stauferkaisers Friedrich II., aber auch von Roger Bacon, einem Franziskanermönch und Philosophen, der im 13. Jahrhundert in Oxford arabische Schriften studiert.

Um diese Zeit verbreitet sich in Britannien allmählich das Wissen um die Destillation. Roger Bacon ist der Erste, der nachweislich für diese aus Weintrauben gewonnenen Brände jenen lateinischen Begriff benutzt, aus dem sich später das Wort „Whisky“ entwickeln wird: *aqua vitae* – Wasser des Lebens.

Im 15. Jahrhundert verfügen viele Klöster auf den Britischen Inseln über Destilliergeräte. Das Lebenswasser soll gegen alle erdenklichen Übel helfen, etwa

die Pest, und Vergiftungen kurieren; es sei zudem Aphrodisiakum und Schönheitsmittel. Müden Körpern soll es Kraft geben und verzagten Menschen Mut. Es soll Erkältungen lindern, Kinderkrankheiten wie Magenkoliken, Pocken und Lähmungen heilen, sogar das Leben verlängern und die Jugend bewahren.

Doch zu Whisky wird das Wasser des Lebens erst in den entlegenen Winkel Britanniens. Da Weintrauben hoch im Norden nicht wachsen, nutzen Mönche Gerste, aus der sie auch Bier brauen.

Die Körner werden zunächst gemälzt, also zum Keimen gebracht, und mit Torffeuern getrocknet. Danach wird das Malz zu Schrot gemahlen und in großen Bottichen mit Wasser vermischt. Hierbei löst sich Zucker aus dem Getreide, den Hefe bei der nun folgenden Gärung in Alkohol umwandelt.

So entsteht eine Art Bier, ein Ale, das anschließend mehrmals gekocht und dessen Dampf aufgefangen wird. Destilliertes Bier: Nichts anderes ist Whisky.

Die Gälisch sprechenden Schotten und Iren übersetzen „Wasser des Lebens“ zu *uisge beatha*. Die Engländer wiederum verkürzen und englisieren diese gälischen Wörter zu „Whisky“.

Bis heute streiten Iren und Schotten darum, wer den Whisky erfunden hat. Tatsächlich mögen die Iren zuerst um die Kunst der Destillation gewusst haben. Wer aber als Erster begann, Gerstensud zu brennen und daraus Whisky zu gewinnen, bleibt ungeklärt.

Sicher ist: Die erste erhaltene schriftliche Erwähnung des Getränks in Schottland stammt aus dem Jahr 1494 –

aus der Zeit König Jakobs IV., den die Kunst der Medizin so interessiert, dass er angeblich persönlich Zähne ziehen, ein gebrochenes Bein schienen und Blutegel anbringen kann.

In diesem Jahr verzeichnet das Kasenbuch seines Schatzkanzlers, dass der Mönch John Cor aus einer Abtei westlich von St. Andrews acht *bolls* Malz erhalten solle, etwa 900 Kilogramm, um daraus *aqua vitae* zu machen, eine Menge, die etwa 200 Liter Alkohol ergibt.

Die hochprozentige Flüssigkeit wird in jenen Jahren nicht nur für die Medizin, sondern auch für die Herstellung von Schwarzpulver und Parfüm benutzt, zum Einlegen von Kräutern und Gewürzen. Doch besonders als Stärkung ist der Trank mehr und mehr begehrt, wird nach Operationen verabreicht, nach dem Aderlass oder nach schweren Krankheiten – und häufiger nun auch: zum Feiern.

So überliefert ein Chronist für das Jahr 1531, dass der schottische König Jakob V. bei einem Picknick nach der Jagd neben Ale und Wein zudem *aqua vitae* trinke.

Die Klosterbrüder verkaufen ihre Destillate auch an Laien aus dem einfachen Volk und geben offenbar ebenfalls ihr Wissen weiter. Im 16. Jahrhundert kursieren Rezeptsammlungen, die das Brennen für den Hausgebrauch beschreiben. Das Produkt, so raten sie, solle man löffelweise auf leeren Magen zu sich nehmen. Nun kann man das *aqua vitae* vermutlich auch auf Marktplätzen kaufen.

Im späten 16. Jahrhundert schreibt ein Student aus Cambridge in seiner Reisechronik, die Landbevölkerung trinke sehr viel von dem Lebenswasser, aber auch Gentlemen nähmen reichlich zu sich. Außerdem bemerkt er, dass generell die Schotten „weitaus exzessiver saufen als die Engländer“.

Zu diesem Zeitpunkt scheint Whisky in alle Gesellschaftsschichten vorgedrungen zu sein, zu Königen und Bauern, zu Herren und Hausfrauen.

Im Jahr 1579 stellen Schotten bereits so viel Whisky her, dass das Getreide knapp wird – deshalb verbietet der König

kurzerhand die Destillation. Er selbst will allerdings nicht darauf verzichten: Der Adel erhält eine Ausnahmegenehmigung für den Eigengebrauch.

Wenig später wird das Verbot zwar wieder gelockert, aber in den nächsten zwei Jahrhunderten kommt es immer wieder zu Versuchen, die Whiskyherstellung durch Verbote und Besteuerung zu begrenzen.

Doch in der Regel bewirken diese staatlichen Sanktionen stets das Gegenteil, und so verbreitet sich Whisky nach und nach massenhaft und steigt auf zum schottischen Nationalgetränk. Glücklich sind darüber längst nicht alle.

Im Jahr 1609 stellt ein Bischof fest, dass einer der Hauptgründe für die große Armut, Gewalt und unmenschliche Barbarei auf den westlichen Inseln Schottlands „die große Liebe zum Wasser des Lebens“ sei.

Und als ein Autor 1695 eine Beschreibung der Eilande verfasst, erwähnt er, dass der Trank dort „stark und heiß“ sei, alle Teile des Körpers würde er be-

Tatsächlich erweist sich Whisky aber nicht nur als Trost der Armen, er ist auch eine Möglichkeit, dem rauen Land Gewinn abzutrotzen.

D

Denn zu Beginn des 18. Jahrhunderts ist Schottland eines der rückständigsten Länder Europas. Die Bauern und Tagelöhner leben mit ihrem Vieh unter einem

Dach, ernähren sich von Porridge und Grünkohl, von Honig und Früchten. Schafe und Ziegen verkaufen sie oft schon vor dem Winter in den Süden oder schlachten sie, Heu gibt es kaum, und die Tiere kann man nur mit Mühe durch die Kälte bringen.

Zudem kommt im feuchten, hohen Norden die Ernte spät, und es ist schwierig, das Getreide vor dem Verrotten zu bewahren.

Im Gegensatz zu Weizen oder Roggen ist das Gerstenkorn aufgrund seiner Hülle vor Bakterien gut geschützt. Selbst aus minderwertiger Gerste lässt sich immer noch Whisky herstellen – und der Abfall beim Brennen, die Treber, kann an Tiere verfüttert werden. Zudem lässt sich Whisky jahrelang lagern und ohne großen Aufwand über weite Strecken transportieren.

So zahlen Bauern mit dem Getränk auch ihre Schulden und Pacht, es wird zur Ersatzwährung des Landes.

Als London nach dem Unionvertrag von 1707, der Schottland und England zu Großbritannien zusammenfügt, versucht, die rebellischen Clans im Norden unter seine Kontrolle zu bringen, werden die Steuern auf Whisky erhöht. 1725 treibt die Erhebung einer Abgabe

Die Malzsteuer löst eine REVOLTE aus

treffen; zwei Löffel reichten, und wenn man mehr trinke, müsse man den Atem anhalten, es sei lebensgefährlich.

Zu den Trinkgewohnheiten notiert der Berichterstatter: „Man nennt es *streich*, Runde, denn die Gesellschaft saß im Kreis. Ein Mundschenk füllte die Becher, die alle geleert wurden, gleich welcher Art der Trunk war, ob stark oder schwach. Man trank mitunter 24, ja 48 Stunden ohne Unterlass.“

auf gemälzte Gerste viele Schotten in die offene Revolte. Erst schließen die Brennereien in Edinburgh, dann dringt eine Menschenmenge in das Haus eines Parlamentsabgeordneten in Glasgow ein, Soldaten schießen in die Menge, elf Menschen sterben.

Das Gesetz führt dazu, dass illegaler Whisky (für den keine Steuern bezahlt wurden) zum beliebtesten Getränk in Schottland wird. Wein und Brandy müssen erst importiert werden, mit der Malzsteuer wird das ebenfalls aus Gerste gebraute Ale teurer, die Qualität nimmt ab, und schmuggeln lässt es sich nur mit geringem Gewinn. Whisky dagegen kann im Land selbst hergestellt, leicht versteckt und transportiert werden.

Brennen für den privaten Gebrauch ist zwar weiterhin steuerfrei, solange das Produkt nicht verkauft und die Gerste selbst angebaut wird – ein Vorrecht, von dem die meisten schottischen Farmer Gebrauch machen, um Futter für die Tiere herzustellen und einen Vorrat an Whisky für den Winter anzuregen. Um 1760 vermuten Steuereintreiber, dass private Brennereien zehnmal so viel Whisky produzieren wie kommerzielle.

Zwei Jahrzehnte später werden alle privaten Brennereien verboten und Steuereintreiber ermächtigt, Häuser, Pferde und Wagen zu durchsuchen, Waren und Brenngeräte zu beschlagnahmen. Auf diese Weise sollen die großen, kommerziellen Brennereien geschützt werden, deren Steueraufkommen England braucht, um seine Kriege zu finanzieren, gegen Frankreich, gegen die USA, gegen Holland.

Dieses Gesetz ruft keine öffentlichen Proteste hervor: Es wird ignoriert.

Adam Smith, der später berühmte schottische Ökonom, der in Edinburgh als Zollkommissar arbeitet, sympathisiert in seinem 1776 erschienenen Werk „Der Wohlstand der Nationen“ mit dem archetypischen Schmuggler, der seiner Ansicht nach „in jeder Hinsicht ein taudloser Bürger gewesen wäre, hätten ihn nicht die Landesgesetze zu einer Handlung veranlasst, die von Natur aus nie mals als Delikt aufzufassen wäre“. Je

höher die Steuern, postuliert Smith, umso höher die illegale Produktion.

Und so kommt es. Ende des 18. Jahrhunderts trinken die Bürger von Edinburgh ihren ersten Schluck am Tag zum Mittagessen. Am Nachmittag ist es üblich, dass Ärzte ihre Patienten in Tavernen treffen, genau wie Pfarrer die Mitglieder ihrer Gemeinde oder Anwälte ihre Mandanten, abends trinken die Männer in Gasthäusern weiter.

Zuweilen rutschen die Teilnehmer abendlicher Gelage unter den Tisch und schlafen dort ihren Rausch aus. Bediens-

Kleidern. Und in den abgelegenen Gebieten der Highlands transportieren die Schmuggler ihre Konterbande offen auf Ponys, die auf jeder Seite ein Fass tragen.

Mehr als 100 Jahre lang leisten Schotten aller Klassen auf diese Weise Widerstand gegen die Besteuerung des Whiskys. Und die Schmuggler sind respektierte Bürger, die auf breite Unterstützung zählen können und denen in Kirchen die besten Plätze frei gehalten werden.

Nach und nach aber eskaliert der Kleinkrieg zwischen den illegalen Brennern und den Vertretern des Staates. Schmuggler töten Beamte, bedrohen sie, manchmal entführen die Banden sie sogar und halten sie wochenlang fest, um Schmuggelrouten nicht zu gefährden. Die Pferde der Steuereintreiber werden beschossen, später auch die Männer selbst. Der Konsum von Whisky bleibt jedoch hoch. Selbst König Georg IV. trinkt angeblich am liebsten das Produkt der Brennerei von Glenlivet.

Warnungen kommen immer wieder aus den Reihen der Kirche. Ein Gottesmann schreibt 1794 über die Brenner-Insel Islay, dass es dort keinen Steuereintreiber gebe: „Die Menge an Whisky ist demnach sehr groß, und das Übel, das dem Trinken folgt, ist sehr sichtbar. Dies ist unser Hauptgrund für Armut. Wenn ein Brenner weiß, dass ein armer Mann kein Geld mehr hat, gibt er ihm einen Vorschuss und kauft dafür die Gerste für einen geringeren Preis ab. Dieses Übel, Gerste zu Whisky zu machen, die ganze Familien ernähren könnte, wird hoffentlich bald abgeschafft.“

Im Jahr 1777 gibt es in Edinburgh nur noch acht lizenzierte Brennereien, die Steuern bezahlen; zugleich produzieren dort wohl 400 illegale Destillen, noch weit mehr sind es in den Highlands und auf den Inseln. Und obwohl die Fahnder der Krone in einem Jahr 14 000 illegale Destillen aufzutreiben, herrscht weiterhin kein Mangel an Whisky.

Offenbar erkennt die britische Regierung nun, dass sie den Kampf nicht

Aus Schmugg- lern werden MÖRDER

tete gehen dann umher und lockern ihnen die Kragen und Krawatten, damit die Betrunkenen nicht ersticken.

Die illegalen Whiskybrenner produzieren ihren Stoff nun fast überall: unter Brücken, in Kellern, unter Wohnzimmern, in Uhrentürmen. Kinder und Frauen halten unterdessen Ausschau nach der Polizei. Auf dem Land verrichten sie ihr Handwerk in Tälern, wo man den Rauch nur schwer sehen kann, oder sie graben Tunnel, die den Rauch zu Häusern weiterleiten, deren Schornsteine keinen Verdacht erregen.

Schmuggler organisieren Signalsysteme auf Hügeln, um einander zu warnen, wenn Steuereintreiber kommen. Fässer werden in Gärten vergraben und in hohlen Bäumen versteckt. Whisky wird in Särgen transportiert und auf vorgetäuschten Beerdigungen verkauft.

Lehrer verstecken den Schnaps in ihren Schulen, Frauen in ausladenden

Schwarzhandler transportieren
heimlich gebrannten Whisky, wie hier
übers Meer, um hohen Abgaben
zu entgehen. Im frühen 19. Jahr-
hundert lauern sie staatlichen
Steuereintreibern auf, entführen
sie und töten sie gar



gewinnen kann. Der schottische Herzog von Gordon (auf dessen Land geheime Brennereien stehen) schlägt im Londoner Parlament vor, die legale Herstellung von Whisky zu fördern, indem sie auch für kleinere Destillerien profitabel gemacht wird. 1823 willigen die Abgeordneten ein.

Sie halbieren die Steuern, erklären die Lagerung für steuerfrei, erleichtern den Export. Der Schmuggel nimmt nun stark ab, zu gering ist die Gewinnmarge, als dass sich das kriminelle Geschäft weiterhin lohnen würde. Doch noch lange hält sich das Gerücht, der Whisky der

kleinen, illegalen Brennereien schmecke besser als der der großen, kommerziellen Destillerien.

Zudem verschärft die Regierung die Strafen für noch aktive Schmuggler und Schwarzbrenner. Und so werden die Auseinandersetzungen immer brutaler, denn in manchen Regionen ist weiterhin ein großer Teil der Bevölkerung von den Einnahmen abhängig.

Wer sich nicht dafür entscheidet, sein Geschäft zu legalisieren, stellt sich mit Gewalt gegen die neue Entwicklung. Die Besitzer der neuen legalen Brennereien, oft ehemalige Schmuggler, werden von ihren alten Kollegen bedroht, manche Destillerie wird in Brand gesetzt, und

auch der Krieg mit den Whiskyjägern eskaliert. Und so kommt es 1827, vier Jahre nach der Gesetzesänderung, zu dem Angriff im Cabrach.

Donald McKenzie, der Steuerbeamte, der morgens noch zu einer Routinekontrolle aufgebrochen ist, um illegale Brennereien zu suchen, steht wenig später fassungslos vor dem schwer verwundeten Peter McIntyre.

Zweimal haben die rund 20 Schwarzbrenner bereits auf die Staatsbe-

Um den Tisch sitzen Prostituierte und Freier – und auf dem Tisch stehen Kelche mit Alkohol: Besäufnisse dauern in Schottland bisweilen mehrere Tage, und nach dem letzten Schluck sinken die Betrunkenen auf den Tavernenboden. In manchen Kneipen empfangen Ärzte ihre Patienten und Pfarrer die Gläubigen



diensteten abgedrückt. Verzweifelt bittet McKenzie die Truppe im Unterholz vor sich um Gnade, mit dem Ruf: „Um Gottes willen! Lasst ab!“ Doch anstatt abzulassen, legen die Angreifer ein drittes Mal an und feuern. Einer aus der Menge ruft: „Erschießt sie alle, die Bastarde!“

McKenzie schafft es mit letzter Kraft über ein Moor in ein nahe gelegenes Gehöft, den verwundeten McIntyre schleppt er unter Beschuss mit sich.

Kurz darauf haben die Angreifer die Farm umzingelt und drohen, das Haus mit den Steuereintreibern darin in Brand zu setzen.

Doch es bleibt bei der Drohung. Wenig später ziehen die Männer sich zurück. Es sind Leute aus der Gegend,

unter ihnen James und William Gordon. Vermutlich war ihre Aktion hastig geplant, nur die Wut über die Staatsgewalt ließ sie zur Waffe greifen. Ein Blutbad wollten sie wohl nicht anrichten.

Und kurzfristig haben sie ihr Ziel erreicht: Der Whiskyjäger McKenzie bricht die Suchaktion ab und kehrt zurück. Doch die Zeiten, als Schmuggel und Schwarzbrennerei noch als Kavaliersdelikt angesehen wurden, als heroische Tat gegen das Königreich, sind vorbei. Die Unterstützung aus dem Volk schwindet, immer häufiger wenden sich schottische Landbesitzer und Geschäftsleute gegen Schmuggler.

Die einstigen Whisky-Rebellen gelten nun als einfache Kriminelle.

lernt (siehe Seite 132), verbreitet sich der Getreidebrand über die Welt.

Fässer aus Schottland werden ins British Empire exportiert, auf die Bahamas und nach Ägypten, nach Indien, Australien und Neuseeland.

Die Produktion destillierter alkoholischer Getränke steigt zwischen 1800 und 1900 um das 13-Fache auf rund 80 Millionen Liter im Jahr. Und so verdanken die schottischen Brenner den weltweiten Siegeszug des Whiskys vor allem den globalen Handelswegen ausgerechnet jenes Landes, das über Jahrhunderte der ärgste Feind war: England.

In Schottland dagegen besiegt der Trank im 19. Jahrhundert nicht nur Verträge; er wird zur Geburt verschenkt, zwei Flaschen für einen Sohn, eine für eine Tochter. Die Nacht vor einer Beerdigung wird dem Trinken gewidmet, auf dem Friedhof wird den Sargträgern und jedem Besucher ein Glas angeboten, genau wie jedem Gast in der folgenden sechswöchigen Trauerzeit.

Geburt und Tod, beides wird von den Schotten mit Whisky gewürdigt.

Nur eines erinnert noch an den Kampf um den Trank des Lebens: Viele der Brennereien, die heute noch genutzt werden, entstanden einst an den alten Standorten von Schmugglern, an kleinen Flüssen und Torfmooren, in abgelegenen Wäldern und an den Küsten der Inseln, auf Islay und am Lauf des Spey, auf den Orkneys und am Lochnagar.

Doch nie wieder, so sagen manche Kenner, gab es Männer, die so viel über ihr Land und seine Geheimnisse wussten – und über die Kunst, schottischen Whisky herzustellen – wie die Schwarzbrenner der alten Tage. ■

Fünf Monate später sagen zwei der an dem Angriff auf die Whiskyjäger Beteiligten freiwillig vor dem Hohen Gericht in Edinburgh aus – vielleicht weil sie glauben, so eine geringere Strafe erwarten zu können. Tatsächlich aber werden sie für den Rest ihres Lebens in eine Strafkolonie nach Australien geschickt.

Die anderen Täter (die untergetaucht sind) werden vom Hohen Gericht für geächtet erklärt. Damit sind sie aller Besitztümer entbunden und aus der bürgerlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, niemand darf ihnen Zuflucht gewähren, ohne zu befürchten, die gleiche Strafe zu erleiden.

Die harte Rechtsprechung (verbunden mit der liberalen Gesetzgebung) zeigt ihre Wirkung. Bereits 1830 berichtet ein Steuerbeamter, in den meisten Teilen des Landes gebe es keine illegale Brennerei mehr.

Als der englische Adel in jener Zeit Schottland als Urlaubsdomizil und seine Liebe zu – echten oder vermeintlichen – schottischen Traditionen entdeckt, darunter auch Königin Viktoria, die dort den Whisky vom Lochnagar schätzen

Jakob Hausmann, Jg. 1972, trank für seine Recherche einen 30-jährigen Lagavulin und verstand danach besser den Eifer der schottischen Brenner und ihrer Kunden.

LITERATUREMPFEHLUNG

Charles MacLean, „*Malt Whisky: The Complete Guide*“, Lomond Books: Einer der führenden Whisky-Experten Schottlands schreibt über Geschichte, Geschmack, Destillerien und last but not least seine Heimat. Sehr schottisch und sehr fundiert.



R

WOHLTÄTER UND MENSCHENFREUND

12 000 Spindeln, mehr als 1000 Angestellte: Keine schottische Baumwollspinnerei ist um 1795 so groß wie die des David Dale. Und im Gegensatz zu anderen Unternehmern jener Zeit, die ihre Arbeiter rücksichtslos ausbeuten, ermöglicht er ihnen ein menschenwürdiges Leben

Text: FELIX BOHR

Dr besitzt die größte Baumwollspinnerei Großbritanniens, und sie ist so fortschrittlich, dass um 1795 selbst Amerikaner nach Schottland reisen, um sie zu bestaunen. 12 000 Spindeln drehen sich in der Fabrik des Industriellen David Dale, angetrieben von Wasserrädern des Clyde.

Noch etwas zeichnet die Spinnerei aus: ihre Arbeitsbedingungen. Während Werktätige anderswo in Großbritannien im 24-Stunden-Schichtsystem oft bis zur Erschöpfung schuften, ist Nacharbeit hier fast abgeschafft. Zudem bekommen die auf dem Fabrikgelände lebenden Beschäftigten täglich Haferbrei, Gerstenbrot, Käse oder Fleisch zu essen.

David Dale ist einer der bedeutendsten Pioniere der Industriellen Revolution – und er kennt die Armut.

Geboren wird er 1739 als Sohn eines Krämers. Die kargen Felder seiner südschottischen Heimat werfen kaum etwas ab, immer wieder herrscht Hunger. Schon als Kind hütet David Vieh, um zum Unterhalt der Familie beizutragen. Später macht er eine Lehre zum Weber, zieht nach Glasgow und wird Garnhändler. In der Hafenmetropole, die durch den Import amerikanischen Tabaks reich geworden ist, findet der Kaufmann schnell Kunden. Er verdient ein Vermögen, heiratet eine Bankierstochter, steigt auf in die Elite der Stadt.

In jenen Jahren beginnt auf der Insel die Industrielle Revolution. Einer ihrer Pioniere ist der englische Perückenmacher Richard Arkwright. 1769 hat Arkwright eine Spinnmaschine patentierte, die von Schaufeln einer Wassermühle betrieben wird und nicht mehr von Menschenkraft – was die Produktivität ungemein erhöht.

Ausgerechnet das karge Schottland ist für moderne Textilfabriken gut geeignet: Denn im Hafen von Glasgow wird auch Baumwolle, vor allem aus den USA und von den Westindischen Inseln, gelöscht. Zudem gibt es im Land viele Flüsse, deren Kraft die neuartigen Maschinen antreiben kann.

Schnell wandelt sich das Land von einer Nation der Bauern und Viehzüchter in eine der Arbeiter und Industriellen. Neben Textilfabriken entstehen auch Kohleminen und Eisenhütten. Die armen Bewohner der Highlands strömen in die Städte, um Anstellung zu finden.

David Dale investiert früh in die Baumwollverarbeitung. 1784 beschließt er gemeinsam mit Arkwright, eine Spinnerei aufzubauen. Schon zwei Jahre später eröffnet die erste Mühle. Im selben Jahr verlässt Arkwright das Geschäft, wohl aus gesundheitlichen Gründen.

Im Jahr 1793 arbeiten bereits mehr als 1000 Angestellte in der Fabrik, die meisten sind Kinder, häufig Waisen aus

Glasgow – billige Arbeitskräfte. Zugleich aber sieht es der fromme Dale als seine Christenpflicht, den Kindern ein menschenwürdiges Leben zu geben. Und so tragen sie immerhin saubere Kleidung und Schuhe, wohnen in gepflegten Häusern, werden unterrichtet.

David Dale stirbt 1806, Hunderte Trauernde erweisen ihm bei der Beerdigung die letzte Ehre. Sein Ziel, Massenware unter menschenwürdigen Bedingungen zu produzieren, wird von seinem Schwiegersohn fortgeführt, der die Beschäftigung von Kindern unter zehn Jahren beendet und eine Krankenversicherung schafft.

Im Rest des Landes herrschen dagegen nach wie vor andere Verhältnisse. Denn obwohl Schottland zu einem europäischen Wirtschaftszentrum aufsteigt, in dem massenhaft Kohle abgebaut wird und Dampfer konstruiert werden, verbessern sich die Arbeitsbedingungen des Industrieproletariats nur langsam.

Während sich am Ende des 19. Jahrhunderts die Menschen in den Elendsquartieren der überbevölkerten Städte drängen, lassen sich einflussreiche Theoretiker wie Karl Marx von Dales Firma inspirieren. Für die Köpfe der nun immer stärker werdenden Arbeiterbewegung gilt die Fabrik am Ufer des Clyde noch lange nach dem Tod des Fabrikanten als strahlendes Symbol der Menschlichkeit. ■



Dank Unternehmern wie David Dale (1739–1806) wird Schottland zu einem der Wirtschaftszentren Europas. Erfolgreich setzt er in seiner Fabrik ab 1786 Baumwollspinnmaschinen ein, die statt mit Muskelkraft durch Wassermühlen angetrieben werden. Vor allem Kinder arbeiten für ihn – darunter Waisen aus Glasgow

Auf den Spuren der Vergangenheit.

Spannende Reisen durch die Geschichte: Jetzt GEO EPOCHE lesen oder verschenken!

“ GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

Herzlichst
Ihr



“



Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE



The image shows the cover of the magazine 'GEO EPOCHE' (Issue 84) and a DVD case for the same issue. The magazine cover features a dramatic landscape of a cloudy sky over a body of water. The title 'GEO EPOCHE' is at the top, followed by 'SCHOTTLAND' and 'Die Geschichte hinter den Mythen'. Below the title is the Scottish Saltire flag. The DVD case shows a portrait of a man in historical armor, identified as King Robert the Bruce. Text on the DVD case includes 'KRIEGER, CLANS', 'Macbeth: Der vermeintliche Schurke / William Wallace: Rob Roy: Rebell des Hochlands / Whisky: Die', 'KAMPF UM DIE FREIHEIT', and 'Die Schlacht von Bannockburn (1314)'. A DVD disc is shown to the right of the case.

IHRE Abovorteile

- 1. Wunsch-Prämie**
Zur Begrüßung als Dankeschön.
- 2. Jederzeit kündbar**
Nach Ablauf des 1. Jahres.
- 3. Bequem**
Portofreie Lieferung nach Hause.
- 4. Wahlweise mit DVD**
Auf Wunsch mit passender DVD zum Heftthema.

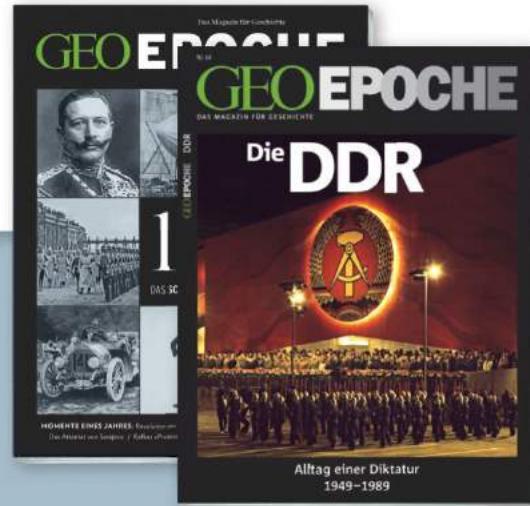


2. Bluetooth-Lautsprecher „Cuboid“

Genießen Sie kabellos Ihre Lieblingsmusik.

- Für Smartphones, Tablets etc. mit Bluetooth
- USB-Anschluss und Slot für microSD-Karten
- Maße: ca. 10,8x5,4x3,6 cm; Farbe: Schwarz

Zuzahlung: nur 1,- €



3. GEO EPOCHE-Bestseller

Geschichtsträchtiges Wissen erleben.

- „Die DDR“ – Alltag im Arbeiter-und-Bauern-Staat
- „1914“ – Das Schicksalsjahr des 20. Jahrhunderts

Ohne Zuzahlung



PRÄMIE
zur Wahl



4. BRESSER Taschenfernglas

Im handlichen Taschenformat.

- 10-fache Vergrößerung, Dachkant-Optik und Oberfläche mit Gummierung
- Maße: ca. 10,5x11x3 cm; Gewicht: ca. 25 g

Zuzahlung: nur 1,- €

5. BERGMANN Uhr „Cor Copper“, schwarz

Edles zeitloses Design für jeden Anlass.

- Kupferfarbene Zeiger und Ziffern
- Qualitätsquarzwerk und Wildleder-Armband
- Gehäusedurchmesser: ca. 36 mm

Zuzahlung: nur 1,- €

1 Jahr GEO EPOCHE für nur 60,- € bestellen – Karte abschicken oder

per Telefon (bitte die gewünschte Bestell-Nr. von der Kartenrückseite angeben):

online mit noch mehr Angeboten:

+49 (0)40/5555 89 90

www.geo-epoch.de/abo

VICTORIA'S



Viktoria schwärmt
seit ihrer Kindheit von
Schottland. Und noch
im hohen Alter reist sie
immer wieder dorthin

SECRET

Königin Viktoria herrscht über das größte Reich auf Erden. Doch die liebste Provinz im riesigen British Empire ist ihr das benachbarte Schottland. In den Highlands lässt sich die Queen ein Schloss als Sommerresidenz erbauen, zelebriert vermeintlich urschottische Folklore – und unterhält als Witwe ein fragwürdiges Verhältnis zu einem einheimischen Diener

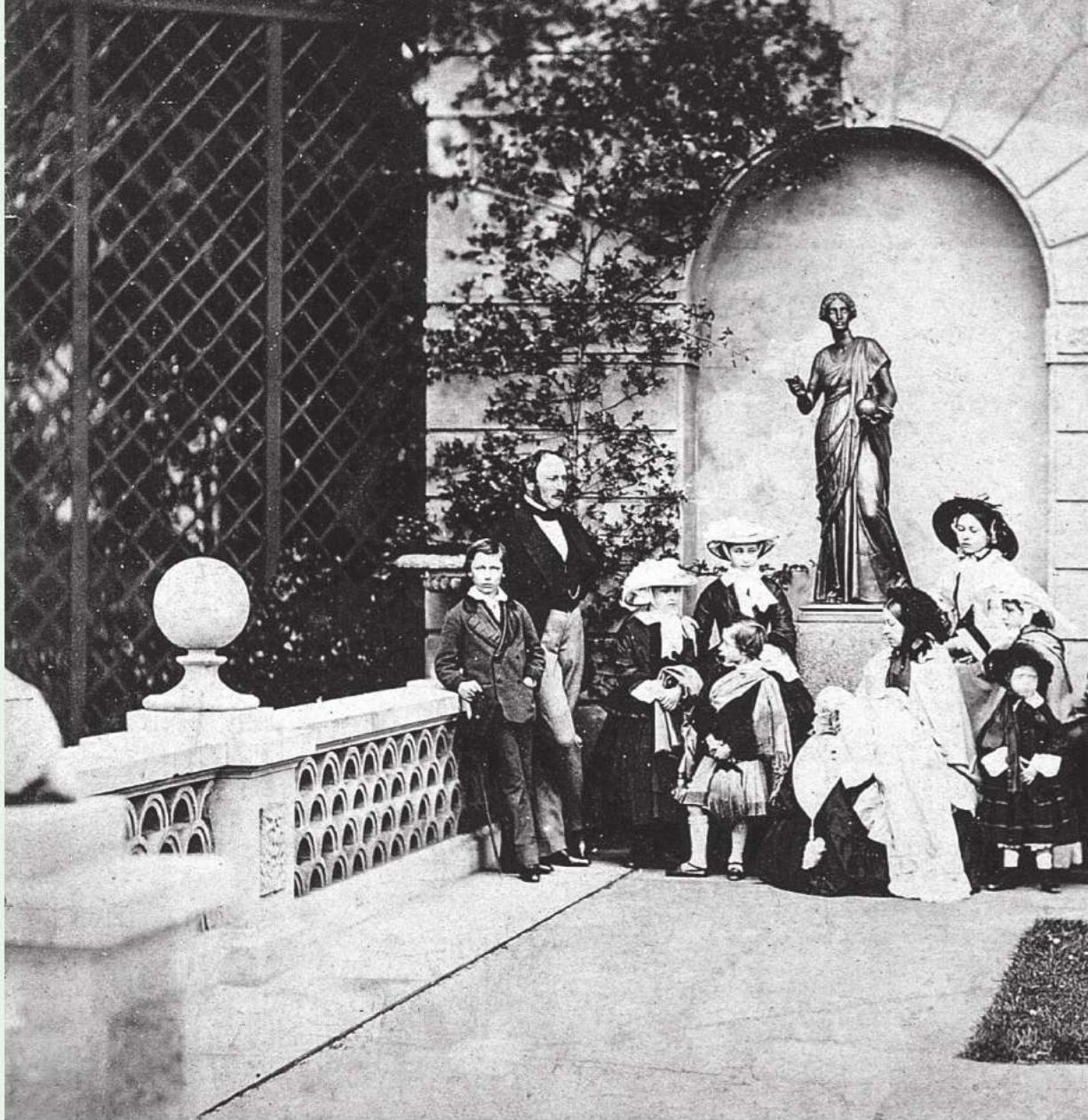
Text: JÖRG-UWE ALBIG



Zinnen und Türme wie bei einer Ritterburg zieren Balmoral, das 1856 vollendete schottische Schloss der Royals

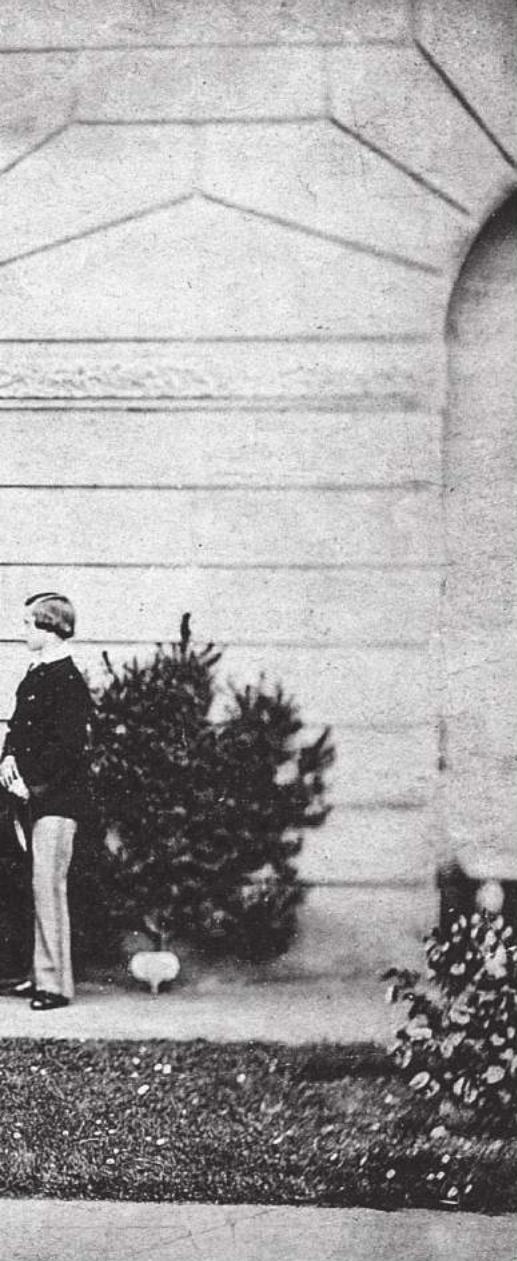
Die Royal Family

1857: Auf dem
Schoß hält Viktoria
Beatrice, das neunte
Kind, das sie mit
ihrem Ehemann
Prinz Albert (l.) hat



Das Herrscherpaar
lässt das bestehende
Herrenhaus von
Balmoral abreißen
und aus weißem
Granit ein neues
Schloss errichten





Jagdtrophäen schmücken die Wände des Ballsaals – und Plaids mit Tartanmuster, das überall im Schloss Vorhänge und Tapeten ziert

M

Manchmal blasen sie schon morgens um sechs. Manchmal blasen sie zu dritt, manchmal zu neunt, manchmal bläst einer allein. Sie blasen zum Frühstück, sie blasen den Morgen hindurch, sie blasen zum Lunch. Sie blasen zu Aufbruch und Heimkehr, sie blasen am Nachmittag, sie blasen zum Dinner. Und nach der Mahlzeit blasen sie zum Tanz.

Die Königin kann gar nicht genug bekommen von den Klängen des Dudelsacks. Hin und wieder schlägt sie mit Händen und Füßen den Takt – „im echten Hochland-Stil“, wie ein Zeuge anerkennend bemerkt. Und so begeistert ist sie von den schrillen, klagenden Tönen, dass sie gleich nach dem ersten Besuch in Schottland einen Leib-Sackpfeifer namens Angus MacKay engagiert: Sie habe, erklärt die Königin, „den Dudelsack sehr lieb gewonnen“.

1848 haben Königin Viktoria und ihr Gatte Prinz Albert das Schloss Balmoral in den Highlands, knapp 80 Kilometer westlich von Aberdeen, als Residenz gepachtet – und vier Jahre später gekauft. Sie haben es abgerissen und ein neues gebaut, so wie es in ihre Idee von Schottland passt: einen trutzigen Traum aus Türmen, Erkern und Zinnen.

Seither kommen die Dudelsackpfeifer nicht mehr zur Ruhe. Mit voller Kraft spielen sie, ob Staatsgäste zu Besuch sind oder die Gelehrten der British Association. Und manchmal folgen sie dem Königspaar in die Natur, die Viktoria und Albert so am Herzen liegen – zur Bootspartie auf dem Loch Muick, vorbei an steilen Hügeln, an Bergbächen, Schluchten, Talkesseln, an Erlen und Ebereschen, deren Zweige im Wasser hängen.

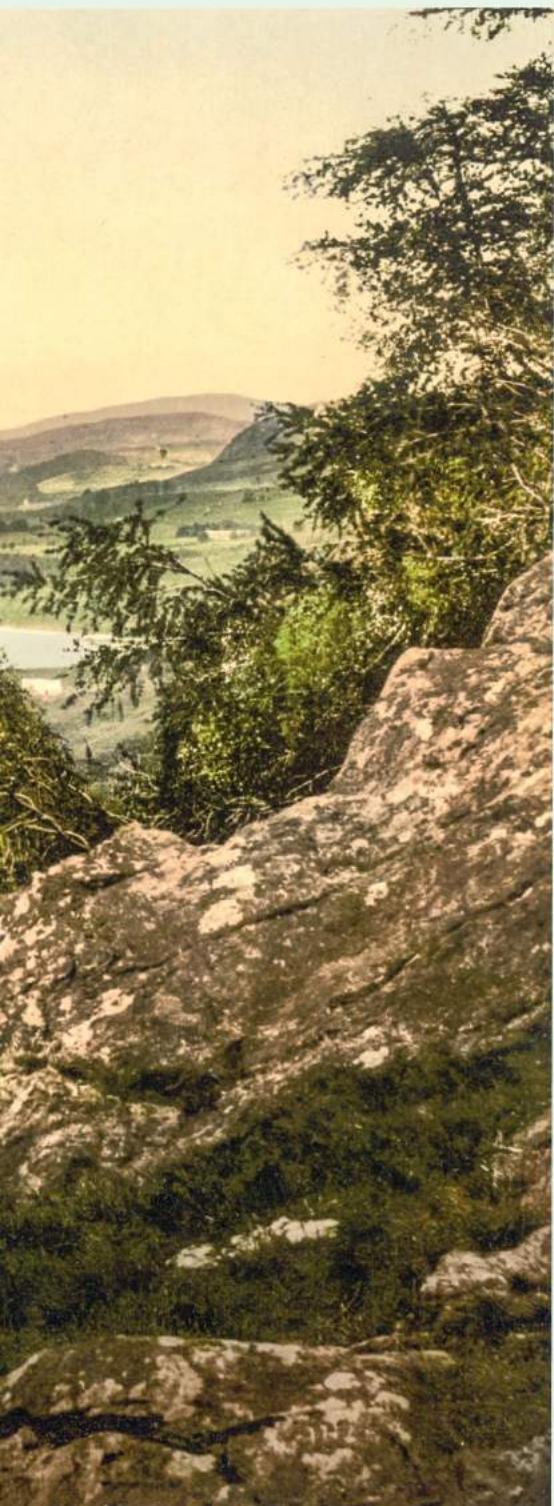
Und wenn dann der Mond aufgeht und endlich der Dudelsack ertönt, „um die Schönheit, Poesie und Wildheit der Szenerie zu steigern“, wie Viktoria bezaubert notiert, dann kommt der Königin wohl ein Vers ihres Lieblingsdichters in den Sinn, des Schotten Sir Walter Scott: „Lauter und lauter erklang der stolze *pibroch*“ – die Musik des Dudelsacks.

Diese „Wildheit“, von der die Queen so schwärmt, findet das Königspaar ja nicht nur in der schottischen Landschaft. Nicht nur auf den endlosen Flächen aus Moos und Moor, auf den zerklüfteten Felsrücken, in den Gipfeln der Cairngorm-Berge am Horizont, wo sich arktische Kargheit ausdehnt. Nicht nur beim Wandern und Jagen, beim Zeichnen in unverfälschter Natur oder beim Ausritt auf den stämmigen Hochland-Ponys. Sondern auch in den Bräuchen dieser Schotten, die dem Prinzgemahl so viel „natürlicher“ vorkommen als die Engländer. In dieser fremden „Rasse“, die Viktoria hier vorzufinden glaubt. In dem „ganz anderen Charakter“, den sie in ihr zu erkennen meint.

Jetzt, um 1850, herrscht England über das größte Kolonialreich aller Zeiten. Viktoria ist ein Kind dieses Empire – und seine Galionsfigur. Zur Londoner Weltausstellung, die sie voll Stolz eröffnet, schmückt sich das Land mit der exotischen Kultur der Unterworfenen: Hindu-Göttern aus Gold und Silber, afrikanischen Fetischen, Maori-Häusern, einer Indianerhütte aus Trinidad.



Der Aussichtspunkt
Queen's View am
Loch Tummel, einem
von Zehntausenden
Süßwasserseen in
Schottland



Und so ist es kein Wunder, dass die Königin einen solchen besitzergreifenden Blick auch auf ihre armen Untertanen im Norden wirft, die ja erst seit 1707 zum Reich gehören – einen Blick im Geist des „internen Kolonialismus“, wie der amerikanische Soziologe Michael Hechter später das Verhältnis Englands zu den übrigen Nationen des Königreichs definieren wird.

Der koloniale Blick: Das ist ein Blick, in dem sich, so wird etwa der Literaturwissenschaftler Edward W. Said in einer Studie über den „Orientalismus“ darlegen, Begeisterung und Herablassung mischen, Verachtung und Begehrten. Ein Blick, der den Kolonisierten zum grundsätzlich *Anderen* macht – zum Träger faszinierender, aber unüberbrückbarer Fremdheit.

Die Schotten fügen sich in diesen Blick. Werfen sich für die Majestäten in ihre Kilts, tragen ihre farbenprächtigsten Tartanmuster zur Schau, präsentieren urwüchsige Streitläufe. Sie stoßen Steine, schleudern Baumstämme durch die Luft und rennen um die Wette hügelauf und hügelab, wie es ihre Vorfahren angeblich schon seit dem 11. Jahrhundert tun. Sie tanzen mit Fackeln und über gekreuzten Schwertern, stoßen dabei urige Rufe aus: „Nis! Nis! Nis!“

Und Viktoria ist gerührt vom „Pittoresken der Kleidung“, von den „romantischen“ Bräuchen. Es sei, notiert sie, „als empfinge ein großer Häuptling in alter Feudalzeit seinen Herrscher“.

Es fällt den Schotten nicht schwer, diesen Blick zu bedienen: Sie haben ihn ja selbst erfunden. Denn die Tradition, in der das Königs paar in Balmoral schwelgt, ist keineswegs die lebendige Tradition Schottlands. Es ist vielmehr die Hinterlassenschaft einer armen, rückständigen, lange verachteten und fast ausgestorbenen Minderheit – der Bewohner der Highlands, der rauen Berge und Inseln, der Moore und heidebepelzten Hochebenen im Nordwesten.

Es ist ja noch nicht lange her, dass auch für die meisten Schotten die Highlander das schlechthin Fremde waren; das *ganz Andere*, mit dem man besser so wenig wie möglich zu tun bekam.

Noch der Schottenkönig Jakob VI. hatte im 17. Jahrhundert seinen Sohn vor diesen „Barbaren“ gewarnt. Einige der Bergler seien „kaum besser als Heiden“, ergänzte ein halbes Jahrhundert später

ein Regierungsbeamter in einem Dossier, „und fast so unsauber wie die Hottentoten“. Diebe seien sie und Faulenzer, denen nichts peinlicher sei, als bei ehrlicher Arbeit ertappt zu werden.

Reisende, die es in diese garstige Welt verschlug, berichteten von elenden, schmutzigen, unwissenden und hoffnungslos rückständigen Eingeborenen, die nur Gälisch beherrschten („die grobe Sprache eines barbarischen Volks“), in primitiven Häusern aus Moos und losen Feldsteinen wohnten („ein Schock für die Menschlichkeit“) und auf „scheußlichen Dudelsäcken“ bliesen, deren Klang schrecklicher sei „als das Grunzen der Schweine, die Rufe der Eulen und das Schreien der Katzen“.

Ihre Unterstützung der katholischen Jakobiten-Aufstände von 1715 und 1745 machte die Hinterwäldler zudem zur politischen Bedrohung – nicht nur für die protestantische Elite in Glasgow und Edinburgh, sondern für das gesamte Königreich.

Doch 1746 schlügen die Truppen des englischen Monarchen in der Schlacht von Culloden die Rebellion des katholischen Kronprätendenten Charles Edward Stuart und seiner Highland-Krieger endgültig nieder.

Und bald darauf verlangten die Schotten der *Lowlands*, vor allem die liberalen Reformer der Whig-Partei, die Sturköpfe aus den Bergen ein für alle Mal zu zähmen: Diese „wilden Highlanders“, forderte etwa ein Whig-Beamter in einem Bericht an die Regierung, „müssen gezügelt werden“.

Die Staatsmacht beschloss, das Übel auszurotten. Sie ließ Festungen und Straßen, Brücken und Kanäle bauen, um die Zivilisation ins Land zu zwingen.

Sie verbot den „Wilden“ ihre Waffen und Trachten, beendete die erbliche Gerichtsbarkeit der Clanchefs. Bestach die Häuptlinge dafür mit Adelstiteln – und machte sie so zu loyalen Vertretern des britischen Establishments.

Sie schickte protestantische Missionare in die Wildnis, die den rechten Glauben verbreiteten, und Lehrer, die den weithin analphabetischen Berglern Lesen und Schreiben beibrachten –



sowie Englisch, die Sprache des Fortschritts, der nicht mehr aufzuhalten war.

Am radikalsten aber veränderte sich das Leben in den Highlands durch die Großgrundbesitzer, die jetzt ihre Chance gekommen sahen. Denn es hatte sich herumgesprochen, dass sich mit Schafzucht mehr Geld verdienen ließ als mit Kleinbauern, die als Pächter ihre Scholle bestellen – und so nahm eine gewaltige Umsiedlungsaktion ihren Lauf, die als *Highland Clearances*, als „Räumung des Hochlands“, in die Geschichte Schottlands einging.

Die Landeigner ließen Männer, Frauen und Kinder vertreiben, Häuser in Schutt legen und niederbrennen: Zurück blieben rauchende Ruinen, zerstörte Möbel und verlorene Hühner, die zwischen Trümmern nach Nahrung pickten.

Niemand betrieb den Kahlschlag so rücksichtslos wie Elizabeth Gordon, Gräfin von Sutherland.

Mit ihrem Ehemann Lord Stafford, Millionär aus England und wohl reichster Landeigentümer Großbritanniens, fasste sie den Plan, den Pachtvertrag ihrer Ländereien im nördlichen Teil der Highlands durch Schafzucht mehr als zu verdreifachen. Dazu war es allerdings nötig, die menschliche Bevölkerung zugig „auszudünnen“, wie die Gräfin es formulierte. Und so verjagten ihre Büttel zwischen 1807 und 1821 mehr als 6000 Menschen von ihren Häusern und Feldern. Der

In der Einsamkeit der Highlands fühlt sich die Queen (ganz vorn), hier mit fünf ihrer Kinder, sicher. Zeitweise bewacht nur ein Polizist das Anwesen

Bestand an Schafen nahm dafür binnen neun Jahren von 15 000 auf 130 000 zu.

Vergebens klagten Vertriebene vor Gericht gegen die Brutalität der Zwangsräumungen: Manche der Hässcher, berichteten sie, hätten Weiden und volle Scheunen in Brand gesetzt, Bettlägerigen das Haus über dem Kopf abgerissen oder verbrannt. Sie hätten weder Alte noch Schwangere verschont und notfalls deren Tod in Kauf genommen. Doch die Justiz sprach die Beschuldigten frei.

Einige der Verjagten wurden an die Küste umgesiedelt, auf winzige Parzellen mit kargem Boden. Andere kamen in eigens erbauten Fischerdörfern unter – ohne zu wissen, wie man ein Netz auswirft. Wieder andere fanden Zuflucht in den Slums und Manufakturen Glasgows oder englischer Industriestädte – oder als Auswanderer auf einem der als „Sarg-Schiffe“ verschrienen Seelenverkäufer, die ihre menschliche Fracht in Kanada, Australien oder am Kap der Guten Hoffnung entsorgten.

Mit den Bewohnern der entleerten Gebiete verschwand auch deren Lebensform. Und so fand schon 1773 der berühmte Schriftsteller Samuel Johnson auf seiner Highland-Reise von dem, was er erwartet hatte („ein Volk von besonderer

Erscheinung und eine altmodische Lebensordnung“), nur noch Reste: Selbst der Dudelsack „beginnt, in Vergessenheit zu geraten“, stellte Johnson fest.

Doch es ist seltsam: Je weiter die „altmodische Lebensordnung“ der Highlander versank, desto ferner waren die Angst und der Schrecken, die die wilden Hochlandbewohner bei ihrem Nachbarn einst ausgelöst hatten.

Und desto unwiderstehlicher wurden sie nun zu Helden gestalten.

Einer der Gründe dafür war gerade die Unermüdlichkeit, mit der die rauen Männer aus den Bergen einst ihre Nachbarn terrorisiert hatten.

Denn schon nach der Revolte von 1715 hatte die Krone begonnen, das Draufgängertum der Hochlandbewohner für die eigenen militärischen Zwecke zu nutzen. Highlander dienten nun in eigenen Regimentern, kämpften im Siebenjährigen Krieg, in Kanada sowie in der Karibik – und erwiesen sich dort als „zähe und furchtlose Menschenrasse“, wie der britische Premierminister William Pitt 1766 jovial feststellte.

Die Rückständigkeit der Highlander galt zudem als Gegengift gegen die republikanischen Feinde der bestehenden Ordnung, die seit der Französischen Revolution den Kontinent unsicher machten: Die Obrigkeit erwog sogar eine Anti-Aufrührer-Truppe aus Bewohnern des Hochlandes, da denen die „gleichmacherischen und gefährlichen Prinzipien der heutigen Zeit“ garantiert fremd seien.

Noch wirkungsvoller für die Rehabilitierung der Highlander allerdings war eine Geistesströmung, die vom späten 18. Jahrhundert an in ganz Europa einen Kult des Untergegangenen feierte: die Romantik.

Deren Anhänger vergötterten das Tragische, die Ruine und alles Erhabene aus vergangenen Zeiten. Ihr schwärmerischer Blick machte nicht nur die rauen, heidebewucherten Berge der Highlands, einst als trostlos und unheimlich gefürchtet, mit einem Mal zum Sehnsuchtsort.

Er verklärte auch die Fortschrittsfeindlichkeit der Hochlandbewohner zur Traditionsliebe und ihre Renitenz zu Tapferkeit und Standhaftigkeit – zu Tugenden also, mit denen sich die Kaufleute in Edinburgh und die Fabrikanten aus Glasgow ebenfalls gern identifizierten.

Ihren ersten Helden fanden die Nostalgiker in einem Dichter namens Ossian, einem Highland-Barden aus dem 3. Jahrhundert, blind und bedeutend wie der große Homer – mit nur einem Mangel: Es hat ihn wohl nie gegeben.

Der angebliche Dichter war ein Hirngespinst eines Hauslehrers namens James Macpherson, der 1762 und 1763 die angeblichen Ossian-Epen „Fingal“ und „Temora“ als vermeintliche Übersetzungen aus dem Gälischen herausgab – Verse von hölzerner Feierlichkeit, in denen blutarme, aber noble Figuren in sturmgepeitschten Kulissen aus Heide und nebligen Inseln agierten.

Doch so stark war der Hunger der Schotten nach alter Väter Stolz, dass selbst skeptische Aufklärer wie der Philosoph David Hume ihre Zweifel beiseiteschoben. Auch der europäische

Jagen, Wandern,
Fischen: Rigoros drängt
Viktoria Gäste und
Familie zu Aktivitäten
an der vermeintlich
besonders gesunden
schottischen Luft



Der Highlander
John Brown ist
Viktorias Diener –
und laut Gerüchten
auch der Liebhaber
der früh verwitweten
Königin (1863)

Kontinent geriet in Verzückung: Deutsche Dichter wie Klopstock, Goethe und Herder verfielen dem Raunen des vergessenen Genies, aber auch Napoleon Bonaparte, der Komponist Franz Schubert und der Maler Jean-Auguste-Dominique Ingres. Erst 1805 entlarvte eine Kommission die Verse als Fälschung.

Der zweite Anlauf zur Erfindung der Vergangenheit aber hatte nachhaltigeren Erfolg: Sein Herold war der Anwalt Walter Scott aus Edinburgh, nebenbei Autor ausladender historischer Romane.

Auch Scott war Anhänger der Romantik, und auch er hegte ein glühendes Heimweh nach der „ritterlichen Barbarei“ jener „Rasse“, die einst in den Highlands gewohnt haben soll. Und gleich sein erster Roman „Waverley“, den er 1814 veröffentlichte, besang die Rebellion der Highlander von 1745 – freilich aus sicherer zeitlicher Distanz, die jede Nachahmung verbot.

Denn Scott selbst war alles andere als ein Rebell. Er war ein Konservativer, ein unbeugsamer Verfechter der Union, der Einheit Großbritanniens unter der Krone. Nur die unbedingte Loyalität zum Monarchen, glaubte er, könne die radikalen und demokratischen Umrüste im Zaum halten, die auch Schottland erschütterten.

Daher waren ihm jene Weber, die im Jahr 1820 für ein allgemeines Wahlrecht streikten (und deren wichtigste Wortführer in Glasgow gehängt und enthauptet wurden), nichts als „Hunde“ und „Schurken“, die nur eine ordentliche Abreibung „von ihrer radikalen Krankheit heilen“ könne.

Und so gründete der Schriftsteller mit einer Gruppe ehrwürdiger Schwärmer einen Verein, der die Vergangenheit beschwore, ohne ihr zu nahe zu kommen: die Celtic Society of Edinburgh.

Regelmäßig trafen sich dort nun Herren der besseren Lowland-Gesellschaft in Kilt und Highland-Barett zu Gelagen und Tänzen – „solches Springen, Hüpfen und Schreien hat man noch nicht gesehen“, schwärmte Scott nach einem dieser Bankette. Und ließ sich

auch nicht beirren, als eines der Gründungsmitglieder den Club wieder verließ, weil ihm der Mummenschanz doch allzu „ausgedacht und fiktiv“ erschien.

Dass die Tradition ebendieser Highlander, die sie hier mehr schlecht als recht nachhäftten, zur gleichen Zeit im Zuge der Clearances Stück für Stück ausgerottet wurde, störte Scott und seine Volkstümler derweil kaum. Und so diskutierten die Flachländer in Edinburgh ungerührt über Tartanmuster und die angemessene Länge des Kilts, während in den Bergen zur gleichen Zeit noch immer die Dörfer brannten.

Dabei war dieser Kilt, der karierte Rock von der Hüfte bis zum Knie, der schon bald als Inbegriff uralter schottischer Tradition galt, zu diesem Zeitpunkt keine 100 Jahre alt.

Noch im Mittelalter hatte sich die Kleidung der Schotten nur wenig von der ihrer Nachbarn unterschieden. Erst im 16. Jahrhundert berichteten Besucher von einer besonderen Kluft: einem langen, mit Safran gefärbten Hemd in irischer Manier, einer Tunika namens *failuin*, sowie einer bunten, gewebten Wolldecke (*plaid*), die den Rücken umhüllte.

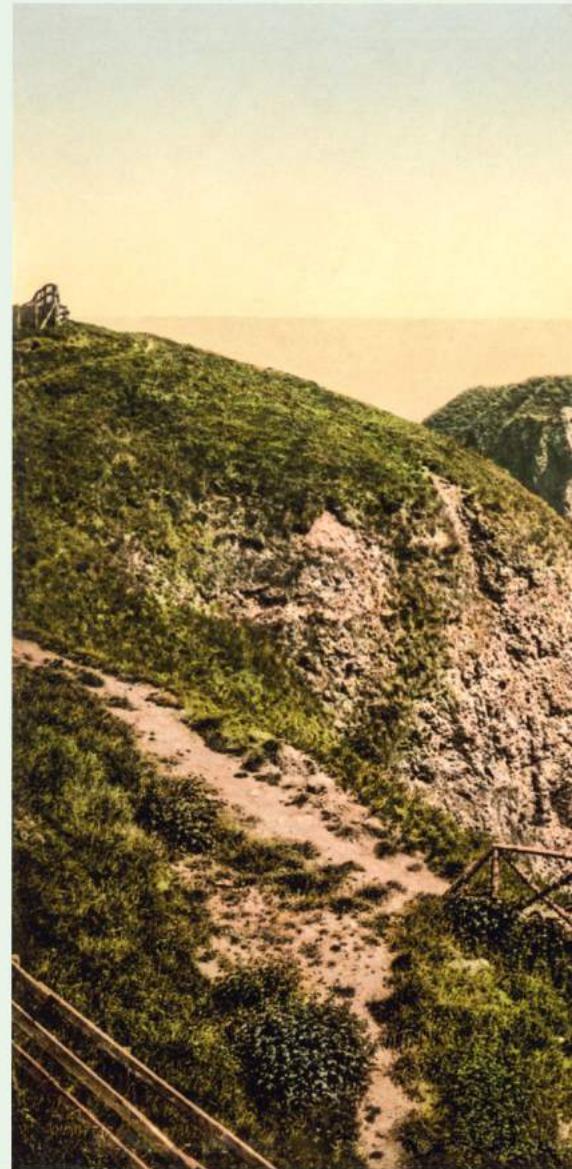
Die Anführer trugen zudem die *trews*, eine Kombination aus Kniehose und Strumpf – die freilich bei Arbeit und Jagd eher hinderlich und deshalb den höheren Schichten vorbehalten war.

Umhang wie *Trews* waren oft in einem karierten Muster gehalten – einem *tartan* (das wohl, wie auch der Name, aus Frankreich oder Flandern stammte).

Im Lauf der Zeit veränderte sich die Tracht. Das lange Hemd verschwand, die *Trews* wurden zum Privileg der Offiziere und Gentlemen. Bauern und Gemeine aber trugen das *Plaid* nicht mehr lose um die Schultern, sondern als eine Art knielanges Kleid, mithilfe eines Gürtels um die Hüfte gezurrt.

Der Männerrock als eigenständiges Kleidungsstück aber war noch im frühen 18. Jahrhundert in Schottland unbekannt. Es musste erst ein Engländer kommen, um den Schotten ihre Nationaltracht zu schenken: ein Unternehmer aus Lancashire namens Thomas Rawlinson.

Rawlinson war 1727 in die Highlands gereist, um dort für seine Schmieden Holzkohle zu gewinnen – und Personal. Um dessen Kleidung für die Arbeit im Wald und am Ofen praktischer zu gestalten, kam er auf die Idee, das Unterteil des *Plaids* in einen separaten Rock umzuschneidern. So erfand Rawlinson



den modernen Kilt: nicht etwa aus Liebe zur Tradition, sondern als Anpassung an die Industrien der neuen Zeit.

Nach dem Aufstand von 1745 aber verbot die Staatsmacht das Tragen von jeglichen „Tartans sowie mehrfarbigem *Plaid* oder Stoff“. Nur eine Berufsgruppe war von dem Verdict ausgenommen: die Soldaten. Denn nach wie vor galt die Beinfreiheit, die die nach unten offene Tracht gewährte, als Vorteil beim „Springen über die Felsen und Sumpfe“ der Highlands, wie ein englischer Militär



Pittoreske Felsenburg: Die Ruine von Dunnottar Castle erhebt sich auf einer Landzunge an der schottischen Ostküste

bemerkte – und deshalb womöglich auch im Kampf. Und so umwehte, als die Krone 1782 das Tartanverbot aufhob, den Kilt mit seiner „freien, angenehmen Zirkulation reiner, gesunder Luft“, wie ein Offizier lobte, bereits die Aura militärischer Exzellenz.

Nach und nach wurde die Tracht, die einstmais jenen Armen vorbehalten war, die sich keine Hosen leisten konnten, zum Statussymbol für Aufsteiger, englisch erzogene Aristokraten, wohlhabende Kaufleute und Anwälte – und

wurde selbstverständlich aus nobelstem Material gefertigt.

Und in ihrer Tartanbegeisterung wählten sie nicht etwa die Trews, die traditionellen Karohosen ihrer Standesgenossen, sondern den Kilt der unteren Schichten – keine 50 Jahre alt, doch so viel urwüchsiger in der Anmutung. Selbst in das englische Königshaus drang die

Retro-Mode vor: 1789 wurden drei Söhne König Georgs III. mit je einer komplettenen Highland-Tracht ausgestattet. Und in den Theatern setzte sich der Brauch durch, auch den Schottenkönig Macbeth aus Shakespeares Tragödie im Tartan auftreten zu lassen.

Walter Scott gelang es schließlich, die Highland-Montur zur vermeintlich uralten Nationaltracht ganz Schottlands zu erheben – und mehr noch: sogar zum Sinnbild der Loyalität seiner Landsleute zur englischen Monarchie.

Eine Gelegenheit dazu ergab sich 1822, als der britische König Georg IV. einen Besuch in Edinburgh plante. Schon die Ankündigung war eine Sensation: Zum ersten Mal würde ein Monarch aus dem Haus Hannover seinen Fuß auf schottische Erde setzen. Und wer könnte dem Herrscher aus London einen würdigeren Empfang bereiten als der überaus treue Bilderbuch-Schotte Walter Scott?

Georg war nicht das, was man einen beliebten König nennen konnte. Seine aufgeschwemmte Gestalt, die rote Perücke und die dicke Kruste aus Puder und Rouge auf der Haut machten ihn zum Spott seiner Untertanen; seine Verschwendungsucht, Lüsternheit und Eitelkeit sowie die Dreistigkeit, mit der er gerade versuchte, seine Ehefrau Caroline per Parlamentsbeschluss loszuwerden, forderten geradezu ihren Hass heraus.

Scott aber, inzwischen vom König geadelt, hielt seinem Monarchen die Treue. Er war entschlossen, dem Herrscher ein unvergessliches Willkommen zu schenken. Er hatte nur zwei Wochen für die Vorbereitung, und so machte er sich umgehend ans Werk, seine Schotten so „national und charakteristisch“ wie möglich zu präsentieren.

Für Bühnenbild und Kostüme sicherte er sich die Dienste seines Freunden William Murray, eines Schauspielers, der das Theatre Royal leitete. Zudem rief er jene Hochlandbewohner zusammen, die die Clearances überlebt hatten: als Völkerschau für den König – denn „Highlander sind es, was er am liebsten sehen möchte“, wie er verkündete. In

„Hinweisen an die Einwohner von Edinburgh“ wies er die Städter außerdem an, sich zu den Höhepunkten des Besuchs ebenfalls in Tartans zu hüllen – etwa zum Großen Ball: „Kein Gentleman darf etwas anderes als die alte Highland-Tracht tragen.“ Auch die Lowland-Schotten schwor er auf hochländische Stammestreue ein: „Wir sind der CLAN, und unser König ist der HÄUPTLING.“

Und die Schotten gehorchten. Binnen Kurzem nahm bei den Schneidern die Nachfrage nach kariertem Wollstoff so gewaltig zu, dass etwa die Firma William Wilson & Son Arbeiter aus anderen Abteilungen für die Tartanherstellung

Schottland-begeisterung allerorten: Hier posiert der künftige deutsche Kaiser Wilhelm II. – ein Enkel von Viktoria – im Kilt



abstellen und 40 neue Webstühle einrichten musste. Um den Anschein generationenalter Tradition zu erwecken, wies Wilson zudem jedem Clan ein eigenes Muster zu – das freilich seine eigenen Designer entworfen hatten.

Denn bis dahin war das Tartanmuster keineswegs das uralte Erkennungsmerkmal der Highland-Clans, als das es in aller Welt schon bald gelten würde. Noch für die Rebellen von 1745 war die Wahl des Karos kein heraldisches Sippen-Abzeichen gewesen, sondern eine Geschmacksfrage: Erst nach Scotts Inszenierung erhielt der bunte Wollstoff die Weihe eines feudalen Stammbaums.

Bereits Tage vor dem Einzug des Königs paradierten rund 300 Highlander, manche erstmals in ihrem Leben im Kilt, in ihren brandneuen Plaids durch Edinburgh – unter der Choreografie Walter Scotts. Täglich ließ er sie vor seinem Haus in der Castle Street zum Klang der Dudelsäcke aufmarschieren. Und seine Celtic Society, ebenfalls vorbildlich kariert gewandet, hielt sich als königliche Leibgarde bereit.

Die Stadt Edinburgh scheute keine Kosten, um sich ins rechte Licht zu setzen. Die Edinburgh Gas Company pflanzte die Strecke vom Holyrood Palace zur königlichen Unterkunft mit 300 neuen Straßenlaternen. Auf dem Hausberg Arthur's Seat flackerten Freudenfeuer, und Bürger illuminierten die Fenster mit Kerzen und Lampen, deren Licht durch Scherenschnitte mit patriotischen Motiven fiel – die ganze nächtliche Stadt strahlte „wie am helllichten Tag“, staunte eine Freundin Scotts.

Auch Edinburghs Geschäftsleute rüsteten ihr Warenangebot für die großen Tage. Sie boten Regenhüte an, Hühneraugenpflaster und Salben gegen das Jucken nach dem unvermeidlichen Hautkontakt im Gedränge. Die Zimmerpreise schnellten in die Höhe; wer kein Bett mehr fand, musste mit einer Hängematte vorliebnehmen. Und schon lange vor der Ankunft des Herrschers hallten vom Schloss in regelmäßigen Abständen die Salutschüsse.

Am 15. August 1822 landete der König in Edinburghs Hafen Leith. Auf seinem Zug zum Holyrood Palace marschierte ihm Scotts nostalgische Choreografie voran: Dudelsackspieler, Trompeter, ein Herold, Honoratioren in Kutschen und auf Pferden. Bogenschützen nach Vorbildern aus dem 15. Jahrhundert beschirmten das royale Gefährt.

300 000 Menschen, ein Siebtel der schottischen Bevölkerung, waren gekommen. Sie traten einander auf die Füße, drängten sich an den Fenstern, kletterten auf Straßenlaternen, balancierten auf Gerüsten, die vor den Fassaden und auf den Dächern in den Himmel ragten. Nur den wenigsten gelang es, einen Blick auf den Monarchen zu erhaschen.

Sogar in der Hitze
Indiens tragen diese
Soldaten des 72nd
Highlander Regiment
Uniformen mit
Tartanmuster (Auf-
nahme von 1873)





Jene aber, die ihn sehen konnten, erblickten eine monströse Erscheinung – gehüllt in eine unfreiwillige Karikatur des Highland-Stils. Der massige Leib des Königs steckte in einem Korsett aus Fischbein, die geschwollenen Beine in fleischfarbenen Strümpfen.

Seine Majestät trug eine Glengarry-Hochland-Mütze mit Adlerfedern, eine Umhängetasche aus Seide und Ziegenleder, einen Gürtel um den Bauch, einen zweiten über der Schulter, behangen mit Schwert, Dolch und Pulverhorn. Das Kostüm funkelte vor Gold und Smaragden, Perlen, Rubinen und Diamanten. Insgesamt hatte es 1354 Pfund und 18 Shilling gekostet (nach heutigen Preisen 1,3 Millionen Euro).

Die Hochländer gelten als »zäh und furchtlos« – und werden überall im Empire als Krieger eingesetzt (Militärzeremonie, 1873)

Doch vor allem trug der hohe Guest den jüngst erfundenen Kilt: Sein Stoff leuchtete in einem Muster namens „Royal Stewart Tartan“ – das kein Mitglied der Stuart-Dynastie je getragen hatte.

Auch an den folgenden Tagen spielte der König Scotts Maskerade beflissen mit. Vertilgte beim Bankett willig schottische Extremkost wie Haggis, den mit gehackten Innereien und Hafermehl gefüllten Schafsmagen. Nickte beim Ball des Hochadels mit dem Kopf und schnippte mit den Fingern, wenn die Musiker schottische Tänze wie den Reel

und den Strathspey fiedelten. Hob beim Festmahl in Parliament Hall wacker das Glas auf die Gastgeber – die er zünftig als „Häuptlinge und Clans von Schottland“ titulierte.

Der ganze Tartanzirkus war eine „Halluzination“, wie Scotts Schwiegersohn John Gibson Lockhart feststellte: ein großer, patriotischer Schwindel. Und nichts fasste den Geist dieses Staatsakts treffender zusammen als die Theaterfassung von Scotts Roman „Rob Roy“, die der König eines Abends besuchte: der rebellische Highlander, erhoben zum staatstragenden Symbol schottischer Kultur – und so unschädlich gemacht.

Der Tartanindustrie aber bescherte der Besuch des Königs ein ungeahntes

Wachstum: Das Bild des kernigen Highlanders im Kilt wurde zum Inbegriff ganz Schottlands. Und so war auch Georgs Nichte Viktoria von dem Keltenkult angetan, lange bevor sie einen Fuß nach Schottland setzte.

Sein ihrer Kindheit ist Viktoria in Scotts Bücher verliebt; seine „Braut von Lammermoor“ war der erste Roman, den die Prinzessin einst in die Hände bekam. Inzwischen zieren zwölf Exemplare von „Rob Roy“ und 32 von „The Lady of the Lake“ die Bibliothek der nunmehrigen Königin in Balmoral. Und voll Ehrfurcht pilgern Viktoria und Albert eines Tages zum einstigen Wohnhaus des Dichters, tragen ihre Namen in das Gästebuch ein und nehmen den Tee in jenem Zimmer, in dem der große Mann 1832 den letzten Atemzug tat.

Und auch sie sind vernarrt in den Tartan. Gleich nach ihrem ersten Besuch verspricht Viktoria, ihn auch in England „wieder in die modische Welt einzuführen“. Der Prinzgemahl entwirft sogar einen weißen „Victoria Tartan“ – und einen „Balmoral Tartan“ aus Grau und dunklem Purpur, der an die Farben von Fels und Heide erinnern soll.

Er und die Kinder tragen bei Besuchen selbstverständlich Schottenmuster, auch für die Angestellten besteht Karopflicht: Zur Arbeit haben sie „Border Tartan“ zu tragen und an Feiertagen den „Stewart Tartan“. Für Wildhüter und Jagdhelfer herrscht zudem, außer zur Pirsch, ständiger Kiltzwang.

Selbst das Schloss wird kostümiert. Wände, Möbel und Böden: überall Tartankaros – meist das rotlastige „Royal Stewart“ oder das vornehmlich grüne „Hunting Stewart“, unterbrochen nur von Prinz Alberts Hirschgeweihen.

Die Queen lässt es bei der Dekoration nicht bewenden. Sie tut das, was die Pioniere in den Kolonien als *going native* bezeichnen – sie passt sich den Sitten der Einheimischen an. Nimmt Tanzstunden, um die Volkstänze der Highlands zu lernen, setzt manchmal alle zwei Tage einen



1297 kämpfen Schotten und Engländer erbittert um den Vorgängerbau der Stirling Bridge – zu Viktorias Zeit bietet sich hier nurmehr ein idyllischer Anblick

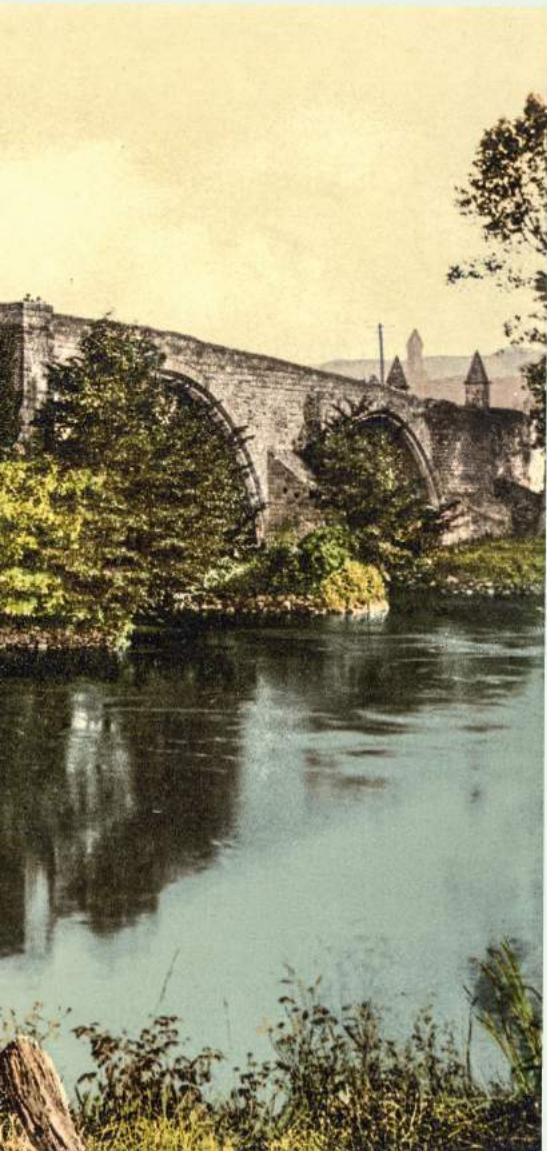
Ball an, der vom Nachmittag bis in die Nacht dauert. Und wenn sie nicht selbst tanzt, sitzt sie auf einem erhöhten Thron und ruft die Namen der Tänze wie Kommandos in den Saal.

Als Zar Nikolaus II. zum Staatsbesuch kommt, stehen selbstverständlich Dudelsackbläser bereit. Diener im Kilt empfangen den Gast mit dem Flackern

der *sownacks*, der traditionellen Fackeln aus trockenen, mit Birkenruten zusammengebundenen Tannenspänen.

Und obwohl der Russe lieber im Trockenen geblieben wäre, muss er Viktorias Söhne in die Landschaft zur Jagd begleiten – und beklagt sich anschließend bitter bei seiner Mutter über das „scheußliche“ Wetter von Balmoral, über „Regen und Wind jeden Tag“.

Es ist ja nicht der erlesene Komfort monarchischen Luxuslebens, den die Royals in der schottischen Einöde suchen, sondern das Gegenteil: Es ist die



„strenge Szenerie“, die der Königin hier begegnet; die herbe Kulisse von Ossians Epen und Scotts Romanen. Die unverbildete Natur von Land und Leuten – die ihr umso mehr zu gefallen scheint, je schroffer sie ihr entgegentritt.

So sieht es fast aus, als habe die Queen ihre Zuflucht im Norden mit Absicht in einer möglichst unwirtlichen Umgebung gesucht: an einem der niederschlagsreichsten Orte Schottlands, in einer Gegend, die selbst dem Zaren noch kälter als sein Sibirien vorkommt. Sie hilft der frostigen Atmosphäre noch

nach, indem sie am Kaminholz knausert, bis in den Herbst hinein kein Feuer erlaubt und darauf besteht, dass die Fenster stets weit aufgerissen bleiben. Sie bleibt auch ungerührt, als ihr Außenminister Lord Clarendon sich beschwert, dass ihm während des Dinners die Füße einfrieren.

Auch die Schrecken des Gälischen, dieses „schwierigen“ Idioms, reizen sie eher, als sie zu entmutigen. Beflissen verknötet sie ihre Zunge beim Aussprechen der Namen benachbarter Berge. Manchmal macht sie bei Tisch das „kuriose Highland-Englisch“ nach, das sie so führt. Und kein Fest kommt ohne enorme Mengen Whisky aus der Destillerie von Lochnagar aus, deren Chef die Queen zum Hoflieferanten ernannt hat.

Denn im Whisky finden Majestät und Untertanen zusammen. Jeder Teilnehmer einer Pirschjagd bekommt eine Flasche als Proviant auf den Weg, und nach dem Vermessen der Strecke fließt das braune Elixier erst recht in Strömen. Den Anblick betrunken Domestiken quittiert die Königin mit leutseliger Nonchalance. „Der Whiskyverbrauch der Diener“, erinnert sich der Sohn ihres Privatsekretärs, „war wirklich gewaltig.“

Kaum einer ist so berüchtigt für seine alkoholischen Exzesse wie Viktorias Lieblingsdiener John Brown. Der ist sieben Jahre jünger und noch aus dem Personalstamm des Vorbesitzers übernommen. Manchmal liegt er schon nachmittags betrunken und dienstunfähig in seinem Zimmer. Und er ist gefürchtet für seine deftigen Flüche, die Vertraulichkeiten, die er sich herausnimmt – und die Arroganz, die er entwickelt, je mehr er der Königin ans Herz wächst.

Denn Viktoria schwärmt für den hochgewachsenen Highlander, der sie aufs Pferd hebt, sie über den See rudert und ihr durch felsiges Gelände hilft. Sie begönnt ihn als „einfältig“ und „gutmütig“ – und bescheinigt ihm zugleich „die Unabhängigkeit und Hochherzigkeit, die der Hochland-Rasse eigen ist“.

Manchmal glaubt sie sogar, Brown besäße, wie man den Vertretern dieses naturnahen Menschenschlags nachsagt, mystische Kräfte. Und womöglich erliegt sie auch dem Ruf unverwüstlicher Masculinität, der dem schottischen Mann bei seinen englischen Nachbarn vorausseilt. Denn der koloniale Blick ist ja oft auch der einer verbotenen Liebe: Der exotische Fremde ist zugleich der erotisch Verlockende – und der Sittenlose, der das tut, was man sich selbst versagt.

Und so verfolgt die Öffentlichkeit mit erregtem Schauder die Nähe, die Viktoria nach dem Tod Alberts 1861 mit ihrem Domestiken verbindet. Man tuschelt, Brown sei mehr als ein Lieblingsdiener. Verbittert verhöhnt die Entourage die Queen als „Mrs. Brown“ und den knorriegen Schotten als „Hengst der Königin“. Und selbst Viktorias Kinder titulieren den „absurden Mann im Kilt“ bisweilen als „Mamas Liebhaber“.

Ungerührt ernennt ihre Mutter Brown 1865 zu ihrem „ständigen persönlichen Begleiter“. 18 Jahre verbringt sie in stolzer Innigkeit mit ihrem Faktotum – fast so viele wie mit Albert. Und als Brown 1883 an den Folgen einer Erkältung stirbt, ist die Queen, wie sie ihrem Privatsekretär anvertraut, so schockiert „wie '61“, als ihr Gatte verschied.

Die Liebe der Monarchin zum Schottland ihrer Träume aber lässt Browns Tod unberührt. Und ihre Nachkommen werden den Spätsommer und Frühherbst in den Highlands verbringen, sich in Tartanstoff werfen und durch die Landschaft streifen. Sie werden, wie zu Viktorias erstem Besuch 1848, bei den „Highland Games“ in Braemar zusehen, wie kräftige Schotten Baumstämme werfen, Steine stoßen und Hügel auf- und abrennen. Und die Untertanen werden es den Royals nachtun: Mehr als 85 000 Touristen besuchen inzwischen jedes Jahr das abgelegene Schloss Balmoral.

Und bis zum heutigen Tag steht jeden Morgen um neun Uhr der *Piper to the Sovereign*, der Dudelsackbläser des Königshauses, in voller Tartanmontur unter dem Schlafzimmerfenster der Queen, ob in Buckingham Palace oder Balmoral. Und bedient die Dudelsackpfeife – so wie es Königin Viktoria vor über 150 Jahren befohlen hat. ■

Jörg-Uwe Albig, Jg. 1960, ist Autor im Team von GEOEPOCHE und Schriftsteller.

LITERATUREMPFEHLUNG

Julia Baird, „Victoria the Queen“, Blackfriars: Gut recherchierte Biografie, die hinter die Mythen um die Königin blickt – darunter ihr Verhältnis zu dem Highlander John Brown.

AUFBRUCH IN DIE UNABHÄNGIGKEIT?

Seit mehr als 300 Jahren sind Schottland und England in einer staatlichen Union verbunden. Doch nun fordern immer mehr Schotten die Loslösung von London. Ein Gespräch mit dem Historiker Sir Thomas Devine über die Ursachen des wachsenden Nationalismus

GEOEPOCHE: Sir Tom, vielen Deutschen fällt es bisweilen schwer, Schotten und Engländer auseinanderzuhalten. Immerhin teilen sie sich einen Staat, eine Sprache und eine gemeinsame Geschichte. Nur wenn Schotten einen Kilt tragen, ist alles klar. Besitzen Sie auch einen?

SIR THOMAS DEVINE: Nein, und ich würde auch niemals einen anziehen. Der Kilt ist eine Lüge.

Aber ist er nicht das bekannteste nationale Symbol Schottlands?

Er ist Teil des schottischen Mythos und erst im 18. Jahrhundert erfunden worden.

Wenn es nicht der Kilt ist, der den Schotten zum Schotten macht – was ist es dann?

Schottland ist einer der ältesten Nationalstaaten, die Ursprünge reichen bis ins 9. Jahrhundert zurück. Im Laufe der Geschichte haben sich die Merkmale des Schottentums immer wieder verändert: Die Schotten von heute würden diejenigen des 17. Jahrhunderts nicht als solche erkennen und umgekehrt auch nicht. Oft handelt es sich bei diesen Merkmalen um geteilte Mythen und Traditionen. Heutzutage sind es vor allem politische Einstellungen.

Und welche Einstellungen sind das konkret?

Nun, viele moderne Schotten sind zutiefst davon überzeugt, dass ihre Gesellschaft egalitärer ist als jene in England, dass sie welloffener sind, liberaler und vor allem besser gebildet. Dass wir zwar lange der Juniorpartner Englands waren, ärmer und weniger mächtig – aber dafür intelligenter.

Ist diese Sicht berechtigt?

Nein, alle sozialwissenschaftlichen Indikatoren sprechen dagegen. Die Unterschiede zwischen England und Schottland sind minimal. Dennoch kommt dieses Selbstbild nicht von ungefähr: Im 18. und 19. Jahrhundert war das schottische Schulwesen auf der Insel führend.

Die Schotten grenzen sich also von den Engländern ab, ohne wirklich anders zu sein?

Ja, das kann man so sagen. Es geht nicht um Realitäten, sondern eher um Wahrnehmungen.

Liegen dort auch die Anfänge der schottischen Nation? In der Abgrenzung zu England?

Einige sagen, die Schotten seien kämpfend zur Welt gekommen. Und tatsächlich: Was die

verschiedenen Stämme und Volksgruppen im frühen Mittelalter verschmelzen ließ, all die Skoten, Pikten, Skandinavier, Angeln, Sachsen und Iren, war die Notwendigkeit, jene Gegend, die sie allmählich als ihre gemeinsame Heimat ansahen, gegen englische Übergriffe zu verteidigen. In gewissem Sinne wurde Schottland aus einer antienglischen Haltung geboren.

Das erinnert sehr an „Braveheart“, Mel Gibsons Film über den Freiheitshelden William Wallace.

Dieser Film steckt voller historischer Fehler, aber in einem Punkt ist er korrekt: Es gab einen 300 Jahre währenden Konflikt zwischen England und Schottland, an dessen Ende nicht die Eroberung stand, wie in Irland, sondern die Unabhängigkeit ...

... die Schottland aber im Jahr 1707 wieder verlor. Wie würden Sie die Union, also die Gründung Großbritanniens, beschreiben: als feindliche Übernahme – oder als eine Liebesheirat?

Es war kompliziert (*lacht*). Am ehesten aber war es eine Zweckehe, bei der beide Seiten profitierten. England trieb die Vereinigung voran, um seine Nordgrenze zu sichern. Schottland war eine Hochburg der Anhänger des im Jahr 1688 vertriebenen Königs Jakob II. Diese sogenannten Jakobiten hatten die militärische Macht vieler Hochland-Clans hinter sich. Aus Sicht der Engländer war Schottland die Achillesferse ihres Reiches – und sie fürchteten lange Zeit eine Invasion aus dem Norden.

Und was hatten die Schotten davon?

Sehr viel. Schottland stand im späten 17. Jahrhundert mit dem Rücken zur Wand, durch Hungersnöte, Krieg und das Desaster von Darién (siehe Seite 74). Die Union brachte den Schotten im 18. Jahrhundert dann Zugang zu den Märkten in Übersee und damit rasant wachsenden Wohlstand.

Wer die schottische Populärkultur kennt, kommt leicht zu einem anderen Schluss. Dort hört man immer wieder, die Engländer hätten Schottland kolonialisiert.

Dieser leider sehr einflussreiche Opfermythos ist Unsinn. Er keimte erst im 20. Jahrhundert auf, als Schottland politisch nach links rückte und zahllose tragisch-historische Werke über die Highlands entstanden. Wenn überhaupt, dann war es eher umgekehrt: Schaut man sich den enormen Einfluss von Denkern wie Adam Smith oder David Hume an, dann haben die Schotten die Engländer kolonialisiert. Und

zwar intellektuell. Zudem haben sich die Schotten am Aufbau des Britischen Empire beteiligt – und sich dabei enorm bereichert.

Wie hat sich die schottische Identität durch die Gründung Großbritanniens verändert?

Nach dem endgültigen Sieg über die Jakobiten 1746 überließ London Schottland weitgehend sich selbst. Die einheimischen Eliten durften das Land nach ihren Vorstellungen regieren. Außerdem blieben jene Institutionen unangestastet, die die moderne schottische Identität prägten: die presbyterianische Kirche, die Justiz und das Bildungssystem.

Ist diese weitgehende Autonomie der Grund, warum sich die Union in der Folgezeit als so außerordentlich stabil erwiesen hat?

Zweifellos. Ab dem späten 18. Jahrhundert hatten die Schotten keinerlei nationalistische Sehnsüchte mehr.

Umso mehr begeisterten sich die Briten bald für alles Schottische. Wie erklären Sie sich, dass die Highlander, die so lange als Bedrohung galten, plötzlich eine fast romantische Liebe erweckten?

Das geschah nicht von heute auf morgen, sondern in den Jahrzehnten ab etwa 1780. Voraussetzung war die vollständige Befriedung der Highlands. Die jakobitische Bedrohung war gebannt – das ließ viel Raum für eine Verklärung der Vergangenheit. Zugleich begannen die Menschen in dieser Zeit, der Epoche der Romantik, nach ihren vermeintlichen Wurzeln zu suchen.

Und sie fanden sie im Hochland?

Ja, weil es auf sie so archaisch wirkte, dass sie gar nicht anders konnten, als zu glauben, dass dort auch die Ursprünge der schottischen Nation liegen. Noch heute verbinden viele meiner Mitbürger mit Schottland vor allem seine überwältigend schöne Natur. Das ist der Markenkern, wenn Sie so wollen.

Welche Rolle spielte die Industrielle Revolution bei der Entstehung dieser Schottland-Romantik?

Sie war entscheidend. Die Landschaft der Highlands erinnerte die Zeitgenossen an eine urtümliche Welt, die im Verschwinden begriffen war. Sie müssen bedenken: In Schottland war das Tempo des wirtschaftlichen Wandels besonders revolutionär, ja fast katastrophal. Deswegen war der Drang zurückzuschauen so stark. Niemand verstand das so gut wie der Schriftsteller Walter Scott. Er war der Zauber-



SIR THOMAS
DEVINE

ist einer der weltweit
renommiertesten
Experten für schottische
Geschichte. Er ist
emeritierter Professor
der University
of Edinburgh

»Der schotti-
sche Natio-
nalismus war
nie weg. Nur
eingeschlafen«

Thomas Devine



Viele Schotten sprechen sich für die Trennung von Großbritannien aus, die Mehrheit aber will in der EU bleiben (proeuropäische Kundgebung in Glasgow, 29. Juni 2016)

rer, der dieses Bedürfnis mit Bestsellern wie dem Roman „Waverley“ über den Widerstand der Jakobiten befriedigte – und darin die schottische Geschichte praktisch neu erfand.

Bis in die 1960er Jahre war die Scottish National Party (SNP), die für ein Ende der Union kämpft, eine exzentrische Splitterpartei. Heute stellt sie die schottische Regierung. Wie konnte es passieren, dass Ihre Landsleute nach 300 Jahren den Nationalismus wiederentdeckten?

Der schottische Nationalismus war nie weg, sondern nur eingeschlafen.

Weil die Schotten niemals von den Engländern komplett assimiliert wurden?

Genau. Der Durchbruch ereignete sich 1967 hier in meinem Wohnort, in Hamilton, als die SNP einen eigentlich sicheren Parlamentssitz der Labour Party gewann. Sieben Jahre später holten die Nationalisten bei den Unterhauswahlen in Schottland 30 Prozent der Stimmen, unter anderem weil sie das kurz zuvor gefundene Nordseeöl für ihre Heimat beanspruchten. Aus Sicht der SNP entkräftete dieser plötzliche Reichtum eines der Hauptargumente gegen die Unabhängigkeit, nämlich dass Schottland zu arm sei, um sich selbst zu regieren. Viele träumten nun vom „Kuwait des Nor-

dens“. Aber London dachte natürlich überhaupt nicht daran, das Ölgeld den Schotten zu überlassen.

Das klingt so, als sei der Aufschwung der Nationalisten nur ein Produkt des Zufalls gewesen.

Nein, es gab auch tiefer liegende Gründe. Der wichtigste ist sicherlich der Zusammenbruch der schottischen Industrie in den 1970er Jahren.

Einige Regionen in Deutschland, etwa das Ruhrgebiet, hat die Deindustrialisierung ebenso hart getroffen. Trotzdem haben die Menschen dort keine separatistischen Parteien gewählt.

Richtig, aber in Schottland kommt noch etwas anderes dazu, nämlich eine Attacke auf die schottische Identität durch Margaret Thatcher in den 1980er Jahren. So sehr wie die konservative Premierministerin hatte sich London zuletzt bei der Niederschlagung der Jakobiten in die Belange der Schotten eingemischt.

Was genau hat Thatcher falsch gemacht?

Ihre Regierung hat Entscheidungen getroffen, die in Schottland extrem verhasst waren. Sie hat zum Beispiel die Subventionen für die schwächeren Industrien gestrichen. Allein zwischen 1979 und 1981 ging so ein Fünftel aller Arbeitsplätze verloren.

Aber waren die radikalen Reformen Thatchers nicht notwendig – und erfolgreich? Schon in den frühen 1990er Jahren ging es der schottischen Wirtschaft besser als dem Rest des Landes.

Richtig, aber das können Sie schlecht jenen erzählen, die den Schrecken der Massenarbeitslosigkeit in den 1980ern erlebt haben. Übrigens: Viele in der aktuellen SNP-Führung sind Kinder dieser Zeit. Die Regierungschefin Nicola Sturgeon hat einmal gesagt, dass Thatcher die Motivation für ihre gesamte Karriere sei. Wenn Sie die Thatcher-Jahre aus der schottischen Geschichte tilgen könnten, dann spräche heute niemand von Unabhängigkeit.

1997 schien ein gebürtiger Schotte die Antwort auf den wachsenden Nationalismus gefunden zu haben: der britische Premier Tony Blair. Er gewährte Edinburgh nach 300 Jahren wieder ein eigenes Parlament und weitreichende Autonomie. Viele hofften, das würde die SNP schwächen. Doch das Gegenteil ist geschehen. Warum?

Die Befürworter der Verfassungsreform hatten das schottische Parlament als eine Art Schutzwall gegen eine Politik Londons wie in den Thatcher-Jahren konzipiert. Tatsächlich schufen sie damit eine perfekte Bühne für die SNP. Im gesamtbritischen Parlament von Westminster waren die Nationalisten als kleine Minderheit zur Opposition verdammt, nun konnten sie sich Hoffnungen machen, irgendwann in der schottischen Volksvertretung die Mehrheit zu gewinnen ...

... was ihnen im Jahr 2007 auch gelang.

Ja, aber eine Stimme für die SNP war nicht unweigerlich auch eine Stimme für die Unabhängigkeit. Es war eher eine Kritik an der Arbeit der etablierten Parteien. Vor allem an Labour und Tony Blair, die für den Irakkrieg abgestraft wurden.

Im September 2014 initiierte die SNP ein Referendum über die Unabhängigkeit. Sie hatten im Vorfeld öffentlich angekündigt, mit Ja zu stimmen. Was hat Sie zu diesem Schritt bewogen?

Nun, ich bin kein Nationalist, aber den Status quo fand ich untragbar. Die britische Regierung war dabei, meinem Land zu schaden, vor allem durch ihre Wirtschaftspolitik. Deshalb wünschte ich mir eine maximale Autonomie, die London im Prinzip nur die Außen- und Verteidigungspolitik überlassen hätte, doch diese Option stand leider nicht zur Wahl. Also traf ich eine pragmatische Entscheidung: Ich wollte London mit einem möglichst hohen

Ergebnis für die Unabhängigkeit unter Druck setzen, den Schotten weitere Zugeständnisse zu machen. Aber ehrlich gesagt: Ich hätte nie gedacht, dass es so knapp ausgeht.

Den Anhängern der Unabhängigkeit fehlten nur rund fünf Prozent zum Sieg. Ein Grund für die Niederlage war die Sorge, was mit der EU-Mitgliedschaft geschehen würde. Das Brexit-Votum zwei Jahre später hat all dies auf den Kopf gestellt.

Ja, die Schotten stecken in der Zwickmühle. Sie wollen die Verbindung zu Europa bewahren. Andererseits würde das womöglich den Abbruch der wirtschaftlichen Beziehungen zu England bedeuten, die weitaus wichtiger sind.

»Ohne Margaret Thatcher spräche heute niemand von schottischer Unabhängigkeit«

Thomas Devine

Im Brexit-Referendum vom Juni 2016 haben fast zwei Drittel der Schotten für einen Verbleib in der EU gestimmt. Was macht die Schotten zu solch erklärten Pro-Europäern?

Wegen ihrer relativen Armut waren die Schotten schon immer gezwungen, in die Fremde zu blicken. Verglichen mit den Engländern waren sie stets weniger insular. Darüber hinaus hat sich die stärkste Partei in Schottland, die SNP, voll und ganz für Europa ausgesprochen. Aber ich gebe zu: Ich bin Optimist. Ich hoffe immer noch, dass es nicht zum Brexit kommen wird.

Wirklich?

Er ist jedenfalls unwahrscheinlicher als noch vor wenigen Monaten. Erstens werden die Verhandlungen länger dauern, als alle glauben. Zweitens wäre der Brexit ein ökonomisches Desaster. Drittens wird irgendjemand irgendwann das derzeitige politische Vakuum in Großbritannien füllen und für all jene sprechen, die gegen den Brexit sind. Und viertens können die 27 anderen Mitgliedstaaten der EU den Brexit-Vertrag noch kippen, indem sie ihn nicht ratifizieren. Ich denke da vor allem an die Iren, die ja eine gemeinsame Grenze mit dem Vereinigten Königreich haben.

Angenommen, Sie irren sich, der Brexit kommt, und Schottland verlässt das Vereinigte Königreich. Würden die Engländer die Schotten denn nach 300 Jahren wirklich gehen lassen?

Lassen Sie es mich folgendermaßen sagen. So zügellos, wie der englische Nationalismus gerade wütet, ist das Interesse der Engländer an der Verbindung beider Nationen weitaus geringer als noch vor wenigen Jahren. ●

Das Interview führte Joachim Telgenbüscher, der es auch ins Deutsche übersetzte.

Die Geschichte Schottlands

Die Schotten besiegen Römer und Wikinger; das Land bringt einige der größten Denker und Unternehmer der Welt hervor. Doch es ist vor allem der jahrhundertelange Konflikt mit England, der seine Geschichte prägt

Text: OLAF MISCHER; Karte: STEFANIE PETERS

Im 1. Jahrhundert n. Chr. dringen erstmals römische Legionäre bis in den Norden der britischen Insel vor: ins heutige Schottland. Doch gelingt es ihnen nicht, die dort lebenden Stämme dauerhaft zu unterwerfen. Stattdessen bauen die Römer ab 122 n. Chr. eine fast 120 Kilometer lange Grenzbefestigung, um ihre südlich davon gelegenen Kolonien zu schützen. Die Gebiete jenseits dieses sogenannten Hadrianswalls überlassen sie weitgehend sich selbst.

Um das Jahr 367 werden die Territorien im Norden zum Ausgangspunkt einer unmittelbaren Bedrohung. Denn mehrere Stämme verbünden sich, um gemeinsam das römische Britannien anzugreifen, darunter die in Schottland siedelnden Pikten sowie die wohl aus Irland kommenden Skoten. Während die Pikten (von lat. *picti*: „be-malt“, weil sie vermutlich tätowiert sind) den Hadrianswall durchbrechen, greifen die Skoten (möglich-
erweise von lat. *scoti*: „Piraten“; sie selbst nennen sich *goidil*: Gälern) vom Meer her an. Zwar vertrei-
ben die Römer die Angrei-
fer wieder, müssen Britan-
nien jedoch bald darauf

komplett aufgeben, unter anderem, weil sie auf dem Kontinent von den Germanen bedroht werden.

In der Folge lassen sich mehr und mehr Skoten in Britannien nieder und gründen in der südwestschottischen Region Argyll das Königreich Dalriada: ein kriegerisches Staatswesen, dessen Basis *clans*, große Familienverbände, bilden. Die Neuankömmlinge sprechen Gälisch, eine keltische Sprache.

Die Pikten siedeln vor allem im Osten und Norden Schottlands. Sie sind wohl Nachfahren von Jägern, die am Ende der letzten Eiszeit über eine Landbrücke vom Kontinent nach Britannien gezogen sind.

Im 6. Jahrhundert n. Chr. bekehren irische Missionare um den Mönch Columba Pikten und Skoten zum Christentum: Der Gottesmann errichtet auf der Atlantikinsel Iona ein Kloster und entsendet von dort aus Missionare zu den Bewohnern der Highlands.

839

Skandinavische Wikinger töten in einer Schlacht fast den gesamten Adel der Pikten und deren König. Bereits seit 794 überfallen die Wikinger immer wie-

der schottische Küstenorte, rauben Kirchen- und Klosterschätze.

um 843

Kenneth MacAlpin, Herrscher von Dalriada, nutzt die Schwäche der Pikten und lässt sich zum König des Nachbarreichs ausrufen. Sein nun Alba (vermutlich von gälisch *alp*: „Fels“) genanntes Reich erstreckt sich über den größten Teil des heutigen West- und Zentralschottland. Scone wird Königsresidenz. In den folgenden Jahrhunderten verschwinden allmählich Sprache und Kultur der Pikten.

ab 866

Wikinger erobern nach und nach fast den gesamten Westen Schottlands. Doch ganz Alba können die Skandinavier nicht einnehmen. Im Gegenteil: Der gemeinsame Kampf festigt die königliche Herrschaft über Pikten und Skoten.

904

König Konstantin II. von Alba fügt skandinavischen Invasoren nahe Scone eine vernichtende Niederlage zu. Es ist der letzte Vorstoß der Wikinger. Lediglich die Region Argyll, die

Hebriden und die Orkney sowie die Shetland-Inseln werden noch beherrscht von Wikingergrafen, die nominell dem norwegischen König unterstehen.

1034

König Duncan I. vereint die zuvor formal selbstständigen Gebiete Strathclyde, Cumbria, Lothian und Alba unter seiner Krone.

1040

Der Adelige Macbeth erschlägt Duncan I. und proklamiert sich zum neuen Herrscher. In Alba (wo die Thronfolge nicht eindeutig geregelt ist) kommt es immer wieder zu blutigen Machtkämpfen. Oft streiten mehrere entfernte Verwandte eines verstorbenen Monarchen um dessen Nachfolge. Sowohl Duncan als auch Macbeth sind wohl über ihre Mütter königlicher Abstammung und können somit Anspruch auf die Krone erheben. 17 Jahre später wird Duncans Sohn Macbeth töten und kurz darauf als Malcolm III. den Thron besteigen.

um 1070

Malcolm III. heiratet die englische Prinzessin

Margaret, die aus Furcht vor dem neuen, aus der Normandie stammenden König Wilhelm I. dem Eroberer nach Schottland geflohen war.

1094

Duncan II., Sohn Malcolm III., wird in einer Urkunde *Rex Scotie*, König der Schotten, genannt. Der alte gälische Name Alba ist wohl mittlerweile fast vergessen.

Tatsächlich beherrscht König Duncan (wie viele seiner Vorgänger und Nachfolger) kaum mehr als den Südosten Schottlands: Argyll und die Hebriden werden nach wie vor von Skandinavieren kontrolliert. Im Norden haben Clanchefs die Macht; sie scheuen die Auseinandersetzung mit der Krone nicht – zumal die Könige immer wieder englische Angriffe abwehren müssen oder selbst ins fruchtbare Nordengland vordringen.

1124

David I., Sohn eines Schotten und einer englischen Prinzessin, wird zum König gekrönt. Der junge Monarch, der am Londoner Hof erzogen wurde, modernisiert sein Reich

nach dem Vorbild der normannischen Herrscher Englands: Er unterteilt seinen Machtbereich in *shires*, Verwaltungseinheiten, die jeweils von einem königlichen Sheriff geführt werden, setzt die Thronfolge vom Vater auf den ältesten Sohn durch und kann mit einer Mischnung aus militärischer Gewalt und Diplomatie seinen Einfluss auch auf den Norden ausweiten.

Zudem vergrößert er seine Machtbasis durch englische, flandrische und französische Ritter, die sich auf seine Einladung hin im südschottischen Flachland niederlassen. Und er fördert den Ausbau von Städten, etwa Perth und Aberdeen; Bürgerrecht erhalten nur wohlhabende, zumeist aus England oder vom Kontinent zugewanderte Kaufleute und Handwerker. Auch lässt er die ersten schottischen Münzen prägen.

um 1150

Die schottische Bevölkerung Argylls vertreibt unter ihrem Anführer Somerled die skandinavischen Besatzer weitgehend. Fortan regiert Somerled, vermutlich Sohn eines gäischen Vaters und einer skandinavischen Mutter, über das einstige Kerngebiet der Skoten. Zudem erobert er die westlichen, von den Norwegern beherrschten Inseln. Seine Nachfolger herrschen dort als „Lords of the Isles“.

1173

König Wilhelm der Löwe unterstützt englische Aufständische gegen ihren

Monarchen – und muss, nachdem er in Gefangenschaft geraten war, die Oberhoheit der englischen Krone anerkennen. Schottland ist nun Vasall Englands. Doch schon 15 Jahre später entlässt Englands König Richard I. Schottland wieder in die Unabhängigkeit. Zuvor hatte ihm der schottische Monarch eine hohe Summe Geldes gezahlt, mit der Richard einen Kreuzzug ins Heilige Land finanziert.

1222

Der 1214 gekrönte Alexander II. erobert Argyll von Somerleds Nachfolgern, die jedoch weiterhin weite Teile der westlichen Inseln beherrschen.

ab ca. 1235

Adelige Berater des Königs versammeln sich regelmäßig unter dessen Leitung in einem *colloquia* genannten Parlament: Die Magnaten diskutieren über neue Gesetze und Kriege. Später übernehmen Mitglieder dieser Versammlung auch die Regierung des Reiches bei Thronvakanz und für minderjährige Monarchen.

1292

Eduard I. von England wird zum Schiedsrichter in einem schottischen Thronfolgestreit: Die Adeligen des Landes haben ihn um Vermittlung gebeten, nachdem 13 Männer ihren Anspruch auf den vakanten Thron angemeldet hatten (die letzte Königin war kinderlos gestorben). Solche Vermittlungen sind in Europa üblich. Doch der militärisch überlegene

Eduard versucht nun, Schottland unter seine Kontrolle zu bringen. Er ernennt John Balliol zum neuen König und zwingt diesen, ihn als seinen Lehnsherrn anzuerkennen.

1294

Eduard I. erklärt Frankreich den Krieg und verlangt von seinem schottischen Vasallen Waffenhilfe. König John aber widersetzt sich, schließt stattdessen im folgenden Jahr mit Paris ein Militärbündnis gegen den gemeinsamen Feind – es ist der Beginn der später so genannten *Auld (alten) Alliance*, eines in den folgenden Jahrhunderten mehrmals erneuerten Pakts gegen England. Allzu oft hatte Eduard I. König John wie einen Lakaien behandelt, ihn etwa zum Rapport nach London einbestellt.

1296

Während Eduard I. einen Feldzug gegen Frankreich vorbereitet, fallen Johns Truppen in Nordengland ein. Doch der englische König führt seine Armee nach Norden und schlägt die Schotten zurück. John sperrt er in den Londoner Tower und entlässt ihn 1299 ins französische Exil, während er selbst das Nachbarland von London als regiert.

1297

William Wallace, Sohn eines Landadeligen, organisiert den Widerstand gegen Eduards Fremdherrschaft und besiegt die Engländer bei Stirling. Daraufhin ernennen ihn die schottischen Magna-

ten zum *guardian* (engl., „Hüter“), zum Vertreter des Königs. Wenig später verliert Wallace die Schlacht bei Falkirk, wird schließlich von den Gegnern gefangen genommen (und 1305 in London hingerichtet). Doch die Adeligen John Comyn sowie Robert the Bruce setzen den Kampf fort.

1306

Robert the Bruce erschlägt John Comyn im Streit. Denn die beiden haben wohl um die Krone konkurriert. Roberts Familie ist durch Heirat mit dem Königshaus verwandt; sein Großvater gehörte zu den 13 Männern, die um 1290 die Krone beansprucht haben. Robert selbst hat zunächst gemeinsam mit William Wallace gekämpft, sich dann, so scheint es, zeitweise auf die Seite Englands geschlagen. Nun lässt er sich in Scone krönen – wohl von einem Teil der Magnaten unterstützt. Als König kann er die Schotten leichter für den Widerstand gegen Eduard I. mobilisieren.

1307

Eduard I. von England stirbt. Sein Sohn und Nachfolger, Eduard II., führt einen jahrelangen Kampf gegen seinen Adel, der die Autorität des schwachen Herrschers nicht anerkennen will. So kann Robert seine Macht in Schottland festigen.

1314

Als Eduard II. nun doch seine Oberherrschaft über Schottland sichern will, besiegt ihn Robert the

Bruce in der Schlacht von Bannockburn. Es ist der größte Sieg in der Geschichte Schottlands. Das Land ist nun praktisch wieder unabhängig.

1320

Einige Magnaten wenden sich mit der später so bezeichneten „Deklaration von Arbroath“ an Papst Johannes XXII.: Als höchste religiöse Autorität möge er den englischen König ermahnen, sich aus schottischen Angelegenheiten herauszuhalten. Späteren Generationen gilt diese Bittschrift als „Unabhängigkeitserklärung Schottlands“.

1326

Auch die wohlhabenden Stadtbürger dürfen nun Vertreter ins Parlament entsenden. Denn durch deren Handelsbeziehungen sind zumindest die Lowlands wohlhabend geworden. Als Parlaments- und Verwaltungssprache setzt sich bis zum 16. Jahrhundert das in dieser Region gesprochene, mit dem Englischen eng verwandte Scots durch.

1328

Der neue englische Herrscher Eduard III. erkennt Robert the Bruce als legitimen König an und gibt den Anspruch auf die Oberhoheit über Schottland offiziell auf – nachdem schottische Truppen mehrmals Nordengland angegriffen haben.

1371

Robert Stewart besteigt den Thron. Der 55-Jährige, Enkel des verstorbenen Robert the Bruce,

stammt von französischen Einwanderern ab, denen König David I. um 1140 das später erbliche Hofamt des „High Stewart of Scotland“ verliehen hat. Er ist der Begründer einer neuen Dynastie, des Hauses Stuart (so die neuere Schreibweise).

1469

Der 17-jährige Jakob III., seit 1460 König Schottlands, heiratet Margarethe, die Tochter König Christopher von Dänemark, Schweden und Norwegen. Als Mitgift fallen die Orkneys und die Shetland-Inseln an die schottische Krone.

um 1470

Jakob III. macht Edinburgh zum Hauptsitz der Regierung. Die Stadt hat sich in den Jahren nach den Kämpfen um die schottische Unabhängigkeit zur führenden Handelsmetropole entwickelt.

1488

Adelige Rebellen aus den Lowlands gewinnen den 15-jährigen Thronfolger Jakob für eine Verschwörung gegen seinen Vater. Der ist bei den Lords unter anderem deshalb verhasst, weil er zahlreiche Künstler in seine Entourage aufgenommen hat – und wird nach einer verlorenen Schlacht gegen England ermordet.

Der neue König, Jakob IV., stärkt den Einfluss der Krone in den Highlands: Der Monarch, der neben Scots auch Gälisch spricht, gewährt jungen Nord-schotten Stipendien etwa für ein Studium an Schottlands erster, 1413 gegrün-

deter Universität von St. Andrews, überträgt Clanchefs hoheitliche Aufgaben und gewährt ihnen zugleich in ihren Regionen weitgehende Autonomie; Rebellen bekämpft er konsequent.

1493

John MacDonald, Lord of the Isles, muss seinen Titel und alle Ansprüche auf die Hebriden aufgeben. Er hatte sich unter anderem 1462 bereit erklärt, den englischen König bei der Eroberung Schottlands zu unterstützen. Zwar kam es nicht zu einer englischen Invasion, doch seither ist MacDonald mehrmals vor das Parlament zitiert worden. Mit der Entmachtung des Clanchefs steht auch der Nordwesten endgültig unter der Kontrolle der Krone.

1494

Der Mönch John Cor hat, wie das königliche Rechnungsbuch verzeichnet, acht *bolls* Malz erhalten, um daraus *aqua vitae*, „Lebenswasser“, zu destillieren. Dies ist der erste bekannte schriftliche Hinweis in Schottland auf eine zunächst auch unter dem gälischen Namen *uisge beatha* verkauften Spirituose, die später als Whisky bekannt und schließlich zu Schottlands Nationalgetränk erhoben wird.

1503

Jakob IV. heiratet Margaret Tudor, die älteste Tochter des englischen Königs Heinrich VII. Der erste Monarch aus dem Hause Tudor ist an Frieden mit dem Nachbarn im Norden interessiert, weil er nach

einem jahrzehntelangen Bürgerkrieg seine Herrschaft im eigenen Land sichern muss.

1527

Am Ufer von Loch Ness will ein Mann namens Duncan Campbell eine schreckliche Bestie beobachtet haben. Von nun an gibt es immer wieder Berichte über das „Ungeheuer“, das angeblich in dem 240 Meter tiefen See in den Highlands leben soll.

1542

Kurz vor dem Tod ihres Vaters Jakob V. wird Maria Stuart geboren und bald darauf zur Königin Schottlands gekrönt. 1554 übernimmt ihre Mutter Marie de Guise die Regentschaft für die minderjährige Monarchin.

1543

In Schottland verteilen Protestanten eine englische Übersetzung der lateinischen Bibel, damit jeder Gläubige die Heilige Schrift selbst lesen und verstehen kann. Der Priester wird so als Mittler der Worte Gottes überflüssig, katholische Kleriker fürchten daher um ihren Einfluss. Schon seit etwa 1530 bringen Kirchenkritiker reformatorische Schriften etwa aus Dänemark in Umlauf, die besonders von Adeligen gelesen werden. Die Verbreitung protestantischer Werke wird von der Obrigkeit bald hart bestraft.

1546

In Edinburgh lässt Kardinal David Beaton den populären protestantischen Prediger George Wishart

wegen Ketzerei verbrennen. Beeinflusst von Schweizer Reformatoren, hat Wishart die Erneuerung der Kirche gefordert – auch weil in Schottland viele Adelssprösslinge nicht aus spirituellen, sondern aus finanziellen Gründen dem geistlichen Stand beitreten: Die Einnahmen des Klerus sind zehnmal größer als diejenigen der Krone.

Adelige Sympathisanten des Hingerichteten ermorden kurz darauf den Kardinal und verschanzen sich in der Festung von St. Andrews, müssen sich aber schließlich Armeeeinheiten ergeben.

1558

Der Reformator John Knox, der sich den Mörder von Kardinal Beaton in St. Andrews angeschlossen hatte, veröffentlicht im Genfer Exil das Pamphlet „Erster Fanfarenstoß gegen das ungeheuerliche Regiment der Frauen“.

Es ist eine Kampfschrift gegen die Katholikinnen Marie de Guise, Witwe Jakobs V. und Regentin Schottlands, sowie ihre mittlerweile 15-jährige Tochter Maria Stuart, die Königin. Frauenherrschaft sei gegen Gottes offenkundigen Willen, schreibt Knox. Wie so viele Schotten ist er von der Lehre des radikalen Genfer Reformators Johannes Calvin beeinflusst, der alle weltlichen Vergnügungen, selbst Theateraufführungen, ablehnt.

Im April heiratet Maria Stuart den französischen Thronfolger Franz, der bald darauf zum König gekrönt wird.

1559

Der Prediger John Knox kehrt aus seinem Exil nach Schottland zurück. Mittlerweile hat die Reformation immer mehr und mächtige Anhänger gefunden. Öffentlich stachelt Knox nun die Protestanten zur Erhebung gegen die Herrschaft der Katholiken an. Daraufhin stürmen seine Anhänger vielerorts in Schottland Gotteshäuser und vernichten kostbaren Kirchenschmuck.

Als die katholische Regentin Schottlands die Anführer der Protestant an den Hof befiehlt, damit diese sich für die Unruhen verantworten, fürchten sie eine Falle – und rüsten stattdessen zum Kampf. Im daraufhin beginnenden Bürgerkrieg werden die schottischen Protestant bald von England unterstützt.

1560

Das schottische Parlament beendet die päpstliche Autorität über die Kirche und dekretiert ein reformiertes, an der Theologie von Calvin und Knox orientiertes Glaubensbekenntnis. Es ist die Geburtsstunde der presbyterianischen Kirche Schottlands: Die Gläubigen wählen in ihren Gemeinden von nun an Presbyter (griech. *presbyteros*: „Ältester“), die gemeinsam mit Geistlichen den Kirchenvorstand bilden; Bischöfe dürfen den Presbytern und Geistlichen keine Weisungen erteilen. Das neue Bekenntnis setzt sich vor allem im Flachland durch; im Hochland bleiben viele Clans katholisch.

BRITANNIENS NORDEN (UM 1900)



Daten und Fakten

Schottland besteht aus drei Regionen, die zusammen etwa so groß sind wie Bayern. Vor den Küsten liegen zahllose Inseln, etwa die Hebriden, über die bis um 1150 Skandinavier gebieten. Danach herrschen dort Highland-Clans – wie im kargen Bergland im Norden. Die Hochländer rebellieren auch nach der Gründung der staatlichen Union zwischen Schottland und England 1707 mehrmals gegen die Krone. Die größten Städte liegen im Flachland: das Industriezentrum Glasgow mit 762 000 Einwohnern um 1900 – und Edinburgh, die politische Kapitale

1561

Maria Stuart kehrt in ihre Heimat zurück, nachdem sowohl ihr Mann, der französische König, als auch ihre Mutter verstorben sind. Mit den protestantischen Lords vereinbart die mittlerweile volljährige Königin einen Kompromiss: Sie akzeptiert die calvinistische Reformation, darf selbst aber katholisch bleiben.

1565

Königin Maria heiratet ihren Verwandten Henry Stuart, Lord Darnley – nach katholischem Ritus. Im folgenden Jahr wird sie Mutter eines Sohnes, des Thronfolgers Jakob (VI.).

1567

Marias Ehemann wird unter ungeklärten Umständen erwürgt. Schnell kursieren Gerüchte: Die Königin stehe hinter der Tat. Wenig später heiratet sie ausgerechnet jenen Mann, der den Mord an ihrem Gemahl wahrscheinlich geplant hat – wohl weil sie ihn für ihren einzigen verbliebenen, mächtigen Beschützer hält und er sie erheblich unter Druck setzt. Kurze Zeit später erheben sich viele Lords gegen Maria, nehmen die Königin gefangen und zwingen sie, zugunsten ihres Sohns abzudanken.

Der neue Herrscher wird nun protestantisch erzogen, während Maria die Flucht nach England gelingt. Sie bittet Königin Elisabeth I., eine Verwandte von ihr, um Hilfe gegen den schottischen Adel, wird aber von der protestantischen Herrscherin gefangen gesetzt – weil

die katholische Maria Anspruch auf die Krone des protestantischen England erheben kann.

1586

Jakob VI. schließt einen Bündnisvertrag mit England. Trotz der Inhaftierung seiner Mutter ist er an guten Beziehungen zu England interessiert, wohl auch deshalb, weil er beste Aussichten hat, die englische Krone zu erben, wenn seine kinderlose, mittlerweile 52-jährige Verwandte Elisabeth stirbt.

1587

Nach fast 19 Jahren Haft wird Maria Stuart hingerichtet, weil sie in ein Mordkomplott gegen Elisabeth I. verstrickt war.

1603

Elisabeth von England stirbt. Ihr Nachfolger wird erwartungsgemäß Schottlands Herrscher Jakob VI. (in der englischen Herrscherzählung Jakob I.). Er verlegt seine Residenz samt Hofstaat nach London. Fortan werden die nach wie vor selbstständigen Königreiche England und Schottland in Personalunion regiert. Die von Jakob gewünschte Vereinigung beider Staaten verhindert das englische Parlament – auch, weil die Abgeordneten Resentiments gegenüber den vermeintlich primitiven Schotten haben.

1633

Jakobs Sohn und Nachfolger als englischer König (seit 1625) Karl I. lässt sich in Edinburgh auch zum Monarchen Schottlands

krönen. Zurück in London, plant er die Umgestaltung der demokratisch verfassten schottischen Kirche nach dem Vorbild der hierarchisch geordneten anglikanischen Staatskirche Englands: Oberhaupt soll der König werden, die Bischöfe sollen Vorgesetzte der Gemeindepfarrer sein, die Gläubigen ihren bischöflichen Hirten folgen.

1637

Nachdem Karl I. den Gläubigen Schottlands befohlen hat, sich wieder Bischöfen unterzuordnen, führt er dort nun auch das anglikanische Liturgiebuch „Book of Common Prayer“ ein. Daraufhin schicken die Presbyterianer zahlreiche Petitionen nach London. Doch der König lenkt nicht ein. Deshalb schließen die Presbyterianer 1638 den *National Covenant*, einen Bund zum Schutz der schottisch-protestantischen Kirche. Bald darauf schickt Karl englische Truppen an die schottische Grenze. Weil er aber aus Geldmangel keinen Krieg wagt, gibt er nach und schließt einen Waffenstillstand mit den *covenanters*.

1640

Da Karl I. erfahren hat, dass die schottischen Protestanten die traditionelle Allianz mit Frankreich gegen England wiederbelebt haben, beruft er im April das Parlament von Westminster ein, das ihm eine Steuer zur Finanzierung des Krieges im Norden bewilligen soll. Doch die Abgeordneten wollen zunächst über das umstrittene Regime des

Königs diskutieren, der seit 1629 ohne parlamentarische Beratung regiert. Deshalb löst der König die Versammlung im Mai wieder auf.

Als im August eine schottische Rebellenarmee in England einfällt, muss der König abermals mit den Presbyterianern Frieden schließen. Angesichts dieser Demütigung beruft Karl für November das englische Parlament erneut ein. Während der nächsten Monate ringen die Abgeordneten dem König weitreichende Zugeständnisse ab: Er darf das Parlament nicht ohne Zustimmung der Abgeordneten auflösen und muss es künftig mindestens alle drei Jahre einberufen. Den gewünschten Betrag bewilligt ihm das Parlament indes nicht.

1642

Nachdem einige englische Abgeordnete bereits im Vorjahr eine parlamentarische Kontrolle der Regierung gefordert hatten und Karl I. nun auch eine Anklage seiner katholischen Gemahlin wegen Verrats fürchten muss, will er sechs oppositionelle Parlamentsmitglieder verhaften – und provoziert damit einen Bürgerkrieg: Zwar werden die Abgeordneten gewarnt und können entkommen, doch das Parlament reißt nun die vollständige Kontrolle über die Londoner Milizen an sich. Der König flieht in den Norden seines Reiches. Von dort aus lässt er Truppen ausheben, während die Parlamentarier und ihre Unterstützer – darunter zahlreiche vom

Calvinismus geprägte Puritaner – sich mit den schottischen Covenanters verbünden: 1644 und 1645 erringt ihre Allianz entscheidende Siege.

Im folgenden Jahr ergibt sich Karl der Armee der Covenanters. Doch die Schotten übergeben den Monarchen an das englische Parlament, wofür sie eine Summe von 200 000 Pfund Sterling erhalten. Dieser „Verkauf“ des Königs an die Engländer ist in Schottland höchst umstritten.

1647

In Geheimverhandlungen verständigt sich Karl im Dezember mit den Schotten: Sie unterstützen ihn im Kampf gegen die Opposition in England, im Gegenzug will er unter anderem in Schottland die presbyterianische Kirche anerkennen. Doch im folgenden Jahr unterliegen seine Anhänger in einer Schlacht im nordwestenglischen Preston.

1649

Karl I. wird von den radikalen Puritanern wegen Hochverrats hingerichtet – gegen den Willen vieler Schotten; sein ältester Sohn ist bereits 1643 nach Frankreich geflohen. Damit ist der Bürgerkrieg in England beendet.

Das englische Parlament schafft nun die Monarchie sowie die anglikanische Staatskirche ab, erklärt England zur Republik. Als Vorsitzender des neu gebildeten Staatsrates regiert der General Oliver Cromwell bald als Militärdiktator. Doch der schottische Adel

lehnt Cromwells despotische Herrschaft mehrheitlich ab, unterstützt stattdessen den Thronfolger Karl – zumal auch der sich bereit erklärt, die presbyterianische Kirche zu akzeptieren.

1651

Karl II. wird in Scone mit Unterstützung der schottischen Adelsmehrheit zum König von Schottland und England gekrönt. Um seinen Anspruch durchzusetzen, zieht er kurz darauf mit einer Streitmacht nach England, wird aber rund 160 Kilometer nordwestlich von London geschlagen. Daraufhin flieht er erneut nach Frankreich.

1652

Cromwell, dessen Armee zwischenzeitlich weite Teile Schottlands einschließlich Edinburghs besetzt hat, beruft eine Versammlung ihm ergebener Vertreter der schottischen Grafschaften und Städte ein, die sich für die Vereinigung Schottlands mit England ausspricht. Damit ist das Königreich Schottland aufgelöst.

1658

Als Oliver Cromwell stirbt, entsteht in London ein Machtvakuum. Im April 1660 wird schließlich ein neues Parlament gewählt. Die aus der Abstimmung hervorgegangene royalistische Mehrheit erkennt den 1651 von den Schotten zum König erhobenen Karl II. als ihren Herrscher an. Nach London zurückgekehrt, hebt der König die staatliche Union Schottlands und Englands auf.

1679

Eine Gruppe Covenanters – Nachfolger jener Männer, die 1638 den Bund zum Schutz der presbyterianischen Kirche geschlossen haben – ermordet den höchsten Kleriker Schottlands: Erzbischof James Sharp. Vorausgegangen waren erneute Repressionen gegen die presbyterianische Kirche. Zugleich erheben sich zahlreiche Schotten gegen ihren König, der sich nicht mehr an die ihnen einst in einer Notsituation gemachten kirchenpolitischen Zusicherungen halten will. Doch bald schon unterliegen sie der königlichen Armee. Nun beginnt eine Zeit der blutigen Verfolgung von presbyterianischen Christen, die sich in den Untergrund zurückziehen. Doch auch die Covenanters töten ihre Feinde, wann immer sie dazu Gelegenheit haben. Wohl Tausende Menschen kommen während dieser „Killing Times“ um.

1685

König Karl II. stirbt, ihm folgt sein Bruder Jakob VII. (nach englischer Zählung der II.), ein Katholik.

1688

König Jakob wird Vater eines Sohnes. Nun fürchten zahlreiche englische Parlamentarier die Entstehung einer katholischen Dynastie und das endgültige Ende der protestantischen Monarchie. Deshalb bieten führende Staatsmänner Jakobs protestantischem Schwiegersohn den Thron an: dem Niederländer Wilhelm von Oranien. Als dieser mit

einem Heer England erreicht, flieht Jakob mit seinem Sohn James Edward Stuart nach Frankreich.

1689

Am 11. April werden Wilhelm III. und seine Frau Maria in London als gleichberechtigte Regenten gekrönt. Sie haben zuvor einem vom Parlament verfassten Gesetz zugestimmt, das dem Parlament weitreichende Rechte einräumt – die Grundlage der „Bill of Rights“.

Am selben Tag setzt in Edinburgh eine Versammlung von Adeligen und Stadtbürgern den geflohenen König Jakob ab, da er die Gesetze Schottlands verletzt und mit dem Papst paktiert habe. Nachdem Wilhelm und Maria unter anderem dem schottischen Parlament weitreichende Rechte etwa bei der Kontrolle des Staatshaushalts zugestanden haben, werden sie im Mai auch zu Herrschern Schottlands proklamiert.

In den Highlands aber schließen sich bewaffnete Anhänger des geflohenen Königs zusammen: Im Juli fügen militante Anhänger Jakobs regierungstreuen Truppen eine Niederlage zu. Doch da ihr Anführer in der Schlacht ums Leben gekommen ist, löst sich die Rebellentruppe bald auf. Eine kleine, Jakobiten genannte Opposition bleibt jedoch aktiv.

1692

In den westlichen Highlands massakrieren Soldaten zahlreiche Angehörige des MacDonald-Clans –

als Warnung an alle anderen Highlander: Wilhelm III. hatte von den Hochlandadeligen einen Treueid verlangt. Während viele Clanchefs der Aufforderung sofort nachkamen, hat der Anführer des Zweigs der MacDonalts aus dem Tal von Glencoe den Schwur erst nach der vom König gesetzten Frist geleistet.

1695

Auf Anregung des Kaufmanns William Paterson gründet das Parlament die Company of Scotland Trading to Africa and the Indies, eine Aktiengesellschaft, die auf unbesiedeltem Gebiet schottische Kolonien gründen soll und das Monopol auf den Handel zwischen Schottland und Afrika, Asien sowie Amerika erhält. Die erste Kolonie will Paterson in Darién, im äußersten Osten des Isthmus von Panama, etablieren.

1698

Paterson und rund 1200 weitere Kolonisten segeln nach Darién und gründen dort New Edinburgh. Die Spanier haben ihre Niederlassung in der Region aufgegeben, weil die Lebensbedingungen dort für Europäer zu hart sind. So erkranken und sterben nun zahlreiche Siedler. Schließlich zerschlagen spanische Soldaten die Kolonie. Die Company of Scotland ist bald darauf pleite.

1702

König Wilhelm III. stirbt, acht Jahre nach seiner Frau und Mitregentin Maria II. Die Kronen Englands und Schottlands vererbt

er seiner Schwägerin Anna, einer Tochter des abgesetzten Königs Jakob. Als deren Erben bestimmt das Parlament in London Mitglieder des mit dem englischen Königshaus verwandten protestantischen Hauses Hannover – ohne die schottischen Abgeordneten konsultiert zu haben. Brüskiert diskutieren die Parlamentarier in Edinburgh über einen eigenen König. Und die Engländer drohen mit einem Handelskrieg, sollten die Schotten die hannoveranische Erbfolge nicht anerkennen. Zudem verlangt London nun ultimativ, dass die Schotten der Union mit England zustimmen.

1705

„Lasst uns Briten sein; nieder mit den alten, schmälichen Bezeichnungen Schottland und England!“, verlangt ein schottischer Adeliger – und immer mehr reiche Bürger unterstützen diese Forderung, verlangen, wie auch englische Politiker, die staatliche Union mit dem Nachbarn, weil sie spätestens seit dem Desaster um die Kolonie Darién glauben, dass Schottland auf England angewiesen ist: als militärischer Verbündeter und als Markt für schottische Waren. Zwei Jahre später beugt sich das Parlament und stimmt auch der hannoveranischen Erbfolge zu.

1707

Königin Anna verkündet die Union ihrer beiden Herrschaftsgebiete unter dem Namen Großbritannien. Das schottische

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts,
o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

TITEL: CBW/Alamy Stock Photo

EDITORIAL: Paula Markert für GEOEPOCHE: 3

INHALT: Nachweise bei den jeweiligen Artikeln

MAGISCHER NORDEN: Alinari Archives, Florence: 6/7, 10/11, 14/15, 16/17, 18/19, 20/21, 22/23; Science & Society/INTERFOTO: 8/9, 24/25; Bridgeman Images: 12; Glasgow University Archive: 13

DER TRIUMPH ÜBER DIE PIKTEN: The Mardon Archive: Images: 26/27, 29, 30, 33, 34; The Trustees of the British Museum/bpk: 27, 28, 31, 32, 35

DER KÖNIG UND DER DICHTER: V & A Images/INTERFOTO: 37

FÜR SCHOTTLANDS FREIHEIT: Timo Zett für GEOEPOCHE: 38–53

MARIA STUART: Bridgeman Images: 54, 57, 59, 60, 67, 69, 70; RMN-Grand Palais/bpk: 58, 63; Fine Art Images/SuperStock/INTERFOTO: 61; G. Dagli Orti/De Agostini Picture Library/akg-images: 64; Fine Art Images/Prisma: 66

DER SCHOTTE AUF ENGLANDS THRON: Austrian Archives/Imago: 73

PLEITE IM PARADIES: Bridgeman Images: 74/75; Liszt Collection/akg-images: 76, 80; Lebrecht Music & Arts/culture-images: 77; IAM/akg-images: 78; Granger Collection/INTERFOTO: 79; Universal History Archive/UIG/Getty Images: 81; Jean-Paul Dumontier/La Collection/INTERFOTO: 82/83; Pictorial Press Ltd/Alamy Stock Photo: 84

IM LAND DER CLANS: Sotheby's/akg-images: 86/87; Bridgeman Images: 89, 94/95, 97; Alamy/mauritius images: 90/91; RMN-Grand Palais/bpk: 92, 98; Mary Evans Picture Library/INTERFOTO: 93; Culture Club/Getty Images: 96; Rischgitz/Getty Images: 101

DIE REBELLION DER HIGHLANDER: Mondadori Portfolio/akg-images: 103

DAS ATHEN DES NORDENS: T. H. Shepherd/digital koloriert von 4MAT Media: 104/105, 108, 111, 113, 114, 117; De Agostini Picture Library/akg-images: 106; Bridgeman Images: 107, 116 o.; David Allan: 109 o.; ART Collection/Alamy Stock Photo: 109 u.; Granger Collection/INTERFOTO: 112 o.; National Galleries of Scotland/Getty Images: 112 u.; Science Museum/SSPL/Süddeutsche Zeitung Photo: 116 u.

DAS WASSER DES LEBENS: Bildagentur-online/Alamy Stock Photo: 118/119; Science Museum/SSPL/Süddeutsche Zeitung Photo: 120/121; United Archives/mauritius images: 122; Bygone Images/Alamy Stock Photo: 125; SOTK2011/Alamy Stock Photo: 126/127

WOHLTÄTER UND MENSCHENFREUND: Mary Evans Picture Library/INTERFOTO: 129

VICTORIAS SECRET: Bridgeman Images: 132; Library of Congress: 133, 136/137, 140/141, 144/145; National Portrait Gallery, London: 134/135 o.; Bridgeman Images: 134 l., 143; Popperfoto/Getty Images: 134 r.; Hulton Archive/Getty Images: 138; Mary Evans Picture Library/INTERFOTO: 139 l., 139 r., 142 l.; Popperfoto/Getty Images: 142 r.

DAS FLORENZ DER MEDICI: Domingie & Rabatti/La Collection/INTERFOTO: 163 o. m.; akg-images: 162; Heritage Image Partnership Ltd/Alamy Stock Photo: 163 o. l.; Scala Archives/bpk: 163 o. r.; Alinari Archives/bpk: 163 u. l.; FineArt/Alamy Stock Photo: 163 u. r.

KARTEN: Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 32, 50, 100, 153

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung. © GEO 2017 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

Parlament wird zugunsten des in London tagenden britischen Abgeordnetenhauses aufgelöst; allerdings bleiben die schottische Landeskirche sowie ein eigenes Bildungswesen und das Rechtssystem erhalten. Zudem zahlt England eine Abfindung als Ausgleich für die Verluste durch das Kolonialabenteuer in Panama sowie als Subvention für die schottische Wirtschaft. Tatsächlich aber hat sich England den kleinen Nachbarstaat mit seinen rund eine Million Einwohnern einverlebt.

1714

Königin Anna stirbt. Sie war die letzte Monarchin Schottlands. Der Nachfolger – ihr Cousin, der in Hannover geborene Georg I. – wird zum König von Großbritannien gekrönt.

1715

Der Schotte John Erskine, Graf von Mar, ein ehemaliger Minister Königin Annas, der nach der Thronbesteigung Georgs I. Einfluss und Vermögen verloren hat, mobilisiert in den Highlands mindestens 10 000 bewaffnete Jakobiten gegen die englisch-schottische Union. Doch die Krieger sind schlecht ausgebildet: Nur 3000 Soldaten unter dem Kommando des Herzogs von Argyll reichen, um die Rebellen nördlich von Stirling zu stoppen.

Daraufhin weichen die Jakobiten nach Perth aus, wo einige Wochen später James Edward Stuart – Sohn des 1688 abgesetzten und nach Frankreich

geflohenen Königs Jakob – eintrifft. Anfang des folgenden Jahres krönen die Rebellen ihn zum neuen König Schottlands. Seine Regentschaft währt jedoch nur zwölf Tage. Dann flieht er angesichts vorrückender Truppen zusammen mit dem Grafen von Mar nach Frankreich.

1723

Ein unbekannter Autor veröffentlicht in London die biografische Skizze „Der Hochland-Schurke. Oder: die denkwürdigen Taten des berühmten Robert MacGregor“, der um diese Zeit unter dem Namen Rob Roy populär ist: Der Outlaw aus dem Clan der MacGregors hat seit 1712 regelmäßig Vertreter der britischen Monarchie, aber auch feindliche Clans und Jakobiten beraubt.

1745

Charles Edward Stuart, der Enkel des geflohenen Königs Jakob, will die britische Krone erobern: Er landet im Juli mit sieben Männern an der Westküste, marschiert im September mit 2400 Highlandern in Edinburgh ein, besiegt kurz darauf eine königliche Armee und zieht Anfang November mit 5500 Kämpfern über die englische Grenze. Erst bei Derby, keine 200 Kilometer vor London, weicht er vor Regierungstruppen zurück. Nach der Niederlage in der Schlacht von Culloden flieht er wieder nach Frankreich. Es war die letzte große Jakobitenrebellion. Charles Edward Stuart stirbt 1788 – in

Erzählungen als „Bonnie (häuscher) Prince Charlie“ verehrt – in Rom.

1746

Nach der Jakobitenrebellion will das britische Parlament das Clansystem zerschlagen, um künftige Rebellionen zu verhindern. Es verbietet den Hochlandbewohnern den Besitz von Waffen und das Tragen ihrer traditionellen Trachten. Zudem werden die Schulen in der Region staatlicher Kontrolle unterstellt.

1762

Um diese Zeit leben und arbeiten zahlreiche herausragende Künstler, Erfinder und Wissenschaftler sowie Philosophen in den Städten des Flachlands und prägen die „Schottische Aufklärung“: eine intellektuelle Strömung, die durch Rationalität alle den gesellschaftlichen und technischen Fortschritt behindernden Strukturen überwinden will.

Zu den führenden Vertretern der Schottischen Aufklärung gehören etwa der Dichter Robert Burns, der gegen die überkommene Moral und Religion rebelliert; der Philosoph David Hume, der die exakte Methodik der Physik Isaac Newtons auf die Philosophie überträgt; der Ingenieur James Watt, der die Dampfmaschine entscheidend verbessert und so die Industrielle Revolution der folgenden Jahrzehnte ermöglicht; und der Ökonom Adam Smith, der mit seinem Buch „Der Wohlstand der Nationen“ die Grundlagen der kapitalistischen

Wirtschaftsordnung untersucht. Im Unterschied zu den meisten europäischen Gelehrten sind Smith, Watt und viele andere schottische Denker vor allem an praktischen Fragen zur Verbesserung der Lebensbedingungen interessiert.

1786

Der Kaufmann David Dale ist einer der ersten Großindustriellen der Geschichte. Er gründet mehrere Baumwollspinnereien. Für seine Arbeiter in der Spinnerei von New Lanark lässt er eine Mustersiedlung bauen, mit sauberen und hellen Wohnungen, Schulen und gutem Nahrungsmittelangebot. Der Ort wird zum Vorbild für weitere Reformsiedlungen und gehört heute zum Unesco-Weltkulturerbe.

1822

Als erster Monarch seit 170 Jahren besucht König Georg IV. Schottland – und trägt eine von der hergebrachten Kleidung der Hochland-Clans inspirierte Tracht: *kilt* (einen aus kariertem Wollstoff bestehenden Rock) und *plaid* (ein rechteckiges, ebenfalls kariertes Tuch, das über der linken Schulter getragen wird). Damit fördert der Monarch die Popularität der vermeintlich traditionellen Tracht der Hochlandbewohner – tatsächlich ist der Kilt eine Erfindung des 18. Jahrhunderts. Organisiert hat den royalen Besuch der Schriftsteller Sir Walter Scott, der die schottische Identität wiederbeleben will.

1828

Der schottische Erfinder James Beaumont Neilson lässt einen Winderhitzer für Hochöfen patentieren: Die Verwendung heißer anstelle kalter Luft bei der Eisenherstellung verdreifacht die Produktion pro Tonne Kohle und ermöglicht den Bau größerer Schmelzöfen. So werden die Herstellungskosten deutlich reduziert; der Anteil der schottischen Eisenerzeugung an der gesamten britischen steigt von neun (1806) auf

28 Prozent (1852). In den folgenden Jahren erhöht sich zudem die Kohleproduktion, auch weil die Löhne um ein Fünftel niedriger sind als in England. Zehntausende neue Arbeitsplätze entstehen, die Zahl der Einwohner steigt von einer Million Anfang des 18. Jahrhunderts auf knapp drei Millionen im Jahr 1851 – unter anderem, weil immer mehr irische Einwanderer in Schottland Arbeit finden.

1852

Albert von Sachsen-Coburg-Gotha, Gemahl Königin Viktorias, erwirbt Schloss Balmoral westlich von Aberdeen und lässt neben dem alten Gemäuer, das später abgerissen wird, eine Sommerresidenz bauen.

ab 1900

Nachdem die englischen Unternehmen der Baumwollindustrie den Kostenvorsprung der schottischen Konkurrenz eingeholt haben, stürzt die Branche in eine tiefe Krise. Dies sind die ersten Anzeichen einer schweren Wirtschaftsdepression, die bald viele

Sektoren ergreifen wird. Seit der Jahrhundertwende verlassen angesichts steigender Arbeitslosigkeit mehr und mehr Schotten das Land; allein zwischen 1901 und 1910 wandern fast 300 000 Menschen aus, gut sechs Prozent der Bevölkerung.

Zwar verspricht die 1934 gegründete Scottish National Party wachsenden Wohlstand, wenn Schottland sich von England löse. Aber kaum jemand glaubt ihr: In den folgenden Jahrzehnten erhält die SNP in Schottland selten mehr als ein Prozent der Stimmen. Erst als ab 1969 in der Nordsee vor der schottischen Küste Erdöl gefunden wird und die Partei mit dem Slogan *It's Scotland's oil* wirbt, erzielt sie höhere zweistellige Wahlergebnisse. Mit der Ölförderung beginnt nun ein ähnlich steiler ökonomischer Aufstieg wie in den Jahren der Industriellen Revolution.

In der Frage der Unabhängigkeit ist Schottland seither gespalten – bei einem Referendum 2014 hat sich eine knappe Mehrheit für den Verbleib im Vereinigten Königreich ausgesprochen. Eindeutiger fällt die Entscheidung im Hinblick auf die Europäische Union aus: Bei der Abstimmung über die Zugehörigkeit Großbritanniens zur EU 2016 haben fast zwei Drittel der Schotten für den Fortbestand der Mitgliedschaft votiert. ●

Olaf Mischer, *Jg. 1958, ist Verifikationsredakteur, Stefanie Peters, *Jg. 1963, Kartographin im Team von GEOEPOCHE.**

Gruner + Jahr GmbH & Co KG,
Sitz von Verlag und Redaktion: Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Postanschrift der Redaktion: Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon: 040 / 37 03 0-0, Telefax: 040 / 37 03 56 48,
Internet: www.geo-epoch.de

CHEFREDAKTEUR: Michael Schaper
STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR: Dr. Frank Otto

ART DIRECTION: Tatjana Lorenz

TEXTREDAKTION: Joachim Telgenbücher (Konzept dieser Ausgabe), Jens-Rainer Berg, Insa Bethke, Dr. Anja Fries, Samuel Rieth, Johannes Schneider, Andreas Sedlmair

AUTOREN: Jörg-Uwe Albig, Dr. Ralf Berhorst,

Dr. Matthias Mesenhöller, Cay Rademacher

BILDREDAKTION: Christian Gargerl (Leitung),

Dorit Eichmann, Roman Rahmacher, Edith Wagner

VERIFIKATION: Lenka Brandt, Fabian Klabunde, Olaf Mischer,

Svenja Muche, Alice Passfeld; **Mitarbeit:** Dr. Dirk Hempel

LAYOUT: Jutta Janßen, Eva Mitschke; **Mitarbeit:** Lena Ohemsen

KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer, Olaf Stefanus; **Mitarbeit:** Anja Poessmann

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURIN: Maike Köhler

CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Drost

REDAKTIONSSISTENZ: Ümmük Arslan, Angelika Fuchs, Helen Oqueka; Anastasia Mattern, Thomas Rost (Buchrecherche)

HONORARE: Petra Schmidt

VERANTWORTLICH FÜR DEN

REDAKTIONELLEN INHALT: Michael Schaper

PUBLISHER: Dr. Gerd Brüne

PUBLISHING MANAGER: Toni Willkommen

DIRECTOR DISTRIBUTION & SALES:

Torsten Koopmann / DPV Deutscher Pressevertrieb

EXECUTIVE DIRECTOR DIRECT SALES:

Heiko Hager, G + J Media Sales

VERANTWORTLICH FÜR DEN INHALT

DER BEILÄGEN: Daniela Krebs – Director Brand Solutions

G + J eIMS, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg

Es gilt die jeweils gültige Anzeigen-Preisliste unter www.gujmedia.de

MARKETING: Anja Wittfoth

HERSTELLUNG: G + J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling

Heftpreis: 10,00 Euro (mit DVD: 17,50 Euro)

ISBN: 978-3-652-00643-9;

978-3-652-00637-8 (Heft mit DVD)

ISSN-Nr. 1861-6097

© 2017 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00,

BIC: DEUTDEHH

Litho: 4mat Media, Hamburg

Druck: appl druck GmbH,

Senefelderstraße 3-11, 86650 Werndorf

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion

Telefon: 01805 / 37 03 20 98, Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo-epoch.de

Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung von Leserbriefen auf www.geo-epoch.de vor.

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

Kundenservice und Bestellungen

Anschrift: GEO Kundenservice, 20080 Hamburg

persönlich erreichbar: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,

Fr 9.00 bis 14.00 Uhr

E-Mail: geoepoche-service@guj.de

Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 55 55 89 90

Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 55 55 89 90

Telefax: +49 / 1805 / 861 80 02*

GEO-KUNDENSERVICE: www.GEO.de/Kundenservice

Preis Jahresabo: 60,00 € (D), 68,40 € (A), 99,00 sfr (CH)

Abo mit DVD: 99,00 € (D), 111,00 € (A), 174,60 sfr (CH)

Studentenabo: 36,00 € (D), 41,04 € (A), 59,40 sfr (CH)

mit DVD: 59,40 € (D), 66,60 € (A), 104,76 sfr (CH)

Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich. Preise für

GEOEPOCHE Digital unter www.geo-epoch.de/digital

BESTELLADRESSE FÜR

GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

Kundenservice und Bestellungen

Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaufelden

Telefon: +49 / 40 / 42 23 64 27 Telefax: +49 / 40 / 42 23 64 27

E-Mail: guj@sigloch.de

*16 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz. Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

BURGEN UND SCHLÖSSER

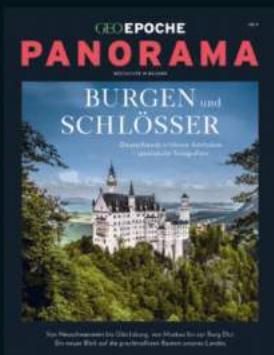
Mächtige Festungen, prächtige Residenzen: GEOEPOCHE PANORAMA zeigt spektakuläre Aufnahmen der 20 schönsten Adelssitze Deutschlands

Sie sind steinerne Zeugen der Vergangenheit: die Burgen und Schlösser, die auf Geheiß von Rittern und Fürsten in den vergangenen Jahrhunderten in deutschen Landen errichtet wurden.

So künden die trutzigen Bastionen, die der Kriegeradel im Mittelalter oft auf unzugänglichen Berggraten auftürmen ließ, vom Leben ihrer Herren, von ihren Fehden, Raubzügen und Kriegen. Und wenige Relikte erzählen so plastisch von der versunkenen Macht der Aristokraten wie deren prunkvolle Paläste.

In seiner aktuellen Ausgabe präsentiert GEOEPOCHE PANORAMA die schönsten Burgen und Schlösser Deutschlands – viele davon mit einer ferngesteuerten Kameradrohne aus bisher ungeschenken Perspektiven fotografiert. Etwa die Burg Eltz in den schroffen Höhen der Eifel, die nie erstürmt werden konnte. Oder die Hohenzollernburg, Stammhaus der preußischen Könige und deutschen Kaiser. Und natürlich wird das wohl berühmteste Schloss vorgestellt: Neuschwanstein, der Traum Ludwigs II.

GEOEPOCHE PANORAMA über Monuments der Macht und des Schönheitssinns: die Burgen und Schlösser der Deutschen.



GEOEPOCHE PANORAMA »Burgen und Schlösser: Deutschlands schönste Adelssitze« hat 136 Seiten im Großformat und kostet 15 Euro



Hohenzollern: Bastion der deutschen Kaiser



Ein blinder König lässt die Marienburg bauen



Nordkirchen: das westfälische Versailles

VAN GOGH UND SEINE ZEIT

Im späten 19. Jahrhundert revolutionieren Künstler in Frankreich die Malerei. Doch keiner entwickelt sie so radikal weiter wie Vincent van Gogh



Blumen voller Leben: »Schwertlilien« (1889)



So wie van Gogh sieht niemand die Welt

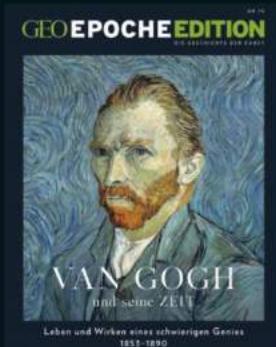


Farben der Finsternis: »Sternennacht« (1888)

Der Maler aus den Niederlanden ist begeistert von den sommerlichen Farben der Provence: Wie im Rausch bannt Vincent van Gogh sie ab Mitte 1888 in kräftigen, wirbelnden Strichen auf die Leinwand. Fast täglich vollendet er ein Bild, malt in der Glut der untergehenden Sonne lodernde Weizenfelder, flirrende Gärten, Wiesen, Dörfer und immer wieder auch sich selbst.

Erst als Erwachsener ist van Gogh zur Malerei gekommen, hat 1886 durch den Kontakt mit den Impressionisten in Paris die Inspiration für seinen unverwechselbaren Stil gefunden. Nun arbeitet der Getriebene bis zum Zusammenbruch. Im Juni 1888 ist er 35 Jahre alt – und hat nur noch 25 Monate zu leben.

In der nächsten Ausgabe porträtiert GEOEPOCHE EDITION van Gogh und seine Zeit. Erzählt von seinem selbstzerstörerischen Ringen um den richtigen Ausdruck, der Auseinandersetzung mit den Impressionisten und seiner Begeisterung für die Kunst Japans. Von Malern, die ihn inspirierten, und von jenen, denen er selbst ein Vorbild geworden ist. Es ist das Panorama einer Aufbruchszeit: der Sprung Europas und der Kunst in die Moderne.



GEOEPOCHE
EDITION »Van Gogh
und seine Zeit« hat
132 Seiten und kostet
16,50 Euro. Weitere
Themen: Das Werden
des Künstlers / Van
Goghs Erben: die
Expressionisten

GENUSS UND QUALITÄT

Was hochwertige Produkte ausmacht



Sie sind für den kulinarischen Genuss unentbehrlich:
Aromatische Gewürze wie Anis, Koriander oder
Galangal prägen und veredeln viele Gerichte



Die neue Ausgabe von
GEO WISSEN ERNÄHRUNG
kostet 9,50 Euro und hat 172
Seiten (mit der DVD »Mehr
Genuss mit Wein. Der Experte
Stuart Pigott erklärt den Erfolg
deutscher Winzer« 16,50 Euro).
Weitere Themen: Wie Kinder
genießen lernen / Worauf
bei Olivenöl zu achten ist / Wie
aus Enzianwurzeln ein aromati-
scher Schnaps gebrannt wird /
Auf welche Weise Aromen
im Labor entstehen

Was stellen die Produzenten hochwertiger Lebensmittel alles an, um ihren Kunden höchste Qualität zu liefern? Wie lassen sich bestimmte Aromen ungewöhnlich zusammenstellen, um neue Geschmackserlebnisse zu ermöglichen? Mit welchen Tricks arbeiten eigentlich Sterneköche? Und wie kann ich meinen Weingeschmack verfeinern?

GEO WISSEN ERNÄHRUNG erklärt in seiner neuen Ausgabe, wie erlesene Produkte entstehen – warum aber Gutes oft auch ganz einfach sein kann, etwa Tiefkühlprodukte selbst für Genussköche nicht mehr verpönt sind.

An vielen Beispielen beschreiben die Autoren die Kunst der Verfeinerung: darunter ein spezieller Käse, der nach der Sonnenseite der Alp schmeckt, feines Fleisch von Rindern, die stressfrei weiden können, und Kaffeebohnen, die auf ausgesuchten Böden angebaut und punktgenau geerntet werden.

Doch was ist Genuss überhaupt? Der Physiker und Berater von Gourmetköchen Thomas Vilgis verrät die Geheimnisse des guten Geschmacks.

RUNDE SACHE

Im nächsten GEOlino extra dreht sich alles um das Rad – und um das, was dank dieser Erfindung heute auf Straßen, Schienen, Rad- und Gehwegen unterwegs ist. Auf 100 Seiten geht es rund. Ein Comic erzählt, wie Bertha Benz im Jahr 1888 die erste Fernfahrt mit einem Auto unternahm und damit der Erfindung ihres Mannes Carl zum Durchbruch verhalf. Reporter haben bei Forschern und Entwicklern vorbeigeschaut, die auch knapp 130 Jahre später noch an ebendieser Erfindung feilen oder Autos im Crashtest-Labor absichtlich gegen die Wand fahren lassen. Die Leser erfahren, wie der neue ICE 4 gebaut wird, was an ein verkehrssicheres Fahrrad gehört und wie auch dann keine Langeweile aufkommt, wenn im Stau alle Räder stillstehen.



GEOlino extra »Rund ums Rad« kostet 7 Euro, mit DVD 12,90 Euro. Das Heft ist geeignet für Kinder ab acht Jahren



EPOCHE FÜRS SMARTPHONE

Das ist neu: Um die Inhalte von GEOEPOCHE allen Lesern elektronisch zur Verfügung zu stellen, ganz gleich, welche Geräte sie benutzen, ist die digitale Ausgabe ab sofort für sämtliche Betriebssysteme geeignet – beginnend mit dem Heft über die Geschichte Schottlands lässt sich das Magazin also nun auch auf dem Smartphone lesen.

Die neue, grundsätzlich überarbeitete digitale Ausgabe von GEOEPOCHE bietet alle Inhalte des gedruckten Magazins, darüber hinaus jedoch zusätzliche Möglichkeiten: etwa eine Volltextsuche oder die Einstellung unterschiedlicher Schriftgrößen.

Die neue digitale Ausgabe von GEOEPOCHE ist kompatibel mit Android, Amazon und iOS sowie für Tablet und Smartphone geeignet. Der Einzelverkaufspreis beträgt 7,99 Euro, das Jahresabonnement kostet 41,99 Euro, Abonnenten des gedruckten Magazins zahlen nur 2 Euro pro Ausgabe extra.

WIE WIR WURDEN, WAS WIR SIND

Neue Erkenntnisse aus der Lebenslaufforschung

Kum eine Frage drängt sich vielen Menschen stärker auf als die: Wer bin ich? Wir möchten verstehen, weshalb wir zu dem Menschen wurden, der wir sind, und warum wir in bestimmten Lebenslagen so und nicht anders handeln. Nicht zufällig beschäftigen sich Tausende Wissenschaftler weltweit mit der Lebenslaufforschung. Sie versuchen zu beantworten, weshalb der eine eher schüchtern und gewissenhaft, der andere forsch, extrovertiert oder nachlässig ist – und inwieweit Menschen ihre Persönlichkeit auch als Erwachsene noch verändern können.

Sie untersuchen, wie sich Bega bungen entwickeln, warum jeder von uns bestimmte Abneigungen verspürt, wer besonders viel Zufriedenheit, vielleicht gar Glück empfindet. Und nicht zuletzt: mit welcher Macht uns das Un bewusste durchs Leben lenkt.

Mit welchen Methoden Forscher das Ich entschlüsseln und zu welch überraschenden Einsichten sie gelangen: darüber berichten Reporter und Experten in GEOkompa



GEOkompa Nr. 50 »Wer bin ich?« kostet 9,50 Euro, mit DVD (»Die verborgene Macht«) 16,50 Euro. Weitere Themen: Neuanfang – Chancen in der zweiten Lebenshälfte / Vom richtigen Umgang mit Erwartungen / Familie – Das Erbe der Eltern



Jeder Mensch hat einen eigenen Charakter: Der eine ist neugierig und offen, ein anderer eher schüchtern und engstirnig. Doch warum ist das so?

Das FLORENZ der MEDICI

1400–1550

Kaum ein Ort zur Zeit der Renaissance ist schillernder, kunstsinniger, innovativer als Florenz. Dominiert wird die toskanische Stadt von einer machtversessenen Familie – doch deren Herrschaft ist gefährdet



Mit mehr als 40 000 Einwohnern zählt Florenz im 15. Jahrhundert zu den größten Städten Europas. Das Wollgewerbe, der Fernhandel und das Bankwesen haben die Metropole am Fluss Arno reich gemacht. Im Zentrum überragt die gewaltige Kuppel des Doms die übrigen Gebäude



Im Kampf gegen den Nachbar Pisa steigt Florenz zur Großmacht auf

Herausragende Kunstwerke und Gebäude entstehen am Arno, etwa der Palast der Familie Pitti



Radikaler florentinischer Denker: Niccolò Machiavelli



Cosimo de' Medici (l.) wandelt Reichtum in Macht um – und wird 1434 zum Paten der Stadt

Die Elite trifft sich bei Festmählern. Aber insgeheim verschwören sich andere Patrizier gegen die Medici



Das Florenz der Renaissance ist eine der bedeutendsten Metropolen der Welt – ein Ort, der in Wirtschaft und Politik, Kunst und Wissenschaft für eine neue Ära steht. Und von einer Familie beherrscht wird: den Medici. Ihre Mittel: Geld, Gewalt, Intrige. Und der schöne Schein.

Ab 1400 steigt ein Mitglied der Sippe dank seiner Bank zum zweitreichsten Mann der Stadt auf. Und schon in der nächsten Generation entwickelt Cosimo de' Medici jenen unbeirrbaren Drang zur Macht, der fortan charakteristisch sein wird für diese Dynastie von Kaufleuten: Systematisch setzt er das gewaltige Vermögen der Medici ein, um sich Anhänger zu verschaffen, macht Geschenke, erweist anderen Gefallen – bis er sich in einem Showdown mit den alteingesessenen Eliten an die Spitze des Gemeinwesens setzen kann.

Sein Enkel Lorenzo, genannt der Prächtige, reiht das inzwischen zu einer italienischen Großmacht aufgestiegene Florenz fast wie ein Fürst. Er führt einen prunkvollen Hof, fördert Künstler und Literaten, um das eigene Ansehen zu erhöhen. Auch durch ihn ist die Stadt am Arno für Kreative der wohl inspirierendste Ort jener Zeit, schaffen Maler und Bildhauer wie

Botticelli, Leonardo da Vinci und Michelangelo unzählige Meisterwerke. Hier haben bereits zuvor Denker und Gelehrte den Humanismus begründet, hat Filippo Brunelleschi das Geheimnis der Zentralperspektive entdeckt.

Doch die Herrschaft der Medici ist stets gefährdet. Nur knapp übersteht Lorenzo 1478 ein Attentat, an dem sich mächtige Verschwörer bis hinauf zum Papst beteiligen. 16 Jahre später wird das Geschlecht von Konkurrenten ins Exil nach Rom getrieben, während in Florenz der strenge Prediger Savonarola zum Machthaber aufsteigt. Auch weil es den Medici gelingt, zweimal eines ihrer Mitglieder auf den Papstthron zu hieven, können sie Florenz zurückerobern – und es sich nach düsteren Machenschaften als Großherzöge auf Dauer sichern.

Die nächste Ausgabe von **GEO EPOCHE** beschreibt jene Ära zwischen 1400 und 1550, in der sich Triumph und Drama, Pracht und Konflikt, Fortschritt und Krise in Florenz auf einzigartige Weise verdichteten. Das Heft schildert den Alltag und den Glanz einer Stadt, in der sich gleich zwei Schauspiele entfalteten, das der Renaissance und das einer Dynastie.

Das Florenz der Medici: die Geschichte einer Metropole und ihrer bedeutendsten Familie.

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEOEPOCHE